Hermione von Preuschen

1926, 4058

Der Roman meines Lebens

Ein Frauenleben um die Jahrhundertwende

von

Hermione v. Preuschen

geb 5/1 1854

Stuttgart-S
Eberhardtstr. 10
Postfach 218

1926

Verlag von K. F. Koehler / Berlin und Leipzig

C 7115 43/20

Universitäts-
Bibliothek
Heidelberg

C. 7115-43-20

Copyright 1926 by K. F. Koehler, G. m. b. H., Berlin und Leipzig
Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit 7

I. Teil: Jugend und Wachstum 9–60

Vorspiel 11. Familie. Erste Eindrücke 12. Adoleszenz 22. Flügelspannen 25. Studien und Träume 31. Erste Römerfahrt – Erste Liebe 46. Überwunden – Wurzelfassen – Bei der nachmaligen Kaiserin 53.

II. Teil: Leben und Wirken 61–159

Ehetragödie 63. „Mors Imperator" 69. Das Wunder 77. Des Wunders Ende 110. Hasten – Irren – Suchen – Streben 118. Villa Waldfrieden – Preuschen-Ausstellungen – „Erotische" Lyrik 121. Internationaler Pressekongreß in Italien 123. Eine Transaktion – „Gloria" 123. Der Religionsstifter – Das falsche System 126. „Vampyr Sehnsucht" – Lebenshunger 128. Pariser Preuschen-Ausstellung 129. Der Barbar 131. Die Erpressung 132. Reise durch Schottland 133. Wiener Ausstellung – Die „Tschechenfreundin" 134. Münchener Ausstellung – Schweiz – Spanien – Portugal – Madeira – Johanna 137. Die Brutmaschine 140. Christl und Griechenland 144. Fürstenart 145. „Ein gewöhnlicher Herr v. H...." 147. An der Riviera – In Korsika – Porto Venere 148. Die Adoption 151. Zwischenspiel 153. Niobidenarme 154.

III. Teil: Die Welt ein Tor zu tausend Wundern . . 161–294

Indische Preuschen-Ausstellung 173. Hiddensee und die Kinder 175. Norge-Fahrt 176. Bei Björnson in Aulestadt 178. Russische Kohlsuppe 181. Tempio-Ankauf 183. Ausstellung in London 184. Umzug – Neue Pläne 186. Die zweite Weltreise 188. Zurück zum Tempio – Neue Weltreise 214. Kapstadt – Kimberley 220. Rhodesia – Bulawayo – Matoppos – Khami 221. Das achte Weltwunder 222. Johannesburg –

Pretoria – Durban 223. Von Durban bis Tanga – Durch Portugiesenland und Sansibar – An Afrikas Westküste 225. Nach dem Kilimandscharo 226. Durch die Löwenwüste nach Voi 228. An den Quellen des weißen Nil 232. Auf der Ugandabahn nach Mombasa und über Aden nach Ceylon 235. Tempio-Raub 237. Nach Kambodschas Tempelwundern 238. In Annam und Tongking und in der Bai d' Along 243. Honolulu und der Feuersee Kilauea 246. Durch das kanadische Felsengebirge nach Chikago 250. Über Chikago, Niagara, die Tausend Inseln, auf dem Lorenzostrom nach Boston 252. Nach der Katastrophe im Tempio 255. Primula veris 259. Wieder im Tempio 262. Nach Tunesien – Tunis 263. Sousa – El Djem – Sfax – Gabes – Gafza 267. Tozer – Sbeitla – Kairuan – Dougga – Bullareggia 269. Algerien: Konstantine – Timgad – El Kantara 271. Biskra – Touggourt 273. Kerrata – Chabet el Akra – Bougie – Djurdjura (Atlas) 275. In Algier 276. Tlemcen – Mansouria – Oran – Blidah – Cherchell – Tipaza 279. In Kabylien. Überfahrt nach Palma – Barcelona – Mont Serrat 280. Marseille – Les Beaux – Arles – Mistral 281. Mabront 282. Krieg – Geld – Zusammenbruch 287. Pythia 290. Inge – Helga 290.

*

Zum Geleit

Nun werden Deine Memoiren gedruckt, liebſte Mutter, und Dein Wunſch wird ſieben Jahre nach Deinem Tode erfüllt. Du ſtarbſt eines ſchönen, wunderbaren, unbewußten Todes. Dich, die ihn ſo heiß fürchtete und noch auf Jahrzehnte von ſich weiſen wollte, überraſchte er mitten in Deiner bunten Tempiowelt, in ſtrahlender Geſundheit, Arbeitsluſt, Weihnachtsvorbereitung und umgeben von der zärtlichen Liebe Deiner Kinder. Der letzte Teil des „Lebensromans", der von dem Zuſammenleben mit den endlich wiedergefundenen Kindern handeln ſollte, iſt ungeſchrieben geblieben; er wäre vielleicht der unintereſſanteſte, aber ganz gewiß der glücklichſte geweſen; denn was Du auch alles warſt und ſein wollteſt, Du Ruheloſe, Du in der weiten Welt der Wunder und der Sehnſucht Umherſchweifende, Du, die Du frevelhaft wie keine andere gegen den Inſtinkt der Mutter gehandelt und dafür groß und ſchmerzhaft wie keine andere gelitten haſt, Du warſt dennoch im letzten und urſprünglichen Sinne Mutter, und dafür biſt Du unendlich geliebt worden. In den Herzen Deiner Kinder haſt Du Dir ein unvergängliches Denkmal aufgerichtet, und in jedem guten, naiven, warmen Lebensgefühl, das uns ergreift, ſpüren wir Dich und den in Worten nicht auszudrückenden, geheimnisvollen Sinn unſeres gemeinſamen Blutes.

Möchte niemand von denen, die meine Mutter hier erwähnt und die noch am Leben ſind, ſich irgendwie perſönlich gekränkt fühlen. So wie ihre Liebenswürdigkeit jeden, der mit ihr in Berührung kam, entwaffnete — auch ihre ſogenannten Feinde — ſo gehörte meine Mutter, wie ihr größter Freund ſagte, „zu den Menſchen, die ſeltener ſind als die blauen Hunde, nämlich: die keine moraliſche Kritik kennen".

Hatzenberg, Sommer 1926

Helga Gericke

Pretoria – Durban 223. Von Durban bis Tanga – Durch Portugiesenland und Sansibar – An Afrikas Westküste 225. Nach dem Kilimandscharo 226. Durch die Löwenwüste nach Voi 228. An den Quellen des weißen Nil 232. Auf der Ugandabahn nach Mombasa und über Aden nach Ceylon 235. Tempio-Raub 237. Nach Kambodschas Tempelwundern 238. In Annam und Tongking und in der Bai d' Along 243. Honolulu und der Feuersee Kilauea 246. Durch das kanadische Felsengebirge nach Chikago 250. Über Chikago, Niagara, die Tausend Inseln, auf dem Lorenzostrom nach Boston 252. Nach der Katastrophe im Tempio 255. Primula veris 259. Wieder im Tempio 262. Nach Tunesien – Tunis 263. Sousa – El Djem – Sfax – Gabes – Gafza 267. Tozer – Sbeitla – Kairuan – Dougga – Bullareggia 269. Algerien: Konstantine – Timgad – El Kantara 271. Biskra – Touggourt 273. Kerrata – Chabet el Akra – Bougie – Djurdjura (Atlas) 275. In Algier 276. Tlemcen – Mansouria – Oran – Blidah – Cherchell – Tipaza 279. In Kabylien. Überfahrt nach Palma – Barcelona – Mont Serrat 280. Marseille – Les Beaux – Arles – Mistral 281. Mabronk 282. Krieg – Geld – Zusammenbruch 287. Pythia 290. Inge – Helga 290.

*

Zum Geleit

Nun werden Deine Memoiren gedruckt, liebſte Mutter, und Dein Wunſch wird ſieben Jahre nach Deinem Tode erfüllt. Du ſtarbſt eines ſchönen, wunderbaren, unbewußten Todes. Dich, die ihn ſo heiß fürchtete und noch auf Jahrzehnte von ſich weiſen wollte, überraſchte er mitten in Deiner bunten Tempiowelt, in ſtrahlender Geſundheit, Arbeitsluſt, Weihnachtsvorbereitung und umgeben von der zärtlichen Liebe Deiner Kinder. Der letzte Teil des „Lebensromans", der von dem Zuſammenleben mit den endlich wiedergefundenen Kindern handeln ſollte, iſt ungeſchrieben geblieben; er wäre vielleicht der unintereſſanteſte, aber ganz gewiß der glücklichſte geweſen; denn was Du auch alles warſt und ſein wollteſt, Du Ruheloſe, Du in der weiten Welt der Wunder und der Sehnſucht Umherſchweifende, Du, die Du frevelhaft wie keine andere gegen den Inſtinkt der Mutter gehandelt und dafür groß und ſchmerzhaft wie keine andere gelitten haſt, Du warſt dennoch im letzten und urſprünglichen Sinne Mutter, und dafür biſt Du unendlich geliebt worden. In den Herzen Deiner Kinder haſt Du Dir ein unvergängliches Denkmal aufgerichtet, und in jedem guten, naiven, warmen Lebensgefühl, das uns ergreift, ſpüren wir Dich und den in Worten nicht auszudrückenden, geheimnisvollen Sinn unſeres gemeinſamen Blutes.

Möchte niemand von denen, die meine Mutter hier erwähnt und die noch am Leben ſind, ſich irgendwie perſönlich gekränkt fühlen. So wie ihre Liebenswürdigkeit jeden, der mit ihr in Berührung kam, entwaffnete — auch ihre ſogenannten Feinde — ſo gehörte meine Mutter, wie ihr größter Freund ſagte, „zu den Menſchen, die ſeltener ſind als die blauen Hunde, nämlich: die keine moraliſche Kritik kennen".

Hatzenberg, Sommer 1926

Helga Gericke

I. Teil

Jugend und Wachstum

Vorspiel

Diese Blätter sollen vielleicht erst erscheinen, wenn ich tot bin. Wie seltsam das klingt! Vor wenigen Jahren noch schien es mir unmöglich, daß ein Flammenherd wie meine Seele jemals verlöschen könne! Ganz unmöglich schien es mir! Und nun dämmert mir langsam die Erkenntnis auf, daß Leben und Tod eigentlich ganz dasselbe sind wie Wachen und Schlafen, ganz dasselbe, nur eine andere Phase unseres Bestehens im Dasein, und daß es letzten Endes kaum lohnt, darüber viele Worte zu verlieren. Sind wir doch eins mit dem Unendlichen — so oder so. Nur daß uns im besten Fall, vielleicht im Dämmerzustand der Seele nach dem Tode, — wenn sie sich nicht ganz auflöst —, all unsere einstigen Schmerzen und Freuden unendlich ferne gerückt sind, nur wie ein dumpfes Traumbewußtsein dünken. Unser ganzes Leben — wie der wirre Traum einer Nacht!

Wie lange ist es her, daß ich noch immer in törichtem Kinderwahn glaubte, die Welt zu mir, zu meinen Füßen zwingen zu können. Vor meinem „Genie" sollte sie sich beugen, es bewundern —, davon fortgerissen werden. Ach, der Wahn ist verrauscht, der Traum ist verweht! Nun will ich den Menschen etwas Köstliches schenken, all denen, die nach mir kommen und lieben und leiden und sich sehnen, wie einstmals ich. Ich will ihnen ein ehrliches Künstlerherz zeigen, rücksichtslos wahr, fern aller Verlogenheit falscher Konventionen. Ich will allen Künstlerseelen in ihrer ewigen Verworrenheit und ihrem dumpfen Drang, in all ihren dunklen „Süchten" helfen, in sich die große Linie zu finden, von Anfang an bis über sich selber hinaus. Die große Linie, die uns allein retten kann aus dem Chaos des Lebens und aus dem Chaos des eigenen Selbst.

Wenn ich jetzt mein Leben überdenke, wird mir schon so manches klar, was mir einst nur dunkel und wild im Blute gelegen. „Es ist alles

Temperamentssache", — dieser scheinbar so banale Satz ist ebenso wahr, wie der andere, daß erst der Charakter den Sieg des Genies bestimmt. Denn ein Genie ohne Charakterstärke geht unrettbar zugrunde, das beweist uns die Weltgeschichte. Und Weichheit hat sich noch immer an Härte zerrieben, — biegsame Güte und Liebessehnsucht liegen ewig mit allen Grausamkeiten des Lebens im Zwiespalt. Wie viele Schmerzen hätte mir das Leben erspart, wenn ich mir früher hierüber klar geworden wäre. Glaubte ich nicht immer wieder: schwereres Los als das meine — grausameres Leiden — habe vor mir noch keine Menschenseele getragen? Jetzt weiß ich's: Menschenseelen sind wie Falter, die ewig im Dunkel aneinander vorbeiflattern — sich fast zu Tode flattern und niemals finden können, was vielleicht in nächster Nähe in gleicher Sehnsucht ringt. Sie finden nichts, weder draußen noch drinnen — weder bei sich, noch bei andern.

Da geben dann so viele das Suchen und Ringen auf und alle Entwicklungsmöglichkeit — und mästen nur noch ihren Leib — und im alltäglichen Kampf ums Brot begraben sie ihre Ideale. Das sind in Wahrheit „Gestorbene" im Leben, und der größte Friedhof ist der der noch Lebendigen.

Aber wehe ihnen, „wenn wir Toten erwachen". —

Ich will euch allen, auch euch, den lebend Toten, meine nackte Seele zeigen, — sie braucht sich nicht zu verbergen, denn Kleinheit liegt ihr fern. Sub specie æternitatis sollt ihr in meinem Leben alles betrachten und beurteilen können. Dabei schwinden Menschenmaße und Menschenbedenken. Und nur das Echte bleibt, — sondert sich von der Spreu aller Talmigefühle und Gedanken. —

Familie. Erste Eindrücke

Ich stamme aus einer hessischen Adelsfamilie, die sich nach ihren Traditionen von luxemburgischen Raubrittern ableitet. Die Burg Brisch, (der Stammsitz) steht noch dort. Aber es ist schon sehr lange her, und später tauchten die Raubritter im Limburgischen als Pfarrer wieder auf. Und das gibt wohl das unselige Gemisch meiner Seele: ein Zwitterding

von Raubritter und Osterlamm — stets am unrechten Fleck allzu ungestüm, verwegen oder allzu weich und schwach.

Raubritter und Osterlamm! Es war die Signatur meiner Seele, der Fluch meines Lebens.

Meine Mutter war eine geborene Scheffer-Hattendorf, aus einer uralten hessischen Rittergutsbesitzersfamilie auf niedergehendem Ast. Vier Kanzler zählte das Geschlecht; viele Rittergüter hat es besessen, unter anderen auch Liederbach, von dessen herrlicher Einrichtung und seidenen Tapeten meine Großmutter oft erzählte. Sie stammte aus der altheissischen Familie von Hanstein und besaß sechzehn Ahnen. Die Scheffers hatten einen Adelsbrief aus dem vierzehnten Jahrhundert, dünkten sich aber zu gut dazu, den Adel auch zu führen. Unter dem Bruder meiner Mutter wurde das letzte Rittergut Hattendorf aufgeteilt; er selber ging als Farmer nach Amerika und ist dort gestorben.

Meine Mutter, die seinerzeit anerkannt schönste Frau von Darmstadt, heiratete mit sechzehn Jahren meinen Vater, der sechsunddreißig zählte. Es war anfänglich eine Liebesehe, die sich später nicht sehr glücklich gestaltete. Mein Vater, der als Geheimrat gestorben ist, wurde trotz seines guten Gemüts und seiner großen Musikbegabung später ein verbitterter, einsamer Mann. Meine heiß empfindende Mutter — ein Brausekopf — fühlte sich unverstanden. Später wurde auch ihre Richtschnur das Urteil der Welt. Trotzdem war sie die erste, die mir meine Malerlaufbahn einschlagen half. — Ich will nun versuchen, möglichst unmittelbar die Eindrücke, die verworrenen Bilder meiner ersten Kindheitsjahre, festzuhalten.

Offen gestanden habe ich sehr wenig Erinnerungen hieran. In der weitesten Ferne sehe ich alles. Ich lief stets fort von Hause, sobald ich nur irgend laufen konnte, und mein Vater band mir ein Glöckchen um den Hals, das man bald da, bald dort bimmeln hörte. Einmal lief ich fort auf die Straße, so weit ich nur konnte; wurde bald wieder eingefangen und fühle noch jetzt das Bedauern hierüber. Ein andermal versteckte ich mich auf dem Balkon hinter einem großen Granatbaum. Ich hörte meine Mutter klagen und jammern über mein Verschwinden, blieb aber ruhig in meinem Winkel, bis ich, erst nach Stunden, durch Zufall aufgefunden wurde. Warum ich nicht freiwillig wieder vortrat, besonders, da ich das

laute Weinen meiner Mutter in allen Nerven prickeln fühlte, ist mir noch heute ein Rätsel. — Ein andermal sehe ich mich mit meinem Vater zum Fenster hinausschauen. Er summte ein Lied vom Wind „Der reißt dem Kind die Schlappohren aus". Ich dachte: meine Ohren sind klein und keine „Schlappohren". Das begriff ich nicht: warum solch scherzhafte Unwahrheit lustig sein sollte. —

Meine schöne Mutter wurde in Darmstadt vom alten „Hofmaler Hartmann" gemalt. Ich sehe ihn noch vor mir: klein, schlank, mit großem grauem Schnurrbart. Ich durfte mit ihr gehen in das schräge Dachatelier und betrachtete mit größter Aufmerksamkeit Pinsel und Farben und die damit verbundene Handhabung. — Zu Weihnacht erhielt ich dann weißes Papier und bunte Stifte.

Dabei erwachte meine erste „Sinnlichkeit", als ich blaue Vergißmeinnicht mit gelbem Kelch versah, — ich fühle das noch heute wie einen Genuß, das zarte Blau zum tiefen Gelb des Kelches. — Und dann war mein Schönstes — ich war noch ganz klein — unter den Flügel zu kriegen, wenn mein Vater, stark das Pedal bearbeitend, phantasierte. Wie in einen Dämmerzustand kam ich dadurch, vergaß alles andere darüber und mußte oft mit Gewalt aus meinem Versteck hervorgeholt werden. —

Wenn meine Eltern zum Hofball gingen, meine Mutter stundenlang Toilette machte und, — wie mir schien, in Märchengewänder gehüllt, — mir Lebewohl sagte, versprach der Vater, mir Konfekt mitzubringen. Am andern Morgen hatte er nur spärlich Wort gehalten. Ich aber schlüpfte hinauf in die Mansarde zum Hoflakai Wachtel — der hatte noch weit schöneres und reichlicheres Konfekt für mich, das „Glöckchenkind" gemaust — und war heimlich verwundert, daß meine vornehmen Eltern mir weit weniger Süßes mitbringen konnten als der „Vater Wachtel".

Dann zogen wir in eine andere Wohnung mit einem Garten, in dem sich mir Wunderschätze enthüllten. Ich glaube, dort hat sich der große Pan meiner Kinderseele bemächtigt, — ich saß tagelang in irgendeinem grünen Winkel, unter Blumen, und verfertigte Puppenhütchen aus Rosenblättern. Mit den Dornen heftete ich Bindebänder von Bandgras daran. Und Ketten von kleinen Blütchen machte ich, in der Art, wie ich

sie später in Indien sah, die man bei uns nicht kennt. Im Herbst, wenn die Trauben reiften, große blaue Trauben, kroch ich auf eine Leiter, steckte meinen Kopf zwischen Laub und Früchte und blickte hinein in den Nachbargarten, der mir eine verbotene Wunderwelt schien. So märchenhaft war mir das alles.

Nach Jahrzehnten stand ich wieder in meinem Kindheitsparadies und konnte gar nicht fassen, wo ich all seine Schönheiten gefunden hatte. Ja — das war der große Pan, der mich dort zum erstenmal geküßt hatte! Und noch ein anderer vielleicht: der Weltgenius oder zu deutsch „Reiseteufel" nahm dort heimlich und unbemerkt Besitz von mir. —

Über uns wohnte eine Familie Ulrich, die kam geradewegs von Trinidad und Barbados.

Der Hausbesitzer war ein „Pariser Schneider" Mr. Eppenestre, der in seiner Vaterstadt Darmstadt die in Paris erschneiderten Renten verzehrte. Im Gartenhaus wohnte ein alter russischer Graf von der Gesandtschaft. Mit diesen Menschen aus verschiedensten Kreisen kam ich damals viel in Berührung, hörte von fernen Ländern und Städten wie von nächster Nachbarschaft. All das machte mir einen unauslöschlichen Eindruck. Was ging mir nicht alles durch den verworrenen Kleinkindersinn. — Bisher war ich der einzige Sprößling meiner Eltern gewesen. Ich bekam eine französische Schweizerin zur Bonne. Sie war sehr hübsch und lustig, und ich konnte bald französisch mit ihr plappern wie ein kleiner Papagei.

Aber eines Abends war starke Unruhe im Haus. Eine fremde Frau lief mit großen Schwämmen und Wasserkannen durchs Kinderzimmer, dann hörte ich gelles Schreien. Ich wurde früher als sonst zu Bette gebracht, und Louisa vergaß sogar, mir Daumen und Zeigefinger mit „Bitterem" zu reiben. Das war zum Abgewöhnen, denn ich lutschte allnächtlich an zwei Fingern zum Einschlafen und hatte sie mir schon halb abgelutscht; ich sehe sie noch vor mir: ganz dünn waren die kleinen Finger, mit tiefen Dellen darin. Das war das „Suckeles". Mit der linken Hand zog ich dann das Leintuch übers Ohr und kratzte eifrig daran, das „Kratzes". Ohne „Suckeles" und „Kratzes" war mir ein Einschlafen unmöglich, und ich empfand es als bodenlose Grausamkeit, daß

man mir dies Vergnügen durch Wermuteinreibungen abgewöhnen, vergällen wollte. — An jenem Abend aber kratzte und sog ich völlig ungestört, nach Herzenslust.

Am andern Morgen kam der Vater an mein Bett, hob mich heraus und trug mich ins Schlafzimmer der Mutter: „Du hast ein Schwesterchen bekommen." Ich staunte das kleine Weltwunder an, entzückte mich an den winzigen Händchen, begriff nicht, wo das Kind so plötzlich hergekommen war. Der „Storch" schien mir so unwahrscheinlich. Warum ließ er sich nicht sehen? —

Aber von jener Zeit an umgab mich eine kühlere Luft im Haus. Alle Liebe ward auf die neugeborene Schwester, das „Nesthäkchen", gerichtet. Und ich begann schon frühe zu fühlen, daß mein Herz viel zu warm sei für die gewöhnliche Welttemperatur. So hat es denn, mit wenigen Ausnahmen, sein Leben lang gefroren. —

Bald sollte der Unterricht beginnen. Herr Huth, ein starker Mann mit grauen Löckchen und Stupsnase, lehrte mich lesen und schreiben. Ich fand, er sah genau aus wie ein Lutherbild, das im Kinderzimmer hing.

Eines Tages wurde die Großmutter erwartet. Ich freute mich sehr darauf, denn sie brachte stets herrliche „Magenmorsellen" mit, eine Spezialität aus Marburg, wo sie seit kurzem lebte. — Großmutter kam auch und ging bald darauf mit den Eltern aus; Louise war bei der kleinen Mimi, die sich zu einem frechen Schreihals entwickelt hatte.

Ich benutzte die Zeit, um der Großmutter Koffer nach weiteren „Magenmorsellen" zu durchsuchen, fand jedoch statt dessen eine prächtige Spitzenhaube mit lang flatternden lila Bändern (ich sehe sie noch) und ein großes Goldkreuz. Das letztere steckte ich in meine kleine Perlentasche, die Prachthaube aber unters Bett. Geschah der Großmutter schon recht. Was brachte sie auch so wenig Morsellen mit!

Abends sollte die Haube eingeweiht und das Goldkreuz getragen werden. Beides war nicht aufzufinden, es entstand große Aufregung, die Dienstboten wurden beschuldigt. Es wurde mir ungemütlich, ich sagte: „Schaut doch unters Bett." Dort lag die Staatshaube, im hintersten Winkel, zusammengeknüllt. Meine Mutter wollte mich schlagen. Bei dieser Gelegenheit fand sie das goldene Kreuz in meiner Tasche. „Du

böses Kind, du schlechtes Kind", jammerte sie. „Warum hast du das getan?" — Und ich weiß es noch heute nicht, warum. Vielleicht, weil des Menschen Herz böse ist von Jugend auf? —

Ich sollte nun bald in die Schule kommen, nachdem ich vier Jahre lang von Herrn Huth-Luther unterrichtet worden war. Aber nun fingen die Hauptleiden meiner Kinderzeit an. Ich konnte mich nicht mit den andern kleinen Mädchen anfreunden, sonderte mich stets ab und konnte nicht verstehen, warum sie immer schrien und lustig waren. So vieles hatte ich zu überlegen, an so vieles zu denken. Am herrlichsten war doch das Leben in Venedig gewesen, bei den großen Malerfürsten. Wer doch auch einmal ganz plötzlich sagen könnte: „Anch io sono pittore!" — Jede Rose, deren ich Sommers habhaft wurde, setzte ich mir in einer Vase aufs Fensterbrett. Aber nur wenn der Himmel blau war. Dann träumte ich mich nach Venedig. Das Fensterkreuz wandelte sich zum Spitzbogen. Unten schluchzte die Lagune, und ich war Tizian, der seine tote Tochter malte — oder die blonde Dogaressa, die ihren alten Gatten betrügend den „Buhlen" erwartet. Dies Wort Buhle weckte mir ganz besondere Vorstellungen.

Aber die Schule war mir ein Greuel. Eigentlich hab' ich mich dort an niemand angeschlossen, nur ein gutes, dummes Mädel, Lola Reis hieß sie, holte mich in all den Jahren unentwegt zum Schulgang ab. Ich wußte sonst nichts von ihr. Habe auch später nie wieder von ihr gehört, nach der Einsegnung hab' ich sie aus den Augen verloren. Geht's nicht fast mit allen Menschen so? Man wandert eine kleine Weile zusammen, und dann bleibt der eine ein paar Schritt zurück, holt den andern nie wieder ein, und man hört niemals wieder voneinander.

Am fürchterlichsten waren mir die Pausen, wenn sich alle Freundinnen, Arm in Arm, aneinanderketteten und zusammen tuschelten. Damals kroch das Einsamkeitsgefühl mir zum erstenmal bewußt übers Herz.

Um nicht mit den andern zusammen zu sein, stieg ich oft in den Pausen heimlich auf den Speicher und kroch zwischen der nassen Wäsche umher. Und diese Pausen dünkten mich endlos.

Das Lernen war mir eine Freude. Besonders Geschichte und Sprachen liebte ich. Der Geschichtslehrer, Herr Dr. Boßler, rothaarig, schlank

und elegant, war sogar mein erster Schwarm. Ich war freilich nicht die einzige in der Klasse, die ihn heimlich anbetete. Zu seinen Stunden trugen wir alle unsere Sonntagsstiefel. Er heiratete später, nach zehn Jahren, auch wirklich eine seiner Schülerinnen.

Am meisten bewundert von allen Schülerinnen, vielmehr internen Pensionärinnen, habe ich Henriette Schadee, eine Holländerin, die ich später in Rotterdam besuchte, und Fanny Jais, das üppige Münchner Kindl, das mit einem Mediziner, Dr. Graf, verlobt war. Auch in deren Haus in München bin ich später öfter gewesen. Leider wurde der arme Doktor bald wahnsinnig. — Dann war da noch die bildschöne Lily Meyer aus Brasilien, die so wunderbar die Kassandra vortrug. (Ich versuchte stets es ihr nachzutun.) Sie heiratete den Kunstschriftsteller Dr. Wilhelm Lauser in Wien. Auch bei ihr war ich auf meinen Wanderfahrten. Sie wohnten in einem großen Park, und sie wiegte ihr Erstgeborenes. (Ich lernte dort gekochte Maiskolben mit Butter verspeisen.) — Wo sind sie hingekommen, diese Frauen? Mir ist, ich höre sie noch lachen und scherzen. Fanny Jais küßte so gerne, aber die Vorsteherin, mit dem Spitznamen „das graue Mäntelchen", hat es ihr dann verboten. „Das sei allzu sinnlich." Diese Bemerkung regte die ganze Klasse zu starkem Nachdenken an. — Der englischen Lehrerin, Fräulein Lanz, brachte ich öfter Granatblüten von dem Baum, hinter dessen Kübel ich mich einst versteckt hatte. Die roten Granatblüten dieses Baumes durchflammten meine ganze Kindheit. Wen ich liebte, dem brachte ich von ihnen. Aber mir war, als ob keiner die symbolische Gabe meines flammenden Herzens erkannte. Ich blieb mein Leben lang, allem Glück gegenüber, stets das kleine Mädchen mit den Granatblüten! Heischend und niemals findend! —

Zu Hause fühlte ich mich nicht allzu wohl. Immer mehr wandte sich die Liebe der Eltern meiner Schwester zu, die es durch ihr anschmiegendes, äußerlich zärtliches Wesen dahin brachte, daß ihr jeder Wunsch erfüllt wurde. —

Wir waren wieder umgezogen, und ich bekam neben der Küche ein schmales Kämmerchen eingeräumt, eine „eigene Stube"! Das machte mich unendlich stolz, so puritanisch schlicht das Gelaß auch war. Ich zog mir Bohnen und Winden vor dem Fenster, hatte in einem alten

Schreibpult eine heimliche Konfektsammlung und stellte mir ans Fenster einen Teller mit Obst und ein aufgeschlagenes Lieblingsbuch, Schwabs Balladenschatz. Wenn ich nun in der Schule an dies mein eigenstes Dorado dachte, schwamm mein Herz in Wonne. Sobald ich wieder zu Hause war, schloß ich mich ein in meinem Reich, unter dem Vorwand dringender Schularbeiten. Dann erst fühlte ich mich völlig frei, völlig mich selber.

Wir hatten auch hier einen Garten, zu dem, zwischen zwei Mauern, ein schmaler Rebengang führte. Welche Träume umschloß mir dieser grüne Laubengang, der, wenn die Sonne darauf schien, von grüngoldenen Lichtern durchblitzt war. Mein Vater pflanzte und säte in seinen Mußestunden, meine Mutter putzte dabei Gemüse und forderte mich, stets vergebens, zur Mithilfe auf. „Du rennst lieber wie ein wildes Tier im Rebengang auf und ab", meinte sie verweisend. — Schrecklich empfand ich mit der Zeit unsere „Geheimratswirtschaft", den Widerspruch von Sein und Schein in unserm Leben. Es kam alles darauf an, der „Welt" Sand in die Augen zu streuen. Hofbälle und kostbare Straßenkleider! Zu Hause ließ man sich nicht gerne unvorbereitet überraschen. Einen unvorhergesehenen Besuch zu Tisch zu bitten, wäre eine Unmöglichkeit gewesen, dagegen gab es große Gesellschaften, mit wochenlangen Vorbereitungen (täglich verdoppelter Krummstreckung) und vornehmen Lohndienern. Oder aber alles auf den Kopf stellende Logierbesuche. Bei Gästen war unser Tisch berühmt, für uns vier allein war er sehr spärlich.

Ich erregte einmal das Entsetzen meiner Mutter, als ich ihr erklärte, noch niemals satt geworden zu sein.

Sehr oft kam ein alter Erbonkel, Baron Zoch, auf den alle möglichen Rücksichten genommen wurden. Ich war sein Liebling — meine Schwester hat ihn dann, Jahrzehnte später, beerbt. Er war weitgereist, sehr anspruchsvoll, ein Schwabe, der jeden Satz mit „Hajo" begann. Wir nannten ihn daher den „Hajoonkel", und er imponierte mir damals gewaltig; umgab ihn doch für mich der Nimbus seiner Weitgereistheit.

Mein Vater hatte oft auswärtige Termine. Da durften wir meistens mitfahren, „um den Wagen auszunützen". All diese Fahrten machten mir tiefen Eindruck; ich legte mir ein Buch an, in dem ich die verschiedenen

Orte, an die mich diese Reisen brachten, notierte. Jedesmal bei einer neuen Einzeichnung hatte ich das unwillkürliche Gefühl: „Nun ist's ein Ort weniger auf der Welt, den du noch nicht kennst." Denn von frühester Kindheit an hatte ich einen brennenden Reisetrieb und ein Gefühl, daß es so etwas wie eine eherne Pflicht für mich sei, alles, aber auch alles in dieser Welt gründlich zu kennen und zu besichtigen. — Ich nahm auf jeden dieser Ausflüge mein Skizzenbuch mit und brachte meine kindlichen Zeichnungen aller neu geschauten Dinge mit großem Stolz zurück. Einmal fuhren wir nach Lindenfels im Odenwald. Um die romantische Burgruine blühte der Holunder. Im Wirtshaus trafen wir einen jungen Maler — August Fritz hieß er — der ist dann später, für ihn viel zu früh, verdorben, gestorben. Aber damals machte sein Können einen gewaltigen Eindruck auf mich. Er lobte meine schwachen Versuche und sagte mir beim Abschied: „Adieu, kleine Künstlerin." —

Ich besitze noch ein altes Notizbuch aus jener Zeit, darin finden sich die Worte: „Adieu, kleine Künstlerin!" Dies Wort prägt sich mir mit Flammenschrift ins Hirn und entscheidet mein Schicksal — ich werde Künstlerin!

Wir waren einen Sommer in Jugenheim an der Bergstraße. Alle süße, fast südliche Schönheit des Heiligenbergs, dem Sitz des Prinzen Alexander von Hessen und seiner Gemahlin Prinzessin Battenberg, der Mutter des nachmaligen ersten Bulgarenfürsten Alexander, grub sich in meine Seele. Oft saßen wir am „goldenen Kreuz", das herrlichen Blick in die Rheinebene gewährt. — Wie ich schon damals die Natur liebte! —

Aber nunmehr war kein Bild in keiner Zeitschrift sicher vor mir. Alles zeichnete ich ab, alles, und war unendlich stolz darauf.

Dann kam der Krieg siebzig mit seinen Unruhen! In mein Stübchen kam Einquartierung. Ein Büchsenmacher, der nicht lange danach an der Cholera starb.

Meine Mutter pflegte in einem Lazarett. Ich durfte sie manchmal besuchen und den Verwundeten Blumen und Obst bringen. Wie mich das beglückte. Schon damals wurden die gefangenen verwundeten Franzosen mit besonderem Interesse behandelt. Oft sahen wir von den Schulfenstern in ein anderes Lazarett, und viele von uns warfen den französischen

Soldaten mit den roten Hosen Kußhändchen zu! Bis die Vorsteherin dahinter kam und das Strafgericht folgte. — Mein Onkel Fritz, meiner Mutter jüngster Bruder, Oberleutnant in österreichischen Diensten, seinerzeit bei Königgrätz schwer verwundet und zum Einarmigen geworden, kam nun im Jahr 1870 lange zu uns zu Besuch und erregte mit seinem einen Arm, seiner männlichen Schönheit und weißen Uniform das Interesse der ganzen kleinen Residenz. Ich konnte ihn nicht leiden, ich traute ihm nicht. Er fühlte sich als Märtyrer, weil er nicht mit in den neuen Krieg ziehen konnte. Wir waren im Sommer, wie fast jedes Jahr, wieder lange in Hattendorf, auf dem Rittergut. Die Großmutter war schon gestorben, mein Onkel Louis bewirtschaftete alles aus dem Vollen. Onkel Fritz, der sich zur Erholung dort aufhielt, schlug irgendwie, auf geheimnisvolle Art, über die Stränge. Ich belauschte manche geheime Familiensitzung über seine Sünden, die mich sehr interessierten und aufregten. Es war alles so dunkel, das Leben hatte so viele Fragen und Rätsel. Wann würde man alles wissen? Ich zeichnete wieder eifrig, diesmal nach der Natur. Denn der Maler Schlösser, ein Darmstädter Kind, der durch den Krieg von Paris vertrieben worden war, hatte meine Arbeiten gesehen und mir zur Pflicht gemacht, nie mehr nach Vorlagen, sondern nur nach der Natur zu zeichnen und zu malen. So zeichnete ich denn in diesem oberhessischen Winkel, an der Schwelm, nahe von Alsfelds Storchennest, alles, was mir vor die Finger kam. Aber noch weit lieber schwärmte ich ziellos in Feldern und Wäldern umher. Einen kleinen Hügel erklomm ich jeden Abend, um die Sonne untergehen zu sehen. Dann breitete ich die Arme aus, schaute wie verzückt in die rote Glut und rief: „Großer Weltengeist, nimm mir alles, nur laß mich die Welt sehen, die Welt!" —

Wenn ich dann allzu spät zum Abendbrot kam, schalt meine gute Tante Ottilie, meiner Mutter unverheiratete Schwester: „Mit dir ist's nicht mehr auszuhalten, du wirst täglich verrückter."

Ich las nun auch wahllos, was mir unter die Finger kam, und das Leben erschien mir immer bunter und verworrener. Immer mehr zog ich mich in mich selber zurück. Ja, meinen Eltern war ich bald gänzlich entfremdet. Sie begriffen mich nicht.

Adoleszenz

Am liebsten las ich Reisebeschreibungen. Die waren auch das einzige, das mich zu Tränen rühren konnte! Aber mein Vater sagte dann: „Bilde dir nur nicht ein, daß du jemals große Weltreisen machen kannst. Woher willst du das Geld dazu nehmen? Es ist auch viel besser, ruhig im Land zu bleiben. Deine Reiseideen sind ebenso verrückt wie deine Künstlermarotten! Woher hast du nur den unruhigen Geist? Das wird noch einmal schlimm mit dir enden, vielleicht am Galgen!" — — — Sehr konsequent war mein guter Vater hierbei allerdings nicht. Denn bald darauf erzählte er mir wieder von den abenteuerlichen Fahrten der Afrikareisenden Alexandrine Tinné, die ja freilich, wie er weise hinzufügte, von Eingeborenen ermordet wurde. So rächte sich ihr ungebührlicher Reisetrieb.

Bald hätte meine sensitive Seele aber an einen Mord meinerseits geglaubt! Wir fuhren einmal wieder alle im Wagen auf einer holperigen Landstraße. Ich umklammerte dabei angstvoll und fest meines Vaters Hand. Auf einmal schoß ein Blutstrahl aus seiner Pulsader empor wie ein Springbrunnen, und es fehlte nicht viel, so hätte sich mein Vater daran verblutet. Zum Glück fuhr ein Landarzt vorbei, der einen regelrechten Verband anlegen konnte. „Siehst du nun, daß du noch einmal an den Galgen kommen kannst?" rief mein Vater vorwurfsvoll. — Dieser Vorfall warf tiefe Schatten in meine Seele. Und ein anderer gleichfalls. Bei einem Herbstlandaufenthalt im „Halben Mond" zu Heppenheim, wo uns die reifen Aprikosen in die Fenster wuchsen und die ganze Fruchtfülle der hessischen Bergstraße mir in die Seele quoll, nahm mich meine Mutter mit zu einer Besichtigung der in Heppenheim befindlichen Riesenlandesirrenanstalt.

Dieser Tag machte mir einen unauslöschlichen Eindruck.

— „Und nun sollen die Damen noch die Tobsüchtigen sehen, wenn auch nur von weitem", lächelte der Doktor Ludwig, nachdem er uns erst von Veitstanzbesessenen hatte umgaukeln lassen. — „Kleines Fräulein, legen Sie mal das Auge hier ans Schlüsselloch, die Tür ist verriegelt!" — Ich war damals vierzehn Jahre alt und gehorchte herzklopfend. Mein

Auge fiel auf eine Frau mit langem grauem Haar, in hemdartigem Gewand, die mir den Rücken drehte. Wie gebannt haftete mein Blick auf ihr. Ob sie fühlen mochte, daß man sie beobachtete? Sie drehte sich plötzlich um, warf das Haar zurück, näherte sich der Tür. Ich wußte, die war verschlossen, aber auch wenn sie offen gewesen wäre, ich hätte mich gar nicht rühren können, ich war wie gelähmt.

Und nun beugte sich die Irre herab — vielleicht hatte sie Füße unten durch den Türspalt bemerkt — sie beugte sich herab und preßte ein blutunterlaufenes Auge dicht ans Schlüsselloch. Ich schaute gerade hinein in den Herd des Wahnsinns, so lange, bis ich ohnmächtig zusammenbrach.

„Ihre Mutter hätte Prügel verdient für diese pädagogische Tat", meinte später mein alter Freund Theodor Storm, als ich ihm hiervon erzählte.

Eines meiner ersten Gedichte wurde damals geboren mit dem Schluß: „Und ich begreife selbst das Narrenhaus."

Ja, ich fing an, vieles zu begreifen, vieles. Nur eines nicht: warum ich nicht glücklich war. Die heißen Hände der Sehnsucht begannen leise über mein Herz zu streichen und mein Blut aufzupeitschen.

Im Haus über uns lebte ein Justizrat Meisenzahl mit zwei Töchtern. Die jüngere, Auguste, vier Jahre älter als ich, etwa achtzehn Jahre, sollte Pianistin werden und spielte den ganzen Tag ihre Läufe, Triller und Salonstücke über unsern Köpfen. Zur Verzweiflung meiner Eltern und zu meiner heimlichen Bewunderung. Dann lernte ich sie kennen und kam öfter zu ihr hinauf. Aber durch Zufall entdeckte meine Mutter, daß sie sich ein Stelldichein mit einem Jüngling gab, und nun wurde mir der Verkehr verboten. Ich schrieb das verzweiflungsvoll an „sie", Auguste. Was meinem Vater einen groben Brief des Justizrats und mir ein verschärftes Verkehrsverbot eintrug.

Auch hierüber hab' ich noch einen Notizbucherguß, mit Bleistift gekritzelt, halb von Tränen verwischt: „Alles aus zwischen mir und Auguste, sie nur von ferne bewundert. Sie verachtet mich, daß ich ihr das getan." — Und dann wieder: „Auguste von ferne auf der Schaukel beobachtet." — „Neulich auf dem Hausflur in der Dämmerung ihr um den Hals gefallen." — —

Dann verebbte nach und nach der Kummer um Auguste. Andere Sorgen, andere Erlebnisse reckten sich hoch. Ein schneereicher Winter kam, mit blutroten Sonnenuntergängen. Ich besuchte Vorträge von Otto Roquette; ging dann bei Abendrot noch allein durch die weißen Anlagen. Da kam mir der Vers:

Sahst leuchten du das Abendrot,
Hoch über den Zypressen,
Und sankst du stöhnend nicht ins Knie:
O daß ich könnt' vergessen – –

Ich hatte aber noch kaum je Zypressen gesehen, wußte auch nicht, was ich vergessen sollte. Aber der Vers gefiel mir sehr. —

Dann der Einsegnungsunterricht beim freundlichen Pastor S. Seine Freundlichkeit war mir stets seine hervorstechendste Eigenschaft. Er faßte sein Amt, uns in die Gemeinde erwachsener Christen vorbereitend einzuführen, weder hoch noch tief auf, sondern völlig nach dem Schema F. Aber er war freundlich, immer freundlich. Am Einsegnungstag selber waren wir auch alle tiefgerührt. Ich kniete vor einem blaublühenden Vergißmeinnichtkränzchen und erhielt den Spruch: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Ach, ich bin mir selber getreu gewesen, nur allzu sehr. Und daher allein all diese unendlichen Leiden.

Merkwürdigerweise kann ich mich kaum mehr auf den Verlauf meines Einsegnungstages besinnen — er muß nicht allzu feierlich gewesen sein. — Religiöse Konflikte waren mir nicht gekommen — noch nicht. Ich glaube, ich hatte immer allzuviel mit mir selber zu tun. Aber ich las eine Weile morgens und abends sehr fleißig meinen Thomas a Kempis. Und Feuchterslebens „Diätetik der Seele". Ich war nun ein erwachsenes Mädchen und fühlte mich sehr wichtig.

Bei unserem Dankesbesuch beim Pfarrer S. praktizierten wir jede schämig unsern Zwanzigmarkobolus in leere Blumenvasen, unter gestickten Deckchen und unter Sofaschoner. Hoffentlich hat er alle Ostereier, die wir ihm gelegt haben, auch richtig gefunden.

Flügelspannen

Nun gehörte ich also vollgültig zur christlichen Gemeinde und begleitete meine Mutter noch viel selbstbewußter allsonntäglich in die Hofkirche, wo wir auf der rechten Estrade im sogenannten „Hofstall" auf roten Samtpolstern thronten. Ich glaube, das muß auch dem lieben Gott imponiert haben! Und nach der — ich hätte fast gesagt Ausstellung — also nach der kirchlichen Handlung ging's an ein allgemeines Händeschütteln und Begrüßen, ein Toilettemustern und Prüfen, ein Dienern nach der anstoßenden Loge der Allerhöchsten Herrschaften — wirklich erhebend.

Manchmal ging ich danach noch in die Gemäldegalerie oder das Museum, die damals noch im alten Schloß waren; am liebsten freilich zu den Gipsabgüssen im Antikensaal, was meine Mutter nicht gern sah. Sie fand es unschicklich für junge Mädchen. Ich fand schon damals die grünen Feigenblätter an den weißen Gipsfiguren im höchsten Grade unpassend. Aber ich konnte nie durch die alten Räume gehen, ohne an die berühmte „weiße Frau" des Darmstädter Schlosses zu denken. (Jedes anständige Fürstenschloß, das sich respektiert, besitzt doch eine solche.) Sie hieß einst Gräfin von Orlamünde und soll ihre Kinder mit einer Nadel erstochen haben. Oder ihren Mann — ich weiß nicht mehr recht. Aber ihr Bild im Jagdschloß von Kranichstein hatte ich ja schon oft mit leisem Gruseln betrachtet. — Die weiße Dame! — —

Wenn ich auch früher sagte, daß ich keine Freundin besessen; einer Jugendgespielin, vielmehr Genossin, muß ich dennoch gedenken. Sie war freilich mehrere Jahre älter als ich und geistig ihren Jahren voraus. Sie hieß Anna von Krane und besaß eine alte Gouvernante Fräulein Josse, die vor ihr „Carmen Sylva", die Königin von Rumänien, in Wied am Rhein, erzogen hatte und noch ganz erfüllt von ihrem fürstlichen Zögling war. Sie leistete sich das Höchste an Drill, das eine Erzieherin fertig bringen kann. Sie war auch lutherisch fromm aufs äußerste und hatte eine starke Ähnlichkeit mit der alten Queen Victoria; auch innerlich fürchte ich, denn ihre blaurote Gesichtsfarbe hätte auf heimlichen Trunk schließen lassen können, wenn sie nicht gar so korrekt

gewesen wäre. Seit meinem zehnten Jahr kam ich an jedem Samstag nachmittag zu Anna von Krane zum Zeichnen. Anna war eben so begabt wie ich, d. h. in ganz anderer Richtung. Es gab dort stets frischen Streuselkuchen, und Fräulein Josse las uns vor, Fouqués „Zauberring", „Oberon" und ähnliche Wunderbücher. Anna war sehr befreundet mit der gleichaltrigen Marie, Prinzessin Battenberg, späteren Fürstin Erbach. Das Leben hat uns alle drei auseinandergerissen.

Annas Hauptpuppe hieß „Penelope" und hatte griechisches Peplon. Als erwachsenes Mädchen führte sie nur gelehrte Gespräche auf Hofbällen. „Finden Sie nicht, diese Hitze erinnert an die Bleidächer Venedigs?" Die Leutnants fürchteten sich vor ihrer Gelehrsamkeit. Später hat sich alles gegeben, auch die Korrektheit! Sie siedelte mit ihrem Vater, einem künstlerisch sehr stark veranlagten, einstigen Offizier, nach Düsseldorf und trat heimlich zum Katholizismus über. Fräulein Josse behauptete, das sei ihr Todesstoß. Anna von Krane ist jetzt eine bekannte Schriftstellerin ausgesprochen katholischer Bücher. — — —

Dann verkehrte ich noch ein wenig mit meinen Kusinen. In dem kinderreichen Haus des Kammerherrn und Staatsrats und dessen Frau, einer Freiin Löw v. Steinfurth, ging alles drunter und drüber. Später gründeten die vornehmen Mädchen eine Art Fremdenpension für junge Ausländer, die ganz gut gedieh, aber meine korrekten Eltern mit Befremden erfüllte. Zwei der Söhne wurden Generale. Der Vater, der Bruder des meinen, war ein hochbegabter, sehr musikalischer Mann.

Durch zwei Jahre aber hatte ich, nach meiner Einsegnung, zwei intime Freundinnen, Mina Hahn, nachmalige Frau Renz, und Amalie Kühn, die später einen Anilinfabrikanten heiratete. Mina Hahn kam mit ihrer Mutter von Worms, als ich ungefähr sechzehn Jahre war. Wir freundeten uns rasch an. Sie schien für mich und alles Freiere und Künstlerische zu schwärmen. Frau Hahn besaß eine reizende Villa in Seeheim an der Bergstraße. Dort verlebte ich, mit Mina und mit Amalie Kühn, unvergeßliche, romantische Sommerwochen in der Rosenzeit. Es war wie ein Märchen. Täglich wanderten wir nach einer anderen holunderumwucherten, umdufteten Burgruine. Nie vorher war mir so die tiefe Schönheit des Lebens aufgegangen. Wie harmlos glücklich wir

waren, wie fröhlich wir schwärmten! Wir lasen auch dort Storms Novelle „Rosenzeit". „Es gibt Tage, die den Rosen gleichen." Das zitierten wir stündlich und rafften uns auf zu einem begeisterten Jugendbrief an den Dichter. Umgehend kam Theodor Storms Antwort: „Liebe junge, deutsche Mädchen, ein Gruß der Jugend — was könnte mir Lieberes geschehen."

Daraus entspann sich dann allgemach ein Briefwechsel zwischen mir und Storm, der bis zu seinem Tode währte, mich unendlich förderte und beglückte, und von dem ich noch manchmal erzählen werde.

Von früh bis spät streiften wir in Seeheim durch den wundervollen Buchenwald. Gedenke ich jener Zeit, fällt mir stets ein Volkslied ein, das wir damals immer sangen: „Es war einmal 'ne Jüdin, ein wunderschönes Weib."

Seeheim ist längst verkauft an Minas Vetter, den Bruder des späteren Gesandten v. S.; die Freundinnen habe ich lange verloren — durch das Leben, die äußeren Verhältnisse — nicht durch den Tod. — —

Damals drängte sich mein innerstes Geschick in vereinzelte Reiseerlebnisse zusammen, denn zu Hause gefiel es mir immer weniger. Ich hatte nacheinander Malunterricht bei verschiedenen Lehrern, aber das war alles Dilettantenkram und gewährte mir keine innere Befriedigung. Endlich erlaubte mir mein Vater einen einmaligen wöchentlichen Unterricht bei dem Rivieramaler Christian Morgenstern in Frankfurt am Main. Auch dieser genügte mir nicht. Der sehr geschätzte Maler, dessen feine südliche Luftstimmungen mir gefielen, ließ mich von seinen eigenen Bildern kopieren, aber ich fühlte, daß der Maler Schlösser recht behielt, und daß nur das Studium der Natur mir nützen könne. Trotzdem ging ich gern nach Frankfurt, weil ich mir, nachdem ich bis zwei Uhr gemalt hatte, an den Nachmittagen die Stadt besah. Mit welchen Gefühlen besuchte ich wieder und wieder das Goethehaus! Und schwelgte in den Tropenreizen, der Kamelienpracht des Palmengartens. — Ich nahm regelmäßig bei de Giorgi meine Schokolade. Noch jetzt, wenn ich an dieser Schokoladenfabrik vorbeigehe und ihren Duft atme, umweht es mich wie ein Hauch aus meiner ersten Jugendzeit. Mit überwältigender Macht! —

Und dann wurde ich eingeladen bei Verwandten, Baron und Baronin Schwartzenau in Östrich-Winkel im Rheingau. Einen herrlichen Herbst genoß ich dort, wir machten wundervolle Fußtouren (die dicken Schwartzenaus waren trotzdem rüstige Fußgänger) nach der Hallgarter Spitze und vielen anderen Aussichtspunkten. Mehr als in allem aber lebte ich hier, an ihrem Grab, in dem Leben und Sterben der Karoline von Günderode, in ihrer krankhaften Leidenschaft für den Komponisten Kreutzer. Am Friedhofsrand, am Grab der Selbstmörderin, las ich tieferschüttert die Worte: „O du Äther, mein Vater, o du Erde, meine Mutter — nehmt mich auf in die Unendlichkeit." Oder ähnlich. Einen wahren Kultus trieb ich mit Karoline.

Und dann nahmen mich die guten Schwartzenaus nach Eltville, zu Fräulein Lademann, mit. Das fast achtzigjährige Fräulein hatte in seiner Jugend Goethe gekannt und wurde nicht müde, hiervon zu erzählen. Wie eine Seherin schien sie mir in ihrer Begeisterung.

Am herrlichsten aber ging mir das Leben auf, als ich einer Einladung der Jugendfreundin meines Vaters, der Frau von Palézieux, nach Vevey folgte.

Meine erste größere Reise!

Vorher war ich noch mit meiner guten Tante Ottilie auf einer „Studentenfußreise" in Wilhelmshöhe gewesen und glaubte, daß es nichts Größeres auf der Welt geben könne als den Blick vom Herkules am Habichtswald.

Aber nun gingen mir zum erstenmal die weite Welt und die Wunder der Schneeberge auf. Freilich, in dem gastlichen, kinderreichen Haus sollte ich viel stille sitzen oder Tennis spielen, was mir weniger behagte. Ich verging fast vor innerer Ungeduld. Und vergesse nie, wie mir ein Freund des Hauses einmal verweisend sagte: „Vous n'êtes pas en voyage içi, vous êtes en séjour." — Bald aber hielt ich's nicht mehr aus und beschloß, mir selber zu helfen.

In der nächsten kurzen Sommernacht stand ich heimlich um vier Uhr auf und fuhr nach Chillon. Dort stand ich im Gefängnis von Bonnivard und zitierte mir Byrons Prisoner mit tiefster Empfindung: „My hair is grey, but not with years." Byron war damals mein Abgott. Um neun

Uhr saß ich wieder harmlos am Kaffeetisch der Familie Palézieux. „Hernach wollen wir mit unserm lieben Gast nach Chillon fahren", sagte plötzlich die Hausfrau. Und wenige Stunden später stand ich abermals vor der erstaunten Kastellanin. Ich drückte den Hut tief ins Gesicht und schämte mich zu Tode. „Mais je connais donc cette demoiselle", sagte die Frau halblaut und verwundert. Ich wurde blutrot und tat, als verstünde ich nicht. —

Aber noch andere herrliche Ausflüge machten wir. „Siehst du das Weiße droben in den Bergen?" sagte Mela Palézieux, die älteste Tochter. „Ist das Schnee?" fragte ich. — „Nein, aber die Narzissenfelder von Les Avants. Da hinauf klettern wir morgen."

Es war eine reichliche Tagestour. Jetzt geht eine Zahnradbahn dort hinauf, und erheben sich überall stattliche Hotels; ich war später wieder droben. Aber damals war's schöner, in der schrankenlosen, durch keine Kultur eingedämmten Narzissenpracht. Blüte an Blüte drängten sich die schlanken Stengel, und der Duft wogte darüber wie eine betäubende Wolke. Ein Erlebnis, ein ewig unvergessenes, waren mir diese duftenden Narzissenfelder! Und ein anderes, gleich großes: die blühenden Rosenhecken in Glion und Montreux, allüberall. Ich konnte es nach der gewohnten nordischen Spärlichkeit gar nicht fassen und begriff nicht, daß die Familie meiner Gastgeberin sich so kühl all diesen Herrlichkeiten gegenüber verhielt. Und dann die Dent du midi im Alpenglühen! Und die Savoyer Berge! — Genf in seiner Größe beängstigte mich fast. — Auf dem Rückweg verlebte ich noch acht wunderreiche Tage bei meinem Lieblingsonkel Eduard, dem General von Fransecky, dem Helden von Sadowa, der Gouverneur von Straßburg geworden war. Er wohnte im schloßartigen Gouvernementsgebäude auf dem Broglie. Ich hatte eine ganze Zimmerflucht echter Rokokozimmer, bekam täglich Militärständchen und frische Rosensträuße. Was aber war das alles gegen das Münster! Jeden freien Moment huschte ich hinüber in sein glutleuchtendes Dunkel. In Erwin v. Steinbachs steingewordenem Märchen begriff ich zum erstenmal das vielbespöttelte Wort: „Architektur ist gefrorene Musik." Alle herrlichsten Dome der Welt habe ich später gesehen und alle größten Kultstätten der Erde; mehr erschüttert und hingerissen als das Straßburger Münster

hat mich nichts. Den jungen Goethe sah ich im Geist neben mir stehen, droben auf dem Turm, wo ich mit ehrfurchtsvollem Schauer seinen und Byrons Namenszug in Stein geritzt betrachtete. — Aber nichts drang tiefer in meine Seele als die mystische Farbenglut der alten Glasgemälde, wenn die Sonne sie durchleuchtete. Das erregte mir ähnliche dunkle Seligkeiten wie einstmals dem kleinen Kind das Kauern unter dem Flügel, wenn mein Vater musizierte. Ich fühlte es, wenn auch ganz unbewußt, schon damals: Solche Momente des Losgelöstseins von allem Irdischen, dem „Alltag", sind für die Künstlerseele die allein lebenswerten. — Was ich alles wollte, wußte ich nicht, aber es wogte chaotisch in mir, wie Nebelballen, hinter denen die Sonne ringt. Würde sie durchdringen? Leuchtend und groß? Oder nur ein kurzer Sonnenblitz das chaotische Ringen für Augenblicke klären? Ist nicht ein jedes Menschenleben mehr oder weniger ein Kampf zwischen Nebel und Sonne? —

Als ich nach all diesen Erlebnissen nach Darmstadt ins Elternhaus zurückkehrte, fühlte ich mich immer fremder und einsamer. Immer mehr strebte ich hinaus in die weite Welt! Nach einer Kunstschule, nach gründlichem Studium ging mein Sehnen. Aber vorher sollte ich erst eingeführt werden in die Welt der Gesellschaft. An den „Hof" geführt werden! Meine sonst so ängstlich sparsame Mutter machte in Frankfurt die wundervollsten Toiletteneinkäufe für mich. — Der alte dicke Großherzog Ludwig war vor einem Jahr gestorben. Ihm vorgestellt zu werden, soll sehr ergötzlich gewesen sein, er murmelte stets etwas Unverständliches, das Eingeweihte für „weiße Bohnen, schwarze Bohnen, schwarze Bohnen, weiße Bohnen" erklärten.

Der neue Großherzog Ludwig aber hatte eine englische Prinzessin zur Frau, die geistvolle Großherzogin Alice. Die hatte von meinem Maltalent gehört und interessierte sich ganz besonders für mich, nahm sich meiner persönlich an.

Der erste Hofball! Ich weinte bitterlich vorher und beschwor meine Mutter, mich nicht in die „Welt", diese Gesellschaftswelt — (ein Hohn schien mir das Wort) zu führen, denn ich sei ja viel zu häßlich. Ach — nach wenigen Monaten war ich schon übertrieben eitel geworden auf

äußere persönliche Vorzüge. Mein erstes Ballkleid ist mir stets erinnerlich. Blaugrauer Tarlatan, die duftigen Falbeln überall mit blaßrosa und schwarzen Seidenmaschen gehalten. Die Farben stimmten herrlich. „Du siehst ja in diesem Kleid wie die rosenfingrige Eos aus", meinte Anna von Krane in ihrem eigensten Stil. —

Dieser Winter gefiel mir dann sehr gut. Vor lauter Tanz und Vergnügen und eitel weltlicher Pracht verblaßten für ein paar Monate all meine dunkeln Süchte. Dazu hatte ich eine platonische Leidenschaft gefaßt für einen englischen Gesandtschaftsattaché, Mr. Jerningham. Er hatte nicht die mindesten Absichten auf mich, aber er hatte zu jemand von mir gesagt: „She is very pretty" und mir beim Kotillon eine Kamelie geschenkt. Das genügte meinem phantastischen Herzen. Ich machte damals englische Gedichte. Eines davon ist mir noch erinnerlich: „My love was mad, my love was wild, why hast thou captured me, o Hugh, thy false, false words beguiled me to Eternity." — —

Er verlobte sich dann bald mit einer amerikanischen Witwe, einer vierfachen Millionärin, und verschwand plötzlich von der Bildfläche. Und meine Sehnsüchte erwachten wieder. — — —

Studien und Träume

Meine Mutter hatte an Verwandte in Karlsruhe geschrieben, ob ich bei ihnen wohnen könne, dann sollte ich in die Malklasse des Landschaftsmalers Hans Gude eintreten. Da von meiner „Tante" bejahende Antwort kam, dampfte ich, gleich nach Karnevalsschluß, nach Karlsruhe ab. Mein Dachstübchen war unheizbar — auch mußte ich, wie so mancher „Lernende" vor mir, das Eis vom Waschwasser mit der Zahnbürste aufklopfen. Aber was besagte das gegen meine inneren Gluten! — Bei Professor Gude wurden sie freilich sehr gedämpft! Da saß ich nun, wie ehemals bei Morgenstern, und mußte nun Gude kopieren (im Winter gab es kein Landschaftsstudium im Freien). Eine uralte Mitschülerin hatte ich, Kitty Kielland, die Schwester des Schriftstellers Alexander Kielland. Die war mir das einzig Interessante an dem tödlich langweiligen Unterricht. Sie erzählte mir von Norwegen und seinen Schönheiten.

Da besuchte ich eines Tages das Atelier von Professor Ferdinand Keller, einem koloristischen, neuen Genie dekorativer Richtung. Er war spinnefeind mit Gude. Aber mein Entschluß war gefaßt; denn seine Farbenglut berauschte mich. Ich fragte ihn, ob er mich zur Schülerin wolle. „Sie stechen damit in ein Wespennest", meinte er. Doch was lag mir daran.

Gude war tief gekränkt, mehr über Keller als über mich. Bis ein Atelier in der Kunstschule frei wurde, durfte ich in einer Ecke des Kellerschen Vorraumes arbeiten, direkt nach der Natur; farbensprühende Kürbisse und Weintrauben und ein Pantherfell und Thyrsosstab wurden mein zweites Stilleben. Das erste war ein Totenkopf auf violettem Samt gewesen. Daneben ein Stück Kette. „Gesprengte Fesseln" nannte ich dies. Das andere „Beim Bacchanal".

Wie war ich hier in meinem eigensten Element. Keller wunderte sich oft über mich, wie rasch ich alles begriff und wie ich technisch vorwärts kam, bei großer Farbenbegabung. „Sie haben ja mehr Talent als ich", meinte er manchmal ganz erstaunt. Wenn's auch nicht wahr war, so freute es mich dennoch.

Wie unendlich viel gab's im Kellerschen Atelier zu sehen. Er malte gerade „Mummedy Flemming", die Enkelin der Bettina, Tochter der etwas „geschupften" (wie die Karlsruher sagten) Gräfin Flemming. Mummedy war in meinem Alter und sehr hübsch, mit goldrotem Haar und Aurikelaugen. Er malte sie in rotem Samt, mit einem großen Distelkranz um das Bild. „Damit alle Esel anbeißen", lachte die Mutter.

Als Keller einmal verreist war, räumte Gräfin Flemming das Riesenatelier mit drei Scheuerfrauen auf. Sie kehrte alles um und um. Er rang verzweifelt die Hände nach seiner Rückkehr und meinte vorwurfsvoll zu mir, warum ich das zugegeben hätte. Als ob ich solcher Energie gegenüber Stand hätte halten können. Ich hatte mich lange genug eingeriegelt und verleugnet. — —

Es war sehr anregend für mich im Meisteratelier. Täglich gingen mir neue Dinge auf und versanken alte Vorurteile. Einmal kam der alte Großherzog von Baden. Dem wurde die neue talentvolle Schülerin vorgestellt. Ein paar Pinsel entfielen meiner Hand. Galant bückte sich der

Landesfürst, sie mir zu überreichen. Keller stand entgeistert. Ich aber sagte lächelnd: „Hat nicht auch Karl V. Dürer die Pinsel aufgehoben?" — —

Endlich wurde ein Atelier für mich frei, ein Mansardenatelier mit Vorraum. Das richtete ich mir nun nach meinem Geschmack ein — mit ein paar altertümlichen Sachen, die ich meinen Eltern ablockte. Ich fühlte mich wie ein König. Ich malte an meinem Kürbisstilleben und wälzte große Pläne. Keller meinte, ich solle einmal ein großes, dekoratives Stück malen, einen Reliefkopf, von einem fackelschwingenden Putto gehalten (den könnte ich kopieren), unten Trauben und Kürbissen. Das Bild wurde begonnen, schritt auch rüstig vorwärts.

Natürlich schwärmte ich für meinen genialen Lehrer, und da er täglich am Spätnachmittag zur Korrektur erschien, wollte ich ihm auch einmal eine Freude machen. Schon öfter hatte er gesagt, daß er mich schön fände und mich malen wolle. So löste ich eines Nachmittags mein Haar, warf ein mir von ihm geliehenes Pantherfell über die Schultern und nahm den Thyrsos in die Hand. Ich saß unbeweglich, als er eintrat, erwartend, daß er in Entzückungsrufe ausbrechen möge. Lange stand er bewegungslos.

„Sind Sie denn ganz verrückt?" kam's endlich vorwurfsvoll von seinen Lippen. „Wenn Ihre Tante Sie so sieht, läßt sie Sie per Schub nach Hause transportieren." Ich war völlig erstarrt und ernüchtert und fand, er sei zwar ein großer Künstler, hätte aber gar keinen Schwung. Noch oft haben wir dann später über diese Szene zusammen gelacht. —

Es war warm geworden, Sommer und wieder Herbst geworden. Da erklärte meine Tante, daß sie das Dachkämmerchen jetzt aufs neue für ihren Sohn brauchte, der auswärts Musik studierte, aber nun zurück käme. Wie vom Donner gerührt war ich, jammerte und klagte Professor Keller mein Leid darüber, daß ich nun, nach dreiviertel Jahren, schon das Studium wieder aufgeben müsse, da mein Vater niemals erlauben würde, daß ich zu fremden Leuten in Pension ginge.

Er war sehr schwerfällig, mein guter Vater, und dies ganze auswärtige Studium war ihm ein Dorn im Auge. So wollte er die Gelegenheit benützen, mich zurückkommen zu lassen. Aber Keller tat es leid, um

aller Fortschritte willen, die ich in der kurzen Zeit gemacht hatte. Er sprach darüber mit Frau von Putlitz, der Gattin des Dichters und Intendanten Gustav zu Putlitz. In deren Haus war ich schon öfter gewesen und stets sehr freundlich aufgenommen. Nun entschlossen sich die Putlitz, in großzügiger Weise, meinem regulären Studiengang zuliebe, mich in ihrem Heim aufzunehmen. Frau von Putlitz schrieb in diesem Sinne an meine Mutter.

Meine Eltern willigten freudig ein. Und nun wurde ich für mehrere Jahre ein Familienglied des Hauses. Und unendliche Anregung habe ich diesem Glücksfall meines Lebens zu danken.

Von einem andern Glücksfall muß ich noch berichten, der mir zuteil geworden war wenige Wochen nach meinem Eintreffen in Karlsruhe. Ich hatte damals meine besten Gedichte zusammengestellt und mit einem schwungvollen Brief an Viktor Scheffel geschickt. Umgehend kam seine Antwort:

Jugendheißen Herzens Glühen,
Sternglanz aus der Träume Land,
Tiefenttäuschter Neigung Sprühen
Glimmt und funkt aus diesem Band.

Sehnsuchtswild ertönt's und innig,
Als Prophet geb' ich's zurück,
Bald kommt einer, lieb und minnig, (dies Wort fand ich
Und das Lied verstummt im Glück! [schrecklich)

Daneben lag eine freundliche Einladung zum Mittagessen am nächsten Sonntag.

Herzklopfend machte ich mich zur bestimmten Zeit auf den Weg nach Scheffels Haus in der unteren Stephanienstraße. Er hatte kurz vorher seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert, und ein ganzes Zimmer war noch aufgebaut mit den köstlichsten Geschenken und Ehrengaben. Er lebte still und zurückgezogen mit seinem heranwachsenden Sohn, einem schlank aufgeschossenen Jüngling. Der Dichter des Ekkehard hatte ein rotes, starkes Gesicht, einen graublonden Knebelbart und trug eine buntkarierte Samtweste. Es wurde eine Riesengans aufgetragen, die er äußerst kunstvoll zerschnitt. Er war ausgesucht gütig gegen mich. Ich schwamm in eitel

Seligkeit. Er erzählte mir die Geschichte der Irene von Spilimberg, der Schülerin Tizians, über die er einen Roman schreiben wolle, wenn er wieder „Herzensruhe" habe. Ob ich ihm diese Herzensruhe nicht schaffen könne, meinte er scherzend. Dies bewegte mich lange. Zum Schluß lud er mich für jeden Sonntag meines Karlsruher Aufenthalts zum Mittagsmahl ein. Ich war selig hierüber. Ich verehrte den Dichter und nahm es sehr übel, wenn mir andere erzählten, Viktor Scheffel liebe allzusehr den Trunk, und nur deshalb sei er von seiner Frau getrennt.

Er hatte eine Besitzung am Bodensee, auf der Uffenau, und lag im Streit mit den Fischern auf dieser Halbinsel. Er lebte mit vielen im Streit, und trotz all seines Ruhmes gewann ich an diesen Sonntagen bald die Überzeugung, daß er nicht glücklich sei. —

Als ich zu Putlitzens übersiedelte, lud Frau von Putlitz Viktor Scheffel für jeden Sonntag zum Mittagessen. Es war dann stets ein größerer Kreis versammelt; ich selber fand es aber viel gemütlicher bei den Sonntagsmahlen allein mit ihm in der Stephanienstraße. Alle machten sich heimlich über den Guten lustig, wieviel er trank und wie viele Westen er übereinander gezogen. Einmal zählten wir deren vier. Eine rosa, eine blau- und graukarierte, darunter eine schwarze und eine gelbgraue. Er zog dann später, da es ihm in Karlsruhe nicht mehr behagte, endgültig nach dem Bodensee.

Dort wollte ich ihn einmal besuchen, habe ihn aber nicht zu Hause getroffen. —

Es war stets ein großer Kreis im Hause Putlitz. Die vier erwachsenen Söhne und deren Freunde, die eben erwachsene Tochter und deren Freundinnen. Und Miß Mac, die schottische Erzieherin, das „Mißchen", die englische Korrektheit in Person, die aber doch kalten Blutes meineidig wurde, als sie vor Gericht ihr Alter angeben sollte. Jeden Tag, von fünf Uhr ab, zur Teestunde, war großer Empfang, „große Cour", bei Frau von Putlitz. Die nächsten Freunde wurden dann mit ins Theater in die zehn bis zwölf Personen fassende, dunkle Proszeniumsloge genommen, in deren Hintergrund Frau von Putlitz auf dem Sofa lag. Ich lernte bald das Theater lieben und ging eigentlich täglich mit,

manchmal nur für ein bis zwei Akte. Der Kapellmeister Dessoff war ein Freund des Hauses, später kam dann Felix Mottl. —

Auch Schauspieler kamen fast täglich zur Teestunde. Viele berühmte Gäste lernte ich kennen. Gheza Zichy, der einarmige ungarische Pianist, war für einige Zeit Gast im Hause; sein Spiel und seine Person machten einen starken Eindruck auf mich. Gustav zu Putlitz, bei einer Jubiläumsgelegenheit kürzlich Exzellenz geworden, liebte das Necken, und ich war seine ständige Zielscheibe. Ich sollte mir das Haar aus dem Gesicht streichen; sowie ich aber aus dem Hause trat, kämmte ich es mir wieder nach meinem Wunsch. Einmal zu einem Wiener Gschnaasball — ich hatte ein Kostüm nach Kellers Entwurf: schwarzen Samt mit buntjapanischen Fächern — hatte ich mir Disteln ins Haar gesteckt. Die riß mir der gute Mann empört herunter, ich aber steckte sie mir draußen, vor der Tür, sofort wieder ein und errang mit dieser Frisur zu seinem Mißbehagen, als er davon hörte, große Triumphe. Kein Mensch in der Welt wußte mich so in Furcht und Respekt zu erhalten wie Frau von Putlitz. Aber ich war wohl nicht die einzige; während der Intendant von jedem geliebt, aber von keinem gefürchtet wurde. —

In der Intendantenloge saß auch oft Mummedy Flemming und unterhielt sich mit Stephan Putlitz darüber, daß die Liebe nur eine Kinderkrankheit sei. Später haben sie sich geheiratet.

Noch einige Jahre später hat sich Stephan — er war gerade zum Professor nach Halle berufen worden — ob eben dieser „Kinderkrankheit" im amerikanischen Duell erschossen. Mummedy hat dann ihren Geliebten geheiratet. Als Elisabeth von Heyking schrieb sie später die „Briefe, die ihn nicht erreichten". —

Ich brannte wie ein Licht an beiden Enden. Mein Briefwechsel mit Theodor Storm regte mich zu meiner ersten Novelle an. Er hatte mir geschrieben:

„Die wirtschaftliche Tüchtigkeit ist das Fundament der weiblichen Bildung. Sie ist schwer und zeitraubend und kann nicht nebenbei betrieben werden." Das kränkte mich in meinem jungen Künstlerstolz, und ich schrieb eine Novellette „Das Weib", die ich meinem väterlichen Freunde, wie er sich nannte, schickte. — „Da haben Sie mich aber tüchtig zerzaust", antwortete er mir. „Ernst gesprochen, ist's ja wirklich ein schwerer Konflikt." — Ich schickte nun an Storm noch mancherlei Novellenentwürfe, und er meinte damals, daß mein literarisches Talent vielleicht das malerische noch überwiege. „Ich wundere mich, daß Sie schon so scharf den Regungen der menschlichen Psyche zu folgen vermögen. Aber schreiben Sie noch nicht, oder vielmehr, lassen Sie nicht eher drucken, als bis Sie schon genügende Lebenserfahrung gesammelt haben. Ihr lyrisches Talent ist groß und eigenartig und berechtigt zu den größten Erwartungen." Das beglückte mich damals nicht wenig. Aber trotzdem, wie viele Jahre sollten noch vergehen, ehe mein erster Gedichtband herauskam. Jetzt sind sieben Bände Gedichte erschienen — was aber habe ich damit erreicht?

Was habe ich überhaupt erreicht, nach all den großen Erwartungen, Anstürmen, Hoffnungen?! Manchmal scheint es mir, ich habe den Weg verfehlt und bin in eine Sackgasse geraten. Was ist daran schuld? Mein Talent nicht, wohl aber mein Temperament, die Überfülle und das Ungestüme meines Wesens. Und die Unfähigkeit, geschäftlichen Kombinationen Talent und Neigung anzupassen. Ich wollte immer mit dem Kopf durch die Wand, wollte jedes Ding genau so haben, wie ich es mir gedacht und gewünscht. Hernach war immer alles anders, wie ich's geträumt, und wandelte sich immer weiter fort von dem, was ich erstrebt.

Und wie ich's einmal in einer Novelle gesagt: mein Traumgold war immer ein Truggold gewesen, und ich blieb ewig mit leeren Händen. — —

Eine Karlsruher Freundin, die Malerin Adeline Schrödter, die Tochter der bekannten Initialmalerin Malvine, die mich zu ihrer Nachfolgerin hatte ausbilden wollen, was mir aber widerstrebte, sollte Hochzeit halten mit einem Deutsch-Engländer, Mr. Trier. Die Hochzeit wurde viele Tage lang, mit großem Pomp, im Schwarzwald gefeiert. Ich hatte ein Festspiel verfaßt, in dem ich, als Genius der Liebe, das Brautpaar segnete. Dann aber fand ich kein Obdach in der Nacht, mein Zimmer war besetzt worden, und ich armer „Genius der Liebe" irrte bis zum Tagesgrauen heimatlos im Freien umher. Das war mir immer symptomatisch für mein späteres Leben. —

Viele Menschen traten mir näher in Karlsruhe, aber keinem konnte ich mein Innerstes erschließen. Ein Freund von Stephan Putlitz, Alfred Waag, verehrte mich nach „Mißchens" Ausspruch. Ich konnte es niemals glauben, wie ich überhaupt niemals bemerkte, wenn ich einem Mann gefiel, mir im Gegenteil immer einbildete, daß niemand mich möge. Ich habe seitdem Tausende von jungen Mädchen gefunden, die im schönen Glauben lebten, jeder Mann müsse sich in sie verlieben. Ich glaube, sie sind viel glücklicher in dieser Annahme. Auf Adelinens Hochzeit hatte ich einen jungen Baron Seldeneck kennengelernt. Wir korrespondierten eine Weile zusammen, ich bin mir aber über ihn niemals klar geworden, ich glaube, er war noch eigentümlicher als ich. Ich malte ihm dann ein Vielliebchen; habe keine Ahnung, was aus dem Freund geworden ist.

Die Putlitzsöhne waren aus Italien und Ägypten zurückgekommen, braungebrannt, mit langen Haaren, wie die Wilden. Ich beneidete sie glühend um alles, was sie gesehen hatten.

Ich versuchte jetzt Stephans und Wolfgangs Profilbilder. Sie wurden ziemlich ähnlich und hängen noch in Retzien, dem Familiengut der Putlitz. Stephan gab mir dann Unterricht in Philosophie. Aber — entweder war er allzu ungeduldig oder ich allzu unbegabt — oder beides. Es kamen nur Tränen, Heulen und Zähneklappern heraus. Ich habe wohl niemals Talent zu philosophischer Weltanschauung besessen. —

Karlsruhe an sich gefiel mir immer besser, besonders im Frühling, wenn der Hardtwald seine lichtgrünen Schleier darum breitete.

Wieviel Spaziergänge machten wir, die Putlitzjugend, unter Mißchens Ägide.

Und Sonntags ging's nach Grötzingen mit der ganzen Kunstschule. Das war herrlich, besonders in der „Baumblut". Aber es ging mir dabei oft, wie seinerzeit in der Schule: ich fühlte mich einsam und verlassen. Und blieb dann am nächsten Sonntag lieber malend im Atelier. „Sie werden vor der Zeit verblühen, wenn Sie die Arbeit so übertreiben", sagte mir einmal Professor Keller — er freute sich aber dennoch an meinen Fortschritten.

Das große dekorative Stilleben mit dem fackelschingenden Putto war längst beendet, Herr von Putlitz hatte es „Das Scheuertor" getauft — ich gab es später meinen Eltern, und jetzt hängt es im Arbeitsraum meiner Schwester in Wiesbaden.

Ich arbeitete an einem Bild „Beim Antiquar". Im Vordergrund Waffen und leuchtende Stoffe. Ganz im Schatten sah man den Kopf eines Shylock hervordämmern. Dies Bild erhielt sogar eine Medaille auf einer großen Karlsruher Kunstausstellung. Ich hatte in meinen Anfängen mehr Glück als später. Wie ich träumte, zwischen aller heißen und schweren Arbeit. Im Sommer, wenn die Linden blühten im alten Kunstschulgarten, dachte ich stets an Scheffels Worte: „Leb' wohl, süßduftiger Lindengang, du Garstner Klosterpforte, da ich im ersten Singedrang den Vöglein stahl die Worte." —

Scheffel selbst war längst nach der Uffenau gezogen, es hatte ihm nicht mehr behagt in Karlsruhe. Ich dachte manchmal mit Wehmut an die ersten Sonntage in seinem Haus. —

Auch der Karlsruher Schloßgarten gab mir Entzückungen, wenn die Magnolien blühten. Wie träumte ich mich vor ihnen in ferne südliche Länder. Ja, die Sehnsucht war wieder mein Weggenoss', und ihre heißen Hände strichen mir übers Herz. —

Zu Anfang meines Aufenthalts war ich öfter in der Familie des berühmten Historienmalers Lessing gewesen. Er war ein feiner Patriarchenkopf. Aber er war bald gestorben. — Und im Hause des Malers Professor Riefstahl war ich, der berühmt durch seine Bauernprozessionen im Hochgebirge war. Er sah aus wie Wallenstein und seine Frau wie eine Holbeinsche Madonna.

Carl Gussow wurde an die Kunstschule berufen. Er hatte eine neue Wirklichkeitsmalerei, die alle verblüffte, und machte viel von sich reden. Auch der Norweger Thaulow, der später in Paris so berühmt wurde, entzückte mich mit seinen Stimmungslandschaften. Ich war oft bei ihm im Atelier. Ein ganz guter Porträtmaler war Graf Waldenburg. Seine Frau soll ein Wäschermädel gewesen sein. Sie war rosig und reizend und bekam jedes Jahr ein Kind. Er ist, glaube ich, früh gestorben. — Dann war da eine alte, sehr tüchtige Porträtmalerin, Marie

Graz, und eine Blumenmalerin, Helene Strohmeyer, die lange in London gelebt hatte. Alle diese Künstler machten auf mich großen Eindruck. Mit Gudes kam ich niemals mehr zusammen. Das war manchmal peinlich in Gesellschaften. — Dann tauchte eine junge amerikanische Malerin auf, Maggie Hormuth. Sie wurde auch Kellerschülerin und machte mir alles nach, aber alles. Sie war sehr hübsch, mit langen schwarzen Locken, und heiratete später den Gudeschüler Kallmorgen. Da bekam sie viele Söhne und gab das Malen auf. — Quatsch!

Ja, eine bunte Welt umgab mich. Viele Schauspieler, die zu Frau von Putlitz' Teestunde kamen, Marie Schanzer z. B., die junge Tragödin, spätere Gattin des Musikers Hans von Bülow. Die kam auch oft zu mir ins Atelier und erzählte mir von ihren Freuden und Leiden.

Schauspielerin wäre ich auch gerne geworden. Damals in meinem dunkeln Drang, ehe ich nach Karlsruhe kam, übte ich manche Nacht, die mein Vater mich schlafend wähnte, heimlich eine Rolle, die ich von meiner Lieblingsschauspielerin Beilhac auf der Bühne gesehen hatte. Diese Dame hab' ich auch einmal besucht in meiner Backfischzeit. Es erschien mir das damals eine so ungeheure Tat, daß mir fast ist, als sollte ich beim Gedanken daran noch heute Herzklopfen bekommen. Aber in Karlsruhe wurde mir dann im Hause Putlitz das Schauspielerpersonal tägliches Brot. Es war das nicht der kleinste Reiz für mich in meinem dortigen Leben. Obgleich mir's klar wird, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, daß ich mich dort immer unfrei fühlte. Eine Nichte, die auch Malerin werden wollte und nach Karlsruhe gekommen war, hatte mir Frau von Putlitz als Stubengenossin gegeben. Sie hieß „Olga", nicht „Luise" von François, wie ihre Tante, die „letzte Reckenburgerin". Sehr talentvoll war sie, sehr klug, vierundzwanzig Jahre und ganz verwachsen. Sie besaß eine lodernde Sinnlichkeit und unterhielt mich die halbe Nacht von allen Abenteuern, die sie zu bestehen hatte. Kein Mann ließ sie in Ruhe, auf der Straße bei Tag und bei Nacht, immer wurde sie angesprochen. Ich begriff dies nicht in meiner Unschuld. Ich war doch nun „schön", wie Keller und auch andere behaupteten, und mir passierte so etwas niemals. Wie Neid packte es mich auf ihren reizvollen Buckel. Die Ärmste! Nach den Sommerferien kam sie nicht mehr. Sie hatte sich

auf der Reise erkältet (auf meine Veranlassung hatte sie einen Umweg über Salzburg gemacht, und ich hielt mich deshalb heimlich für ihre Todesursache, denn sie zog sich in Salzburg eine Lungenentzündung zu) und starb bei ihrer Tante François in wenig Tagen. —

Nun war ich also wieder allein in meiner Putlitzstube. An Lita Putlitz schloß ich mich ziemlich eng an, obgleich ihre beißende Geistesschärfe mir unheimlich war. — Die Gute hat sich später zu einer Jungfernstiftsdame ausgewachsen.

Aber eine junge Gudeschülerin, Emma Lütteroth, trat mir näher. Wir machten sogar eine gemeinsame Ferienreise über Mannheim zusammen, und sie war zwei Tage mit mir bei meinen Eltern. Ich sehe sie noch vor mir, große glänzende Augen und eine Hakennase. Eigentlich war sie sehr hübsch. Sie trug, solange ich sie kannte, ein schwarzes Samtband um den Hals und nahm „im gefährlichen Alter", nach Jahrzehnten ein trauriges Ende, von dem ich später erzählen werde.

Ich hatte unendliche Pläne und Träume und Wünsche. Dabei arbeitete ich stets daran, das Programm alles von der Welt Geschauten zu vergrößern. Sooft ich nach Darmstadt ging und von Darmstadt kam, erweiterte ich dies Programm. Am interessantesten aber war mir mein Besuch bei Anselm Feuerbach, der damals mit seiner Stiefmutter in Heidelberg lebte. Er nahm das junge, ungestüme Malweibchen, das so begeistert in sein Atelier gestürzt kam, überaus gütig auf. Er gab mir sein Bild, das ich noch besitze. Zweiundvierzig Jahre war er damals, klein, schlank und dunkel, mit langem Haar und Künstlerlocken und großen, traurigen, blauen Augen. Ich durfte ihn dann später in Venedig, kurz vor seinem Tod, noch oft besuchen. —

Langsam fing ich an, etwas zu verkaufen! Das Bild „Beim Antiquar"! — Aber der Gewinner des Verlosungsbildes, ein biederer Tischler, bot es mir selber wieder zum Kauf an, zu Herrn von Putlitz' Gaudium. „Haben Sie denn nicht gesagt, daß Sie Gott danken, daß Sie es selber los sind?" fragte er mich strahlend, Wochen lang, an jedem Tag. —

In meinen nächsten Ferien ging mein Flug nach Paris. Ich richtete es mir aber nicht sehr praktisch ein. Ich war acht Tage dort — die ganze Reise kostete 100 Franken, dafür brachte ich noch Berge von Photo-

graphien mit — aber ich mußte nach der Rückkehr die übrige Ferienzeit bei meinen Eltern zu Bette liegen, essen und schlafen. Ich war völlig entkräftet. Vor lauter Sparsamkeit hatte ich niemals warm gegessen und war die weitesten Strecken zu Fuß gelaufen, um den Omnibus zu sparen, hatte dann in den Galerien vor Erschöpfung auf den Polstern geschlafen, anstatt zu schauen. Mein Hauptgericht am Tage war in einer Cremerie ein Topf Milchkaffee.

Neunmal danach war ich in Paris, oft monatelang. Diese erste Parforcetour aber werde ich niemals vergessen! Dennoch, wie glücklich war ich, daß ich's erreicht hatte! —

Nach dem nächsten Weihnachtsfest sollte ich im Januar in Darmstadt schnell ein paar Hofbälle mitmachen. Die Großherzogin Alice war auf diesen ganz besonders huldvoll gegen mich. Sie meinte, den wahren Segen der Malerei lerne ich erst dann erkennen, wenn ich einmal recht unglücklich sei. — Ich sollte sie niemals wiedersehen.

Meine Mutter dachte wohl, ich müsse diese Heiratsmöglichkeit — die Hofbälle — ausnützen. Sie reizten mich wenig. Wie andere Interessen hatte ich! Trotzdem war da ein Leutnant Cantor, der mich sehr fesselte. Er kümmerte sich aber nicht um mich. Er war Livländer, besaß Millionen und spielte hinreißend Klavier, wie die Fama behauptete: alle Nächte durch. Sehr interessant sah er aus und bitter weltschmerzlich. Da schrieb ich ihm, mit Unterschrift „Erik Arved", wie ich ihn verstände, und er solle nicht so unglücklich sein, es gäbe doch noch Frauen, die mit ihm fühlten. Mit Herzklopfen wartete ich auf den nächsten Ball. Er tanzte wohl mit mir, unterhielt mich aber zu meinem Kummer von Alltagsdingen. — — —

Wenig später trat er aus der Armee aus und wurde Trappistenmönch. Nach ein paar Jahren heiratete er ein vornehm-reiches Mädchen, das an beiden Beinen gelähmt war. Die fuhr er im Rollwagen in Mentone spazieren. Als sie gestorben war, ging er nach Capri und verliebte sich dort in sein Milchmädchen. Er schickte das schöne Kind in eine Pension nach Neapel, dann heiratete er sie und baute sich in Anacapri eine herrliche Villa.

Nach Jahrzehnten hab' ich ihn dort mit meinem Gatten besucht. Wir gingen zusammen spazieren. Mein Mann wandelte mit der Capresin, die

kokett ihren rotseidenen Unterrock zeigte. „Sie ist wie ein schönes Tier", sagte Cantor. „Warum haben Sie sie denn geheiratet?" — „Das war nur die Reaktion nach der Ehe mit der Gelähmten!" — „Erinnern Sie sich, daß Sie einmal einen Brief erhielten mit der Unterschrift ‚Erik Arved'?" fragte ich. — Er sah mich groß an. „Ein herrlicher Brief", sagte er dann. — „Der Brief war von mir!" — „Großer Gott, wie anders wär' alles geworden, wenn ich das damals gewußt hätte!" meinte er. — So hängen Menschenschicksale oft an einem seidenen Faden. Wir gingen dann mit ihm nach seiner Villa. Er phantasierte so wunderbar, wie wir das noch kaum jemals vorher gehört hatten. Aber seine Frau war unzufrieden damit. „Wenn er so spielt, dann kann er wieder die Nacht nicht schlafen", meinte sie, und dann mit einem Seufzer: „Non dorme quasi mai." —

Ich habe Cantor niemals wieder gesehen, er starb bald darauf an einer Lungenentzündung. Das war auch ein Mensch ohne Glück, ohne Stern. —

Ich machte jetzt, von Karlsruhe aus, immer häufiger kleine Reisen. Ich war ja nun selbständig trotz meiner noch nicht zwanzig Jahre. In jeden Kunstschulferien steckte ich mir ein anderes Ziel. Einmal wollte ich nach Holland, um in Rotterdam Henriette Schadee-Philippi, für die ich in der Schule einst geschwärmt, zu besuchen. Und dann kam mir die Idee, vorher nach London zu fahren. Viel Geld hatte ich freilich nicht. Ich ging in ein winziges Boardinghouse und lebte von Tee und Marmelade. An meinen Vater sandte ich ein kurzes Telegramm: „Bin für wenige Tage in London." — Im Geiste sah ich ihn die Hände ringen und sein Lieblingswort sagen: „Das Kind kommt doch noch einmal an den Galgen!" —

Aber ich war begeistert! Das British Museum! Der Tower!

In dem Millionärhaus in Rotterdam hab' ich mich dann von allen Strapazen ausgeruht und ausgeschlafen. Immer mehr fühlte ich's: nur unterwegs, wenn neue große Eindrücke auf mich einstürmen und verarbeitet werden wollen, hab' ich Ruhe vor mir selber, vor all dem Dunkeln, Rastlosen. Da fühl' ich mich nicht mehr gehetzt und verfolgt. Da hab' ich Frieden und Glück. Ach Reisen, Reisen!

Mein nächster Ausflug war mit einer andern ältern Malerin, Fräulein von Baumbach, nach Berlin. Dort trennte ich mich von ihr und besuchte Theodor Storm in Husum.

Drei leuchtende Tage verlebte ich dort. Er zeigte mir jedes Haus der „grauen Stadt am Meer", die mir aber mit ihren roten Dächern gar nicht grau erschien. — — Abends las er aus seinen Gedichten oder erzählte mir und seinen vielen Kindern und seiner zweiten Frau „Do" Geistergeschichten, die er selber erlebt hatte. Ja, Storm war ein „Spökenkieker". In seinen Augen lag etwas Visionäres, so häuslich, still und schlicht er auch sonst aussah. Von seinen Gedichten hielt er sehr viel. „Wenn alles andere von mir vergessen ist, die werden bleiben", meinte er zuversichtlich. — Es waren unvergeßliche Tage für mich. Ich sehe uns noch beim Abendbrot, wie er mir mit Blitzesschnelle Krabben aushülste.

Und dann allein mit ihm in seinem Zimmer; wie manches tiefe, schöne Wort hat er da gesprochen.

— Seine Briefe an mich, durch drei Lustren, sind dann später in der Deutschen Revue veröffentlicht worden. Sie waren herrlich. Wieviel habe ich durch ihn gelernt. —

Ich war nach ein paar Jahren dann noch einmal bei ihm in seinem neuen Grundstück in Hademarschen, an dessen Garten er viele Freude hatte. — Und noch einmal hat er mich besucht, nach Jahren, in Hamburg, wo ich mich in meiner Unreife schämte über den langen roten Schal, den er um den Hals gewürgt hatte. Danach hab' ich ihn nicht mehr gesehen. In seiner letzten Krankheit schrieb er mir noch von seinen Fieberphantasien: „Hier stand einmal ein Schauspielhaus — nun gehen alle Lichter aus." —

Das könnte vielleicht ein Epitaph für so manches Künstlerleben sein:

„Hier stand einmal ein Schauspielhaus,
Nun gehen alle Lichter aus. —"

Meine Lichter aber brannten damals himmelhoch. Aber meinen Seelenfrieden hatten sie verzehrt. Immer einsamer und sehnsüchtiger fühlte ich mich. Wie beneidete ich manchmal ein glückliches Paar, das mit seinem Kind an der Hand in sein friedliches Heim zurückkehrte, wenn

ich einsam mit meiner Sehnsucht, an lauen Frühlingsabenden, vor den Gärten vorbeistrich, in denen der Faulbaum und der Jasmin blühten und dufteten.

Ich verweinte dann meine Nächte. Was wollte ich eigentlich? Ruhm und Liebe? Warum fand ich sie nicht? War nicht die Liebe tausendmal wertvoller als der kalte Ruhm? — Ich nahm dann meinen Regenmantel — ich sehe ihn noch vor mir, er war kariert und rot eingefaßt — und formte eine Puppe daraus. Die herzte und küßte ich in meinen einsamen Nächten und benetzte sie mit meinen Tränen.

Ja, ich war sehr töricht und fühlte mich elend und einsam, allüberall.

Trotzdem hatte ich menschlich und künstlerisch soviel äußere Erfolge. Den greisen Frankfurter Mäzen und Millionär Wilhelm Metzler zum Beispiel, hatte ich völlig erobert, ohne jedes Zutun meinerseits. Er hatte mich in seinen ganz besonderen Schutz genommen, kaufte wiederholt größere Bilder von mir, machte Bestellungen, lud mich immer wieder in sein Haus. Meine Mutter knüpfte hieran die kühnsten Hoffnungen und Wünsche. Seine Töchter sollen, wie ich nach langen Jahren erst erfuhr, nicht wenig Angst gehabt haben, daß er seine Millionen mir, als seiner Frau, zu Füßen legen wolle. Ich hatte übrigens keine Ahnung von seinen Absichten.

Ich merkte niemals bei einem Manne, ob er sich für mich interessiere. Das sagte mir ja schon damals, und dann, mein ganzes Leben lang, meine Freundin, die Fürstin Barakow.

Diese Freundschaft hatte ich auch in Darmstadt gewonnen, wo die kleine, geniale Fürstin mit dem Kleopatraprofil, mit ihrer flammenfarbenen Schleppe die Hofbälle durchraste. Sie war die Frau des russischen Botschaftsattachés. Ganz kurz verheiratet war sie damals, hatte ein kleines Kind und malte. Ich erinnere mich noch meines ersten Besuches bei ihr, mit meiner Mutter, in ihrem exotisch bunt-phantastischen Heim. Sie imponierte mir gewaltig. Später, nach Jahrzehnten, traf ich sie wieder in Rom, und sie wurde mir eine treue Freundin in den schwersten Tagen meines Lebens. — —

Aber meine Karlsruher drei Jahre waren nun bald abgelaufen. Ich lernte bei Putlitz noch den Dichter Wilhelm Jensen kennen und seine

talentvolle Frau, beide luden mich dringend zu sich nach Freiburg ein. Da sah ich das Freiburger Münster und das Höllental und verlebte tiefgründige Tage. „Talpa", der Maulwurf, nannten mich die neuen Freunde. Dort fühlte ich mich viel freier als im Kreise Putlitz'. Aber nun sollte bald von dort geschieden sein.

Der Erfolg war meinen Anfängen günstig, ich hatte schon so vieles verkauft, ein Sonnenblumenbild an die Königin von England, mehrere Wandschirme mit Stilleben und Blumen — — ich hatte genug Geld, um meinen ersten Italienflug zu wagen. Ein Jahr wollte ich ausbleiben — es wurde daraus einundeinhalbes Jahr, — und dann wollte ich mich in München selbständig machen. —

Und so zog ich denn zum erstenmal über die Alpen, so wurde mein heißester Sehnsuchtswunsch erhört — so war das Leben dennoch schön und lebenswert — so erfüllten sich mir meine kühnsten Träume! Wer mir das vor wenigen Jahren prophezeit hätte, daß ich so bald schon, und aus selbsterworbenen Mitteln, das Land meiner Kindheitsvisionen aufsuchen würde! Und nun konnte auch ich jedem ins Gesicht rufen: Anch io sono pittore! —

Erste Römerfahrt — Erste Liebe

Ja, glänzend begann mein Aufstieg. Über Wien zog ich und ging zu Canon, dem Großen, dem Lehrer Ferdinand Kellers. Ich sollte dort einen Tag lang bei ihm einen Schädel zeichnen nach seiner Art, was mir heiße Tränen entlockte. Dann besuchte ich die schöne Lili Lauser, meinen Kinderschwarm. Und dann über Triest nach Venedig. Alle Sterne blühten mir empor — alle Schönheitsträume wurden mir zur Wirklichkeit. Ich war im Hotel Sandwirt abgestiegen. Die Aussicht von meinem Fenster bei Mondenschein! Gab es denn etwas so unwirklich Traumhaftes wie Venedig bei Mondenschein? —

Ich lernte im Hotel einen polnischen Dichter kennen, Edwin Placzek. Dem war eben die Braut gestorben. Er umgab mich mit der zartesten Sorge. An seiner Hand, im Schatten seines tiefen Wissens, besuchte ich zuerst alle Stätten meiner Kindersehnsucht. Wir fuhren nach dem armenischen Kloster, wieder auf Byrons Spuren. Auf dem Rückweg läuteten alle Glocken, purpurn färbten sich die Wasser; der Pole weinte vor Empfindung. Niemals nachher, so oft und so lange ich in Venedig war, habe ich es wieder in solcher Stimmung gesehen.

Und dann war noch etwas anderes, was mir diese venetianischen Tage unvergeßlich machte. Feuerbach war damals dort und arbeitete an seiner Amazonenschlacht. Außerdem hatte er kurz vorher das „Konzert" gemalt, die musizierenden Mädchen, die dann bei einer Lustfahrt auf der Lagune ertrunken waren. — Sein Gemüt war verschattet, es war wenige Jahre vor seinem Ende. Er schrieb vielleicht damals schon an seinem ergreifenden „Vermächtnis" und trug sich mit Todesgedanken. Wer kann es sagen? Ich hatte ihn wieder aufgesucht, und er hatte sich aufs freundlichste des kleinen Malweibchens erinnert, das ihn vor einigen Jahren in Heidelberg überfallen hatte. Er erlaubte mir, öfter zu kommen. Da kam ich nun täglich, wenn er oben auf dem Gerüst an seiner Amazonenschlacht saß, und wühlte in seinen Mappen und besah all die unzähligen Studienköpfe, bis in den hintersten Winkel des Riesenateliers. Er schien mir anders wie damals in Heidelberg, viel, viel stiller. Aber ich hatte das Gefühl, daß ihm meine Nähe wohltat, trotzdem wir oft stundenlang kein Wort zusammen sprachen. Er mochte wohl bei meiner jugendlichen Begeisterung für Kunst, Schönheit und Venedig an seine eigenen Jugendflammen denken, die nun so schwer verdüstert waren — es mochte ihn wie Wehmut erfüllen beim Gedanken, wie bald diese Idealflammen von Asche und Lebensschlacken gedämpft und getrübt würden. Ich war ihm so tief dankbar für seine Duldung, und wir nahmen, fast bewegt, Abschied. — Ich habe ihn auch nie wieder gesehen. Bald sollte sich sein Geschick erfüllen. —

Dann ging ich nach Florenz. Dort traf ich in der Casa Nardini den mir von Alfred Waag empfohlenen Architekten Schulze, seinen Freund, an den er mir eine Empfehlung mitgegeben hatte. Dieser und sein Kamerad, Dr. Schönfeld (ein früh gestorbener Kunsthistoriker), nahmen mich energisch unter ihre Fittiche. Ich habe sehr viel durch diese beiden gelernt. Leider traf dann meine Reisegefährtin für Rom, Miß Fer, ein, der diese gründlichen Kunstbesichtigungen bald langweilig wurden. Es

war dies eine schöne, schottische Malerin mit sehr wenig Talent, die ich in meiner letzten Karlsruher Zeit kennengelernt hatte. Da sie auch für längere Zeit nach Rom wollte, hatten wir, auf Frau von Putlitz' Rat, verabredet, uns in Florenz zu treffen. — Ich sollte das bald bereuen, denn sie war mir immer und ewig ein Klotz am Bein. —

Meine ganze erste Römerzeit brauchte ich eigentlich nicht mehr zu schildern. Ich habe sie festgelegt in meiner Novelle „Truggold", in meinem Novellenband „Tollkraut".

Da aber diese Novellen vergriffen sind, will ich's nochmals versuchen, jene Zeiten neu in mir aufleben zu lassen. Wie manches Mal ich später auch wieder nach Rom kam, wie manches Jahr ich dort verlebte, — niemals kehrten mir die Eindrücke wieder wie bei meinem ersten Aufenthalt.

Architekt Schulze und sein Freund waren gleichfalls nach Rom gekommen und zeigten uns noch manches, ebneten uns viele Wege — aber mit tiefem Bedauern mußte ich bald erkennen, daß diese beiden feinen und gelehrten Menschen, zum ernsten Lebenskampf für alle Zeiten verdorben, durch und durch verbummelt und verkneipt waren. Schulze hat sich auch zehn Jahre später zu erschießen versucht. Nach dem Spital am Tarpejischen Felsen gebracht, hat er, als er beinahe wieder geheilt war, sich im Säuferwahnsinn aus dem Fenster gestürzt. Auch einer von den vielen, denen die „tausend Stimmen im Grund" gelogen haben. —

Und haben sie dies, wenn auch in ganz anderer Art, nicht auch mit mir getan? Sie haben mir Ruhm und Größe gelogen und einen rauschenden Erfolg für rastloses Ringen! Und nun? Und nun? —

Wir fanden eine stimmungsvolle Wohnung, Miß Fer und ich, im ersten Stock der Via del Campidoglio 51, mit dem vollen Blick auf das ganze Forum, vom Tempio della Pace und rechts vom Kolosseum am Palatin begrenzt. In den ersten Nächten wollte ich nicht zu Bette gehen, so groß fand ich den Blick beim Mondenschein auf diese antike Trümmerwelt. Und einmal besonders bei einem nächtlichen Gewitter. — Ja, das italienische Leben ging uns in vollen Zügen ein und auf. Bald lernten wir in einer Trattoria der Via Giulio Romano (die „tre re", die ja nun

mitsamt der ganzen Gasse dem Nationaldenkmal weichen mußten), einen älteren Münchner Maler, Herrn Leinecker, kennen, der sich uns zur Begleitung für größere Campagnatouren anbot. Das war mir sehr erwünscht! Der Gute spürte alle Wege aus, und wenn er auch ein furchtbares Italienisch sprach, wußte er sich doch überall verständlich zu machen. So unternahmen wir denn die größten Ausflüge. Miß Fer ging selten mit, es war ihr zu weit und zu anstrengend; sie behauptete auch: „Der Mann ist ja bis über die Ohren in Sie verliebt!" Das kam mir unsagbar komisch vor, der alte biedere Knabe, der aussah wie ein Bruder von Garibaldi. „Principessa Maccheroni" nannte er mich und die Fer „Signora Castania". — Ich aber genoß die Via Appia, die Campagna und die Albanerberge in vollen Zügen.

Außerdem lernte ich Rom auch noch auf ganz andere Weise kennen. Ferdinand Gregorovius, der große Geschichtsschreiber Roms, wurde mein Führer. Er wohnte damals in der Via Sistina, und ich brachte ihm eine Empfehlung seiner Freundin Mathilde Muhr. Da nahm er sich meiner auf das herzlichste an und zog mit mir auf Streifzüge ins innere Rom. Auch nach den grünen Osterien der wenige Jahre später pilzartig aufwachsenden Via Nazionale. Es war kurz bevor die verträumten Vignen parzelliert wurden! Ein paar Jahre später nur schien mir dies alles wie ein unwahrscheinlicher Traum! Ja, wie ich Rom genoß!

Ich begann auch auf Pietro in Montorio ein Bild „Am Grab der Beatrice Cenci", eine Marmorbalustrade mit weißen Putten, davor ein Gewinde von Lorbeer und Frühlingsblüten, Blumen, die das Volk noch heute am Todestag der Volksheldin, dank des Bildes von Guido Reni, ihr darbringt.

Ich erlebte eine große Tiberüberschwemmung, die meine Eltern in der Ferne gewaltig aufregte, mir aber höchst merkwürdige Eindrücke brachte. So die Piazza del Popolo unter Wasser, von Kähnen befahren! Ein Klein-Venedig!

Von Darmstadt traf mich die Trauerbotschaft, daß die Großherzogin Alice an Diphtheritis gestorben sei, die sie sich beim Küssen ihres diphtheriekranken Kindes geholt hatte. Die Nachricht erschütterte mich tief! Auch auf den Lebenshöhen so wenig Glück!

Wir lebten sehr gesellig, Miß Fer und ich, aber wir hatten keine großen Toiletten. Margaret ein weißes Seiden- und ich ein schwarzes Samtkleid. Die schmückten wir dann mit den entsprechenden Blumen der Jahreszeit. Ich verkehrte viel bei Frau Professor Helbig, einer geborenen russischen Fürstin, „la principessa grassa", wie sie im Volksmund hieß. Eine der geistvollsten und originellsten Frauen, die mir jemals begegnet sind. Ach, ich habe sie dann im Lauf der Jahre noch oft wiedergesehen! Das letztemal war sie geistig völlig verwirrt. — „Oh what a noble mind was here destroyed"; ich brachte dies Shakespearewort nicht aus dem Sinn. Damals also zeichnete sie mich und liebte mich und predigte mir, doch ihre eigne Mode zu tragen — einen losen Sack. Später haben die „Eigenkleider" ihr in manchem recht gegeben. Für Tonnenfiguren wie „la principessa grassa" wird aber die lose schwarze Mönchskutte niemals das Richtige sein.

Und dann — sollte ich meiner ersten wirklichen Liebe begegnen! Es war „Cino Goggia", Capitano del Stato maggiore. Bei einem italienischen Beamtenball! Er tanzte mit mir und saß dann neben mir, sprach fließend Deutsch, denn er war in Österreich erzogen, und schlug mir schon an diesem ersten Abend vor, mir italienischen Unterricht zu geben. So kam er denn wöchentlich an zwei Nachmittagen mit „I miei prigioni" in unsere Wohnung. Leinecker traf ihn dort einmal, entfernte sich wortlos, und andern Tages fand ich ihn, wie er seine uns zur Dekoration geliehenen Studien von den Wänden unseres Wohnzimmers entfernte. Auf meine erstaunte Frage antwortete er barsch: „Sie wandeln die Wege der Emanzipation, also trennen sich unsere Pfade." Als er dann aber sah, daß alles ganz ehrbar zuging, brachte er sie eines Tages reumütig wieder zurück und plante eine neue Campagnatour mit mir. Bei Goggia übersetzte ich außerdem Goethes Tasso ins Italienische. Wir trieben diese Studien durchaus ernsthaft, aber die Liebe schlich sich dazwischen. Doch kein Wort darüber war je gefallen. Dann unternahm ich, als der Frühling gekommen war (als Reisemarschall), mit sechs deutschen Damen eine Reise nach Neapel und Sizilien. Es war keine Erholung für mich, denn ich sollte für diese sechs kein Wort Italienisch sprechenden Frauen alles zum Viertelpreis erhandeln, und

wenn das nicht immer ganz gelang, bekam ich die Unzufriedenheit aller sechs gründlich auszukosten. Meinem schlimmsten Feind will ich keine solche Reise wünschen.

Cino schrieb fleißig. An jeder ihm von mir bezeichneten Poststation fand ich einen Brief. Im letzten schrieb er mir: „Mia dolce amica, preparatevi a sentire grande cose." *Wie* sich meine Seele um diese Worte rankte! Ich sah mich im Geiste als seine Braut.

Von dem Schluß der Reise, nach Empfang dieses Briefes, hab' ich keine Erinnerung mehr, hatte nur noch den einen Gedanken, diese „grande cose" nun baldmöglichst von ihm selber zu hören. Endlich kamen wir zurück. Unser schönes Quartier am Kapitol hatten wir aufgegeben; ich war in der damaligen „Trattoria del Genio" Via Due Macelli abgestiegen und bat Cino, mich im Giardino Corsini, der jetzigen Passeggiata publica, zu treffen. Wie ich diesem Wiedersehen entgegenbangte! — Er kam eine Stunde später, als ich ihn erwartete — ich höre noch das leise Säbelklirren. Als ich aufsah, stand er vor mir, aber nicht allein. Sein bester Freund, Capitano Giglioli, war an seiner Seite. Merkwürdig unfrei erschienen mir beide. Ich bat sie, neben mir auf der Steinbank zu sitzen. Goggia zog sein Taschentuch, breitete es aus und setzte sich darauf. — — „Und die großen Dinge?" frug ich zitternd. — „Ich habe mich verlobt, mit einer Dame aus Alexandria." —

Ich nahm das hin, ruhig, gemessen. Ich beglückwünschte ihn mit lächelndem Munde. Dann gingen sie. Das Säbelklirren verklang, ich war allein. — —

Den ganzen Tag raste ich ziellos umher. Um elf Uhr abends begegnete mir eine Bekannte. „Um Gottes willen, was ist Ihnen?" rief sie entsetzt. „Sie sehen ja aus wie eine Niobe." Und sie wollte die Nacht bei mir bleiben. Aber ich stieß sie zurück. Nur allein, allein! —

Dieser Sommer war der traurigste meines Lebens! Mit elementarer Gewalt kam die Leidenschaft! Und wollte keine Vernunft annehmen, wollte nicht. — Cino war erschüttert. Aber er war sich keiner Schuld bewußt, es war nie ein Wort der Liebe zwischen uns gefallen. Aber nun schrieb ich ihm die Wahrheit meiner Empfindungen. Noch einmal kam

er, und unsere Tränen flossen zusammen. Hundertmal wollte ich sterben. Welche Verzweiflungsnächte hatte ich auf dem Balkon meines Zimmers, hoch im letzten Stock eines Hauses der Via Sistina. Nur eines begriff ich damals nicht, daß man mir's äußerlich nicht mehr ansah, diese jähe Zertrümmerung meiner ersten Liebe. Im Gegenteil, ich erinnere mich gerade aus damaliger Zeit besonders lebhaft der naiven Volksfreude an meiner „Schönheit". Ich konnte in keine der kleinen Botteghe gehen, ohne daß mich nicht der Verkäufer verzückt anstarrte oder die Verkäuferin lächelnd sagte: „È bella, bella." Wie gleichgültig war mir das damals! Was hatte es mir genützt! — Später hätte ich mich viel mehr an diesen äußeren Erfolgen gefreut, aber da waren sie vorbei. —

Ich blieb noch den ganzen Sommer über in Rom und malte, malte! In Tivoli hauste ich mehrere Wochen mit zwei alten Malerinnen, Helene Richter und Anna Planck. Sie sind wohl beide tot. Jahrzehnte lebten sie zusammen in trauter Gemeinschaft, malerisch eingeschachtelt im Vicolo Avignonese. „Wie andere Leute Kinder kriegen, kriegen wir Stuben", meinte die Planck lachend, wenn sie wieder einen neuen Verschlag irgendwo angebracht hatten. Später haben sie sich doch getrennt. Frauenfreundschaft oder vielleicht eher Menschenfreundschaft! — — *πάντα ρεῖ* — alles fließt! — — — Damals in Tivoli — ich malte in der Villa d'Este — wenn die Verzweiflung mich oft gar zu gewaltsam überkommen wollte, ging ich in die Grotte hinter die stürzenden Wasser und schrie — schrie. —

Auch in die Schlucht wanderte ich oft, vom Sibyllentempel hinab nach den wilddonnernden Arnofluten. Die Granaten blühten, meine Granaten, aus allen Felsenritzen dort und in der Villa d'Este. Aber keiner wollte sie, da Cino sie verschmäht, die Granatblüten meiner heißen, roten Liebe. Oft dachte ich jetzt an die Worte der toten Großherzogin Alice: „Erst im Unglück lernen wir erkennen, was wir an der Malerei besitzen."

Ich kam dann auch über diesen Lebensberg, wie später über so viele, von denen ich glaubte, sie seien nicht zu überwinden. Ich kam darüber — zu welchem Ende?

Nach Jahrzehnten hörte ich wieder von Goggia, ganz kürzlich. Er war General geworden, die reiche Seidenhändlerstochter aus Alexandria war früh kinderlos gestorben, er hatte zum zweitenmal geheiratet und noch spät sich an kleinen Kindern erfreut. Neulich las ich wieder in seinen Briefen. „Mia dolce amica." Ja, das war meine erste Liebe! — —

In der Villa d'Este hatte ich übrigens im Herbst (ehe ich Cino kennenlernte, war ich ja viel unternehmender) — den Abbé Liszt überfallen. Ich hatte von drunten auf der Altane sein weißes Haar über einer schwarzen Soutane flattern sehen. „Wer ist das?" frug ich die Kastellanin. „L'Abbé Liszt!" — „Hier bringen Sie ihm meine Karte." — Und ich wurde hinaufgeführt — er war sehr huldvoll, denn ich war jung. Stundenlang blieb ich dort, und er phantasierte mir vor! — Dazu gab es Caffe nero. — Das war für mich ein Ereignis! Leider war er im Sommer verreist, sonst hätte mir sein Spiel in meiner Verzweiflung vielleicht Erlösung gebracht. —

. . . Empor aus nächt'gen Traumes Schoß
Entsteigt mein erstes Lieben,
Wie Mondesaufgang, golden, groß —
Und unerreicht geblieben . . .

Überwunden — Wurzelfassen — Bei der nachmaligen Kaiserin

Und dann fuhr ich zurück nach Deutschland. Ich war so italianisiert, daß ich mir nur mit Mühe den schwarzen Spitzenschleier wieder abgewöhnte, den ich in Tivoli getragen, mit dem mich die Richter gemalt hatte. Durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen kam dies Bild in das Haus meiner Widersacher und hing dort, bis Helga und Inge es erhielten. Miß Fer aber blieb in Rom. Sie hatte mit einem Signor Moltedo eine italienische Salatehe geschlossen und ging bald im Alltagselend zugrunde.

Zuerst fuhr ich nach München, mich dort zum Studium häuslich niederzulassen. Ich stieg bei meiner Pensionsfreundin Fanny G . . . ab. Die kommende Gehirnkrankheit ihres Gatten äußerte sich schon in

häufigen, ganz unvermittelten Wutanfällen. Ich fühlte mich sehr unbehaglich und suchte mir Quartier im „Görresstift". Und dann nahm ich ein Atelier in der Maaßenstraße. Das Mobiliar erstand ich von einem nach Italien ziehenden Maler aus demselben Haus. Hier hauste ich nun an zwei Jahre. Der Prinz Luitpold, auf seinen Atelierstreifen, hatte mich bald entdeckt, kam häufig, denn er hatte Freude an meinem Talent, und zog die „schöne Preuschen" öfter zur Tafel. So nannte er mich, wie mir sein Adjutant, Baron Wolfskeel, verriet, dessen Frau eine entfernte Kusine von mir war. Ich war bald überall sehr gut eingeführt in München. Frau Amalie S... vereinigte einen Kreis von Goethefreunden in ihrem Haus, dem der bekannte Goetheforscher, Professor Michael Bernays, einen ganzen Winter über den zweiten Teil des „Faust" mit glühender Leidenschaft erklärte. Ich war eine seiner Hauptanhängerinnen und lernte dort viele bedeutende Menschen kennen. Wir wurden dann alle gezeichnet und dem Goethehaus gestiftet, wo ich mich so manches Mal an der großen Unähnlichkeit der Porträts erfreute. Ja, es war eine in jeder Beziehung anregende Zeit für mich. —

Auch in das Haus von Hermann Lingg kam ich häufig. Der alte Dichter, ein prachtvoller Patriarchenkopf, hat mich aber einmal sehr enttäuscht. Ich wollte irgendeine Reise antreten, ich glaube nach Wien, und erzählte ihm das.

„Da können Sie mir ja einen großen Gefallen tun", rief er aufgeregt, „dort hat mir ein Kerl im Tageblatt eine miserable Kritik gegeben, aber sie war ohne Namen. Wenn Sie herausbringen wollen, wer sie geschrieben." — „Gerne," sagte ich, „aber vielleicht haben Sie das Blatt noch." — „Freilich", rief er, kramte dann eifrig in seinem Schreibtisch und überreichte mir wichtig ein ganz vergilbtes Blatt — von vor fünfzehn Jahren! —

Ach, du armer Hermann Lingg, damals stürztest du für mich auf immer von deinem Piedestal! Trotzdem — dein süßestes Gedicht hat mich durchs Leben begleitet — das von dem Traumgarten:

„Es stand darin ein schneeig Beet Narzissen
Und schimmernd weiß ein Blütenbaum!"

Ein gewaltiges Ereignis erschütterte bald darauf ganz München — das tragische Ende seines unglücklichen Königs Ludwig. München war nahe an einer Revolution, als ihm Kunde wurde von den sich überstürzenden Ereignissen in Hohenschwangau und der Überführung des geistumnachteten Herrschers nach Schloß Berg am Starnberger See. Bald darauf erfolgte dann sein Ende in den Fluten des Sees, in die er seinen Arzt Dr. Gudden mit hinabriß. Oder wie die Sache sonst zusammenhing. Das Grab hütet seine Geheimnisse. Ich war so aufgeregt und in allen Tiefen erschüttert wie das ganze Volk. Seit meiner Kindheit schon hatte ich eine stille Schwärmerei für den „schönen Märchenkönig", dessen jammervolles Ende ich nun miterlebte. Man kann fast sagen: jeder fühlende Mensch war krank vor Aufregung und Mitempfinden. Dann wurde der Tote in der Allerheiligenhofkirche aufgebahrt, und am Katafalk durfte für drei Tage sein Volk defilieren. Die umfassendsten Maßnahmen wurden getroffen, um unziemliches Gedränge zu verhüten. Langsam, doch ohne Einhalt flutete das Volk an seinem toten Abgott vorbei. Da sah man Bauern, die heimlich die Fäuste ballten, weil sie glaubten, daß man ihn hingemordet hatte. Unvergeßlich wird mir der Eindruck sein. Der einst so schöne Idealkönig, der Schwanenritter voll phantastischer Träume — was hatten das Leben und der Tod aus ihm gemacht! — Gedunsen und aufgeschwemmt lag er da, wie ein toter Fallstaff, wie eine Parodie auf sein ganzes Leben.

Ein Schlachtfeld war der Vorhof der Kirche, auf dem allabendlich Hunderte von Chignons und zerbrochenen Regenschirmen aufgelesen wurden. Sic transit gloria mundi — auch hier. — Trotzdem — die Wunderschlösser des „Verschwenders" geben noch heute eine fette Einnahme für den Staat. Der Tote hat also seine Schulden und seine Schuld voll eingelöst. Sind das die Tiefen des Lebens? Ist das das Ende von allem Wunderbaren? — Aber es glättet sich alles im Leben. Prinz Luitpold wurde Prinzregent für den wahnsinnigen König Otto, und die Stadt kehrte allmählich wieder ins Alltagsgleise zurück.

Ganz besonders wurde ich im Haus von Paul Heyse bevorzugt und verwöhnt. Dort verlebte ich gute Stunden. Er und seine schöne junge Frau gründeten einen „Einschichtigen Abend", bei dem Frau Oberst

†1856

Linz (die Schriftstellerin Amelie Godin), der alte, neunzigjährige Assessor Strumy, ein Schriftsteller, der Dichter Ludwig Laistner, ferner ein junger Schöngeist, eigentlich Mediziner, und Heyses intimster Adlatus und Freund, Dr. S., und meine Wenigkeit Mitglieder wurden. Bald kam ich fast jeden Abend zu der geistvollen Amelie Godin, dort traf ich immer wieder ihren Intimus, Oswald S. Und so kam es und so ward es, das neue verknotete Schicksal. —

Aber ich fühlte mich so einsam, ich sehnte mich nach Liebe. Und dann kniete eines dämmerigen Winternachmittags der schöne Oswald in meinem Atelier zu meinen Füßen und fragte mich, ob ich sein Weib werden wolle. — „Wenn Sie nein sagen, erschieße ich mich, denn nur an Ihrer Hand kann etwas Großes aus mir werden." Wie der junge Faust vor Gretchen — mußte ich denken und sagte ja. Alle hatten geholfen, daß wir uns fanden, die Heyses, Amelie Godin und eine liebe alte Künstlerfreundin, Fräulein von Berckholtz, die Jugendliebe Wilhelm Metzlers, des Frankfurter Mäzens, an die er mich empfohlen und in deren üppigem Heim ich wie Kind im Hause war.

Ein paar Wochen hielten wir's noch geheim mit der Verlobung, dann fuhr ich zu meinen Eltern und suchte ihnen die Partie mundgerecht zu machen. Sie waren außer sich, ein simpler Doktor S., ohne Vermögen, ein Schöngeist, der sich zu vornehm dünkte zum Praktizieren. Er kam dann selber und beruhigte meine Eltern durch sein einnehmendes Wesen, trat sehr vornehm auf und gab viel Geld aus (ach, ich hatte es ihm vorher gegeben!). Sie meinten, er müsse trotz allem sehr vermögend sein, er schenkte meiner Schwester einen altdeutschen Schmuck, brachte meiner Mutter täglich frische Rosensträuße (die dann zur Konservierung schleunigst in den Eisschrank wanderten). Kurz — er bezauberte schließlich alle, nur mit mir hatte er Reibereien und Szenen. Ich weinte damals sehr viel. Aber er nannte mich seine „Dilaram", seine Herzensweisheit, und wußte mich immer wieder zu versöhnen. — Meine Eltern hatten sich schließlich damit getröstet, daß ich als bekannte Malerin meinen Mädchennamen ja immer führen würde — mein Vater wollte mir auch das Recht erwirken, die „Baronin" weiter zu führen. Oswald war ja auch ein so besonderer Mensch, ein Freund von Prinzen, ein

Freund von Paul Heyse und ein Freund von Ibsen. Er hatte so schöne Samtaugen, allerdings Judenlöckchen über den Ohren, wie mein Vater sagte.

Aber — er wurde angenommen, die offizielle Verlobung gefeiert. Ich aber — ich ging erst für den ganzen Sommer nach Paris zum Arbeiten und dann nach Nordspanien. Und im Herbst hatte mich eine Regierungsrätin Meißen nach Berlin eingeladen. Es gab mir später noch oft zu denken, daß ich vom Augenblick meiner Verlobung an fast krampfhaft bemüht war, mich von Oswald zu entfernen, weite Reisen zu machen. Das kann doch gar keine echte Liebe gewesen sein!

Ich blieb wieder ein halbes Jahr in Berlin im gastfreien, geselligen Hause Meißen. — Und dann wollte mich die damalige Kronprinzessin Viktoria (die Schwester der Großherzogin Alice) kennenlernen. Sie lud mich ein, bei ihr im Palais, in der Tornowschen Sammlung, zu malen. Die Wogen meines Erlebens gingen hoch. Ich hatte auch ein Atelier in der Von-der-Heydt-Straße und malte „Evoë Bacche" und „Das Lager der Kleopatra".

Man feierte mich als die „Begründerin des historischen Stillebens". Paul Lindau schrieb in einer Kritik über das „Lager der Kleopatra", ich solle nur demnächst auch „Wallensteins Lager" vornehmen. Ich hatte überall Erfolg und Anerkennung und — Geld wie Heu. Damals verdiente ich mindestens zehn- bis zwölftausend Mark im Jahr. Und war ganz übermütig. Schrieb sehr wenig an Oswald. Da kam er selber. Eroberte das Haus meiner Freunde Meißen, und ich verkündete auch in Berlin meine Verlobung.

Sehr komisch war seine Einführung im Haus meines Onkels, Generals von Fransecky, der damals Gouverneur von Berlin war und im reizenden Palais am Potsdamer Platz, mit dem herrlichen Rokokogarten aus Altberlin, wohnte. Mein Onkel hatte einen scheußlichen Köter „Molch", den er und das ganze Haus über alles liebte. Als ich nun mit Oswald in die Türe trat, fuhr ihm der fette Hund kläffend zwischen die Beine. Er gab ihm einen Fußtritt, der das dicke Tier um ein Haar getötet hätte. Mein Onkel war außer sich und meinte, das sei keine empfehlende Einführungstat.

Trotzdem erfreute sich Oswald nachher öfter der Gouverneursloge in den königlichen Theatern. Wie ihm das wohltat. Der Rokokogarten mit den Steinfiguren und Kolonnaden um den Teich à la Versailles ist mir das Schönste an diesen Berliner Verwandtschaftserinnerungen. Ich war nachher noch einmal ein paar Wochen auf meines Onkels von der „Siegesdotation" erworbenem Weingut Erbach im Rheingau. Später erbte es seine Tochter Anna, die den Obersten von Buttlar geheiratet hatte. Nach deren Tod wurde der herrliche Besitz, laut Testament, ein Erholungsheim für Offizierstöchter. Sie leben dort in glänzender Weise und zahlen dafür eine Mark pro Tag.

Damals in Berlin verkehrte ich auch viel bei Christian Wilberg, dem Maler von Pergamon, bei Meyerheim, Knaus und Anton von Werner, bei Dernburgs, Spielhagens und Rodenbergs, Lindaus und vielen anderen. Und meine Freundschaft mit der Kronprinzessin — denn es war in all den Wochen und Monaten eine solche geworden — wob mir eine Gloriole ums Haupt.

Ja, das waren mir goldene Lebenstage, die Tage des Arbeitens mit der „Kronprinzessin", die schon die unsichtbare Märtyrerkrone der späteren Kaiserin Friedrich trug. Sie war unendlich liebenswürdig gegen mich. Bald nahm sie mich zu sich ins eigene Atelier, malte mir sogar in meine Bilder hinein, was mich weniger erfreute. Wenn sie zu einem Diner geladen war, kam sie noch herüber, um sich mir in voller Toilettenpracht zu zeigen. Einmal deutete sie auf ein kleines Veilchensträußchen im Ausschnitt: „Do you remember?" Ich hatte es ihr am Morgen gebracht. Sie küßte mich stets beim Kommen und Gehen, und ich erzählte ihr von meiner Verlobung. Aufs tiefste war sie dadurch berührt und sagte, was mich sehr empörte: „When you are married, I wish you many, many little babies." — Übrigens redeten wir niemals Deutsch zusammen, viel Englisch und Französisch. Am meisten aber Italienisch, das sie ohne allen Akzent sprach. Wie tief ihr Wissen, ihr Streben und ihre Begabung waren, das lernte ich in diesen Monaten voll erkennen. Ich wurde auch häufig zu Hofkonzerten zugezogen. Einmal — ich sollte die Hofdame Gräfin Kalckreuth abholen und hatte mich verspätet — mußte ich allein in die Empfangssäle eintreten. Ich wagte es

nicht, mein Augenglas aufzusetzen. Ein großer Lakai schien mir in der einen Tür zu stehen, ich rempelte ihn fast an.

„Nun — so stolz, Fräulein von Preuschen, Sie kennen mich heut gar nicht?" ertönte die mir wohlbekannte Stimme des Kronprinzen — dessen Schicksal sich schon in kurzer Zeit erfüllen sollte! Aber wie sonnig erschien damals alles! — Und dann malte mich die hohe Frau! Ich habe es gezählt, zweiundzwanzig Sitzungen hatten wir. Und sie erzählte mir dabei so viel Trauriges, daß ich weinen mußte und mit ganz roten Augen von ihr verewigt wurde. Ich, die ich Ferdinand Keller so oft gesessen und mich auf seinen Bildern immer so „geschmeichelt" fand, konnte mich nun hierüber beruhigen. Geschmeichelt war ich wirklich nicht, im Gegenteil. Trotzdem sehr, sehr ähnlich, aber — wie Oswald später sagte — „zum Abgewöhnen". Die Kronprinzessin schenkte mir das Bild im Rahmen als Hochzeitsgabe. Ich fuhr für ein paar Wochen nach Darmstadt. Als ich wieder in Berlin war, fragte mich die Fürstin, was denn meine Eltern zu dem Bilde gesagt hätten: Ich, in meiner dummen Ehrlichkeit, entgegnete: — „Mein Vater sagt, er erschrickt, wenn er ins Zimmer tritt". „Was heißt das?" frug die Kronprinzessin stirnrunzelnd. Aber ich rettete mich schnell: — „Indem er glaubt, ich bin es selber." —

Von Berlin ging ich vor der Hochzeit noch einmal für vier Monate nach Venedig. Ja, es kann gar nicht anders sein, ich wollte ganz instinktiv meine Freiheit noch auf jede Weise ausnutzen. Eigenartige Monate waren das — im Haus einer stockitalienischen Familie hatte ich ein Zimmer und einen Balkon nach dem Canal grande. Und im Palazzo Rezzonigo, dem wunderbaren, mietete ich mir ein Atelier für monatlich zehn Lire. Ich malte dort neun große Tafeln „aus dem modernen Venedig", Fische und Blumen, die später im Pariser Salon viel Erfolg hatten. Eine davon, die größte, schenkte ich der Kronprinzessin.

Wie ich den venetianischen Sommer genoß! Trotz Hitze und Lagunenduft. — Die Lilienblüte! Es war unbeschreiblich, welche Lilienfülle sich über Venedig ergoß. Und wie ich im Dogenpalast (in dem ich Interieurs malte) und allen Kirchen schwelgte. Besonders in San Marco. Und in den großen Museen. Auch in Chioggia war ich

und gedachte der armen Emma Lutteroth. Sie war dort so glücklich gewesen.

Ja, meine Freiheit gefiel mir sehr. Aber Oswald verlangte immer sehnsüchtiger nach seiner „Dilarama", seiner Herzensweisheit (die ihm so bald verblaßt ist). Ich fuhr endlich nach Darmstadt zurück. Dort war die Aussteuer inzwischen beendet, mein Vater glaubte nun immer mehr an eine „gute Partie". Denn mein Bräutigam hatte von seiner Millionentante Überson gesprochen (deren Gold sich später in nichts auflöste). Aber mein Vater, der in jenen Tagen sein Testament aufsetzte, hat mich dann auf Grund dieser „vermögenden Partie" zugunsten meiner Schwester enterbt.

*

II. Teil

Leben und Wirken

Ehetragödie

Und dann kam die Hochzeit! — Der freundliche Pastor S. gab uns zusammen in der Darmstädter Kapelle. Er hielt eine schwungvolle Tischrede, die begann — mit einem bewundernden Blick auf meine schöne Mutter: „Ja, es ist wahr, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, in diesem Falle freilich die ‚liebliche Birne'."

Wenn Oswald guter Laune war, nannte er mich später manchmal die „liebliche Birne".

Und dann begann diese unselige Ehe! Aus der „Dilaram" der Herzensweisheit wurde gar bald eine „eingebildete Gans". Wir zogen nach Italien. Vorher besuchten wir die Erbtante Überson in Schlangenbad.

Wir machten noch Aufenthalt in Tirol — in Bruneck und Toblach. Aber ich war bald von furchtbaren Zahnschmerzen und Übelkeiten geplagt. Dann fuhren wir, auf meinen Wunsch im Postwagen, auf Goethes Spuren über die Alpen. In Rom bezogen wir eine möblierte Wohnung in Capo le Case. Ich hatte im selben Haus ein Dachatelier gefunden. Aber oft war es mir unmöglich, die Treppen zu steigen, ich lag kraftlos und weinend auf meinem Bette und verwünschte Welt und Leben.

Abends, nachdem ich tagsüber — während Oswald im Speisehaus gegessen — mich heimlich mit einem „brodo" begnügt hatte, wollte er mir dann vorlesen, mich „bilden". Ich kniete am Boden, einen Kinderwagen auszufüttern, schlief dann jedesmal über dem Vorlesen ein. Das gab endlose Predigten. Überhaupt war ich, so oft er mich sah, nur „Erziehungsobjekt". Fühlte ich mich etwas frischer, ging ich abends mit ihm in eine Trattoria. Da wir aber doch nur von meinem Geld lebten und die Reise schon gewaltig viel verschlungen hatte, gab es wieder ewigen Zwiespalt über die Wahl meiner Gerichte auf der „lista". Mein Mann behauptete, ich suche immer das Billigste aus. Mit gleichem Recht konnte ich entgegnen, daß er stets das Teuerste wähle.

So vergingen die Tage, die Wochen, die Monate, stets unerquicklicher. Das Weihnachtsfest ist mir als besonders schrecklich in der Erinnerung. Ich hatte allerhand antike Sächlein gekauft und Monatsrosen und Feigen. Und einen kleinen Lorbeerbaum mit Orangen aufgeputzt. Aber Oswald war, wie immer, unzufrieden mit mir. Er hatte eine Art Achselzucken, das mich rasend machte. Im Übermaß von Verzweiflung sprang ich auf den Balkon. Wir lehnten beide schwer gegen das schwankende, rostige Eisengitter im fünften Stock und rangen miteinander. —

Wenn das Gitter gebrochen wäre! Es hing alles an einem Haar! Ja, das war das erste Weihnachtsfest meiner jungen Ehe!

Später zogen wir in die Via Purificazione. Das Wohnzimmer hatte Aussicht auf einen wunderschönen Orangengarten, in dem den ganzen Tag gegraben wurde. Und dann kam im Mai meine erste „schwere Stunde". Mit unnennbaren Leiden. Aber es folgte ihr kein unnennbares Glück. Das Kind, es war süß, und wir nannten es Ada, gedieh sichtbar an meiner Brust. Aber ich war sehr elend. Doch auch mein Mann klagte ständig mehr über sein Befinden. Am zwölften Tag nach der Geburt erklärte Dr. Fleischl, daß es die Malaria sei; die Perniziosa drohe, und die einzige Rettung läge nur in einer fluchtartigen Abreise. Wir waren am Nachmittag im Wagen (als erster Ausflug) in der Via Appia gewesen, bei blaugrauer Gewitterstimmung. Unsäglich schwermutsvoll lag die Via Appia in der schweren Frühlingsluft. Ich war todmüde und erschöpft bei der Rückkehr, aber ich packte die ganze Nacht.

Am andern Morgen fuhren wir mit Hilfe der Wirtsleute und des Arztes nach der Bahn und lösten Karten nach Florenz. Dort konnten wir nicht mehr weiter. Meines Mannes Fieber war immer heftiger geworden. Ich suchte den deutschen Arzt auf, Dr. Kurz, selber mehr tot als lebendig. Vierzehn Tage blieben wir dort, Oswald war so schwach, daß ich ihn füttern mußte; ich nicht viel stärker. Und ich hatte die Doppelpflege von Mann und Kind. Es lag ziemlich viel auf mir, ohne jede Hilfe. Aber Klein-Ada gedieh.

Dann waren wir so weit, daß wir wieder nach Gossensaß verstaut werden konnten. Dort in der herrlichen Alpenluft blieben wir sechs Wochen. Langsam, langsam ging es bergauf. Noch immer war der

Kranke so schwach, daß er gefüttert werden mußte. Aber die Ibsens waren, wie jeden Sommer, anwesend. Und die nahmen sich unserer aufs rührendste an, sie, die schon in Rom uns die einzigen freundlichen Stunden gegeben hatte. Frau Ibsen saß an Oswalds Bett, wenn sie mich mit ihrem Sohn Sigurd spazieren schickte. Klein-Ada hatte sie auf dem Schoß, wenn sie wach war. Sie übte sich sogar im Trockenlegen. — Als es nach einigen Wochen besser wurde, saß Ibsen selber oft am Bett seines jungen Freundes, dem diese Ehre sichtbarlich von Tag zu Tag mehr auf die Beine half. Und dann war er so weit, daß ich ihn nach Bad Elster bringen konnte zu seinem Jugendfreund, der dort Badearzt war. Drei Monate wollte er dort bleiben, und ich sollte in dieser Zeit eine Wohnung suchen und mit meinen Aussteuermöbeln, die beim Spediteur lagerten, einrichten. — Ich unterzog mich dieser Aufgabe mit Eifer und Liebe. Das gute Münchner Bier, nach der Tiroler Luft, hatte mich wieder gekräftigt. Das Kind trank noch an meiner Brust und entwickelte sich täglich mehr, — ich fühlte wieder so etwas wie Lebensfreude in meine Seele ziehen. Auch spürte ich eine starke, kaum zu bändigende Arbeitslust. Ich konnte aber nicht eher mit Malen beginnen, bis unser neues Heim eingerichtet war. In der Findlingsstraße hatte ich bald eine passende Wohnung mit Atelier gefunden. Damals war erst die eine Seite bebaut, und unsere Frontfenster blickten auf die grüne Theresienwiese, rechts von der Bavaria und ihrem Wäldchen begrenzt. Am Horizont aber zeigte sich bei klarem Wetter die Zugspitze mit der ganzen Schneekette der bayrischen Alpen. Wie entzückte mich diese Aussicht! (Über fünf Jahre lang war dann diese oft kaum sichtbare, verdämmerte, in der Abendsonne rosig erglühende Alpenkette mein bester Freund, mein einziger Trost, meine Zuflucht in jeder verzweifelten Stimmung. Dort schimmerte und strahlte sie — wenn auch noch so fern. Also konnte das Leben nicht gar so verzweifelt traurig sein, wie es meiner dürstenden Seele erschien.)

Ich fand, daß ich alles wunderschön eingerichtet hatte, und war durchdrungen davon, daß auch Oswald dies finden müsse. Seine Briefe klangen versöhnlich. Auch er hoffte das Beste von der Zukunft.

Ich fing fast an, mich auf seine Rückkehr zu freuen. Es war alles vorbereitet zum Empfang und festlich mit Blumen geschmückt. Ich hatte ein

neues Mädchen, Leni, die sich als ziemlich brauchbar anließ. Das Leben schien mir wieder erträglich. Ich holte den Gatten von der Bahn ab, er sah sehr wohl aus und war völlig wiederhergestellt, das merkte ich schon an seinem kräftigen Achselzucken. Zwei Stunden, nachdem er Besitz von der neuen Wohnung ergriffen, alles in Augenschein genommen und scharf kritisiert hatte — lag ich wieder in heißen Tränen auf meinem Ruhebett, und er stand davor und predigte mir, stundenlang, wie in den unseligen Römertagen.

Ja, er war wieder ganz gesund!

So ging nun das Leben Tag um Tag, durch fünf Jahre — fünf Ewigkeiten, wie mir schien. Ich stürzte mich jetzt mit Feuereifer an die Arbeit. Oswald predigte. Wieviel hatte er nur immer an mir auszusetzen. Ich war kein vielseitiger, großer Mensch — ich war nur ein Malweibchen. Beim Haushalt hörte man ewig das Knarren der Maschine! Und diese verfluchte Knauserei an allen Ecken und Enden! (Ich hatte im letzten Jahr sehr wenig verdient, und er hatte durch seine Krankheit sehr viel gebraucht — dazu die neue Einrichtung der Wohnung, kostbare Wintergarderobe für ihn — mir begann angst und bange zu werden.) Aber er erklärte mir an jedem Tag in langatmigen Reden, daß die höchste Pflicht des Menschen sei, sich selber zu bilden. Daß alles „etagenweise" vor sich gehe, er wenigstens zehn Etagen im Geist besäße und die unterste, der Broterwerb, ihm absolut nicht läge. Er habe nicht hierfür Medizin studiert, sondern einzig, um sich weiterzubilden. Das habe er mir alles vor der Ehe gesagt. Wenn ich so kurzsichtig wäre, dies nicht einzusehen, so sei das einzig meine Schuld. Ich sei so klein und enggeistig, daß ich glaube, im kleinen sparen zu müssen, an meiner Toilette, an der Nahrung, an allem. Er habe geglaubt, eine große Dame zu heiraten, ich sei aber nicht einmal nur Malweibchen, sondern auch spießbürgerlich enge Hausfrau, kurz — wenn nicht alles klappe, so sei dies einzig mein Verschulden. Er ließe es sich doch wahrlich angelegen genug sein, mich zu höherem Menschentum heranzubilden.

Er las hauptsächlich medizinische Bücher, die er sich vom Buchhändler stets zuschicken ließ. Viele Hunderte kosteten diese Bücher in jedem Jahr.

Hier und da kritisierte er auch meine Bilder oder meine Gedichte, scharf, aber gut. Jetzt weiß ich es — sein Wesen spiegelte die Tragödie des Unproduktiven, der dem Schaffenden gegenüber — immer gereizt — sein Schaffensunvermögen fühlt. Damals verstand ich nichts von dem allen, ich gab mir selber die Schuld und meinen eigenen Unzuträglichkeiten. Und weinte — weinte — wunderte mich oft, daß ich mich noch nicht blind geweint hatte. Ich zog mich von allem zurück aus Angst, daß es zuviel Geld koste, bei den übertriebenen Ansprüchen meines Mannes. Aber der Prinzregent Luitpold hatte dennoch mein Atelier entdeckt und kam nun alle paar Wochen, die Entwicklung meiner Bilder zu sehen. Einmal hätte er in seiner Kurzsichtigkeit über den dicken Kopf eines schwarzen Bären fast den Hals gebrochen. — Die Baronin Wolfskeel verriet mir gelegentlich, daß er ihrem Mann gegenüber ausgesprochen habe, er wundere sich, wie rasch die „schöne Preuschen" in der Ehe eingepackt habe.

Ach, das war freilich kein Wunder. Ich wurde täglich unglücklicher, unbefriedigter und sorgenvoller. Wie oft kam es vor, daß ich keinen Pfennig Bargeld im Hause hatte. Oswald ging morgens in den „Achatz" zum Frühschoppen mit Heyse, Laistner und anderen Größen, nachmittags saß er oft neben Ibsen, seinem andern großen Freund, im Café Maximilian, und abends ging er mit befreundeten Offizieren, im Sommer auf einen „Keller", im Winter ins Weinhaus. Wenn er dann nach elf Uhr zurückkam, weckte er mich mit langatmigen Tiraden und Vorhaltungen auf. Ich hatte mir angewöhnt, schon um sieben Uhr zu Bett zu gehen und dann zu lesen, zu schreiben, zu träumen. Das waren meine besten Stunden. Wenn ich ihn die Treppe heraufkommen hörte, löschte ich das Licht und stellte mich schlafend. Aber er behauptete, das Licht sei eben erst ausgegangen, ich müsse noch wach sein. Und die alte Litanei begann — und das Leben wurde mir täglich mehr zum Ekel. Das nannte sich eine Ehe! Unsere Lage gestaltete sich immer sorgenvoller. Mein Bankdepot war fast völlig aufgebraucht — vierundzwanzigtausend Mark; davon hatte ich ja Oswald schon vor der Ehe gegeben, um sich, wie er sagte, „glatt" zu machen.

Oft wenn Leni ins Atelier kam und Geld zum Einholen verlangte, warf ich die Pinsel beiseite und sagte: „Ich muß doch ausgehen und

werde Fleisch mitbringen." Dann lief ich mit irgendeinem Gegenstand aufs Versatzamt und brachte Fleisch mit nach Hause und die innere Verzweiflung. —

Nein, Oswald konnte nicht sparen, er fand das Knausern unvornehm — und undelikat — — —

Ich hatte kürzlich in einer Gesellschaft, die wir ausnahmsweise besuchten, einen neuen „Kollegen" von mir, den Prinzen Ernst von Sachsen-Meiningen kennengelernt. Er gefiel uns beiden außerordentlich und bat uns in sein Atelier. Sein ernstes Streben machte Eindruck auf mich. Bald erwiderte er unsern Besuch, bald wurde er Hausfreund. Das war Wasser auf Oswalds Mühle. Nun hatte er einen neuen Prinzen zum Freund; er — der Freund von Paul Heyse und von Ibsen, der Mann der „Preußchen". Ja, ich war trotz allem, was auf mir lastete, ziemlich bekannt geworden. Man nannte mich als erste Blumenmalerin. Der Prinzregent hatte häufig von meinen Bildern gekauft, aber mein Streben ging höher. Ich wälzte große Pläne. Ein Gedanke, der mir vor Jahren einmal in der Königsgruft von St.-Denis gekommen war, vom König der Könige, dem Tod, kristallisierte sich in meiner Seele zu immer festerer Gestalt. Unser Verkehr mit dem Maler altdeutscher Stätten, August Holmberg, befestigte die ganze Umgebung. Im bayrischen Kunstgewerbemuseum machte ich meine Einzelstudien, ein Gerippe, das Oswald sich von der Klinik besorgte, wurde in meinen roten Peluchemorgenrock gesteckt, Fräulein von Berckholtz lieh mir einen prächtigen Hermelinmantel, und nun konnte die Arbeit am neuen Bild, dem nachmaligen „Mors Imperator" beginnen.

Kurz vorher war die Kronprinzessin auf der Durchreise bei mir zum Frühstück gewesen, nachdem wir sie mit anderen an der Bahn empfangen hatten. Lenbachs schmatzender Handkuß erregte dabei ihr Lächeln. Sie entzog ihm rasch die Hand. Lenbach aber sagte sieghaft: „Königliche Hoheit, ich bin doch aus Schrobenhausen!" Mit dieser seiner bäuerlichen Abstammung wußte er sich für alles zu entschuldigen. Sie war unter seinen Freunden fast zum geflügelten Wort geworden.

Oswald wußte sich nach dem Frühstück der Kronprinzessin nicht zu lassen vor Stolz.

„Mors Imperator"

Und bald darauf begann ich mein großes Bild, das ich nach langen Debatten — erst sollte es „Rex regum" heißen — „Mors Imperator" betitelte. Ich malte lange daran, fast ein Jahr — dann war es beendet; meine wenigen Freunde fanden es ausgezeichnet — und ich schickte es zur Großen Ausstellung nach Berlin. Damals war noch Professor Becker Präsident der Akademie.

Prinz Ernst von Meiningen war dort auf der Durchreise und wurde von Becker in der noch nicht eröffneten Ausstellung herumgeführt. — „Wo ist denn Mors Imperator von Hermione von Preuschen?" fragte er. „Das Bild ist zwar ausgezeichnet", erklärte der Professor, „allein wir können das dem greisen Kaiser nicht antun, ein so krasses Memento mori. Wir werden der Malerin mitteilen, es sei die schiefe Ausführung eines schiefen Gedankens und daher unzulässig." —

Prinz Ernst, sehr verwundert, telegraphierte mir die Sache. Zwei Stunden später saß ich im Eilzug nach Berlin, kam dort bei Tagesgrauen an und ging bald darauf selber zu Professor Becker. Er bestätigte mir den „schiefen Eindruck eines schiefen Gedankens". „Und wenn ich Ihnen nun die persönliche Erklärung des Kaisers bringe, daß er selber an dem Bild keinen Anstand nimmt?" — „Die werden Sie wohl kaum erhalten."

Aber ich setzte Himmel und Hölle in Bewegung und erhielt bald schwarz auf weiß versichert, daß Seine Majestät persönlich an der Ausstellung des Bildes keinen Anstoß nähme. —

Triumphierend eilte ich damit zu Becker. Ein neues Konsilium wurde einberufen. Aber die Juroren beharrten bei ihrem Ausspruch: der schiefen Ausführung eines schiefen Gedankens. Sie hatten Angst vor der Vox populi! Es war schon mancherlei über die Sache an die Öffentlichkeit gedrungen, und die widersprechendsten Notizen jagten sich darüber in der Presse. Die tollsten Gerüchte fingen nun an, sich zu überbieten. Ich hätte die unglaublichsten Anforderungen gestellt betreffs seiner Ausstellung. Unter anderem nur im schwarz verhängten Raum und bei Wachskerzenbeleuchtung. Alle Blätter brachten Lebensgeschichten oder Karikaturen von mir. Die eine im „Ulk" ist mir noch erinnerlich:

Preuschen: „Werden Sie mein nächstes Bild wieder zurückweisen, Herr Professor?“

„Nein, Madame, den Gefallen werde ich Ihnen nicht mehr tun.“ —

Ich mietete nun ein Lokal (Ecke der Markgrafenstraße) und stellte das Bild auf eigene Faust aus. Der Zudrang war ungeheuer. Telegramme über die Eröffnung wurden von allen Zeitungen versandt. Am ersten Morgen zwischen neun und elf Uhr war das Gemälde schon von über fünfhundert Personen besichtigt worden. Hier hatte ich es in der Hand, mein Schicksal zu zwingen und den Geist der Zeit bei der „Stirnlocke“ zu fassen. — Ich habe es nicht richtig angefaßt, es ist mir alles wieder entglitten, und der große Sensationserfolg von Mors Imperator erweist sich heute als der Fluch meines Lebens. Er räumte mir eine Ausnahmestellung als „Außenseiter“ ein. Heute will die geschlossene Phalanx der Kunsthändler und der von ihnen begünstigten Modemaler nichts von dem „Außenseiter“ wissen, dem es einmal geglückt war, schwindelerregenden Tagesruhm und gleißendes Tagesgold zu erlangen. Damals aber war ich in aller Mund. Wie mir das zu Kopfe stieg! Ich erinnere mich noch, daß die Bürgersteige vom Potsdamer Platz bis zur Markgrafenstraße voll der gelben Papierchen lagen — den Eintrittskarten zu meinem Bild. Wie im Karneval! Und es war ja auch der Karneval meines Lebens — dem gar bald der schaurige Aschermittwoch folgen sollte. Aber damals merkte ich nichts davon. Jeden Morgen und jeden Mittag holte ich mir alle Taschen voll Geld aus meiner Ausstellung. —

Friedrich Dernburg, der geistvolle Journalist, mein engerer Darmstädter Landsmann, in dessen Haus ich in Berlin viel verkehrte, nahm sich meiner Mors-Imperator-Ausstellung noch ganz besonders an. Ich hatte mit ihm ein Flugblatt veröffentlicht vom „Herrscher Tod, bekrönt mit dem ehernen Reif der Notwendigkeit“. Ein geflügeltes Wort wurde das in jenen Tagen. In den Restaurants sprach man allüberall nur von Mors Imperator und seiner Malerin. „Ein forsches Weib muß das sein, die möchte ich kennenlernen“, hörte ich einmal einen Herrn neben mir sagen. Ich hatte Mühe, meinen Begleiter zurückzuhalten, daß er nicht sagte: „Sie sitzen neben ihr!“

Ja, wie ein Rausch stieg mir jene Zeit zu Kopfe. Aber sie wurde mir

zum Fluche. Trotzdem habe ich allein mit der Ausstellung von Mors Imperator im Laufe von fünf Jahren über fünfzigtausend Mark verdient. Später verkaufte ich das Bild verhältnismäßig billig an den Kaufmann Fritz in Zürich. Der hat es mir dann noch manchmal für „Preuschen-Ausstellungen“ geliehen, wollte es, wie ich hörte, auch wieder verkaufen.

Auf den Thronen fing nun das große Sterben an, wie man sagte, durch mein Bild „berufen“. Erst starb der alte Kaiser! Dann kam die Tragödie des Kronprinzen Rudolf, und dann die erschütterndste: Kaiser und Kaiserin Friedrich. —

Ich hatte stets in regem Briefwechsel mit der Kronprinzessin gestanden. Sie hatte mir oft ausführlich, wenn auch meist ohne Unterschrift, geantwortet. Daher schickte ich ihr auch vertrauensvoll und ahnungslos eine große Photographie des Mors Imperator, mehrere Wochen vor seinem Erscheinen in der Öffentlichkeit. Der Kronprinz war damals halsleidend und mit seiner Frau zur Konsultation des Dr. Mackenzie nach England gereist. Dieser hatte gerade der Kronprinzessin das Krebsartige der Erkrankung klargelegt. Tieferschüttert fuhr sie nach Hause, fand dort meinen Brief, öffnete freudig, meine Schrift erkennend. Und in ihre Hand fällt das Bild „Mors Imperator“! Seit jener Stunde habe ich sie nicht wiedergesehen, hat sie mir nie mehr geschrieben, faßte sie eine abergläubische Abneigung gegen mich. Ihre Hofdame, Gräfin Kalckreuth, hat mir das viel später erzählt. —

Nein, Mors Imperator brachte mir in keiner Weise Glück, trotz des äußeren, rauschenden und klingenden Erfolges. Das Bild wurde zum Fluch meines Lebens. Immer muß ich das wiederholen.

Als ich von Berlin zurückkehrte, schien mir anfangs die ganze Welt verwandelt. Ich reiste für mehrere Wochen nach Venedig und der Riviera, mich von aller Arbeit, Aufregung und — von Oswald zu erholen. Als ich zurückkam, schien alles etwas besser zu werden. Meine einstige Karlsruher Freundin, Emma L., war als O.'s Schülerin nach München übergesiedelt. Sie holte mich bald an jedem Nachmittag zum Spazierengehen ab. Aber sie wurde mir täglich unheimlicher. Sie war manches Jahr lange Monate mit O. in Chioggia bei den Fischern gewesen, und mir schien es, als hege sie eine große, heimliche Leidenschaft

zu dem durchaus glücklich verheirateten Künstler. Danach wurde sie durch Zufall mit Ibsens bekannt, verkehrte dort viel im Hause und machte mir Andeutungen von einer verbotenen Liebe Ibsens zu ihr. Ich glaubte es ihr nicht recht — ich kannte Ibsen und seine trockene Art viel zu gut, wir waren auch in München — nach Gossensaß — sehr treu von ihnen behandelt worden und öfter im Hause. An jedem Silvesterabend tranken wir dort Punsch und aßen von Frau Ibsens „selbstgespritzten“ Spritzkuchen. Das war das einzige Mal im Jahr, daß es mir warm wurde in der sonst so kühlen Zimmerflucht der Maximilianstraße mit den altitalienischen Heiligenbildern. „Meine Frau leidet an fliegender Hitze“, erklärte der Dichter, wenn er händereibend, frostgeplagt, rastlos wie eine Fledermaus in der langen Zimmerreihe auf- und abschwirrte. Aber am Silvester war's warm, und er trank einen sehr gründlichen Neujahrspunsch und wurde dann wundervoll angeregt, sprach von seinen Dramen, seinen Problemen und *wie* seine Figuren ihn greifbar plastisch bedrängten. „Die Rebekka West hat ein kornblumenblaues Kleid und eine weiße Latzschürze.“ Der Satz ist mir unvergeßlich. Damals machten gerade die „Gjengangere“, die Gespenster, ihren Siegeszug durch die Welt.

Von Emma L. hat er mir niemals gesprochen, trotzdem er wußte, daß sie meine Freundin sei. Und da ich ihn einmal fragte, sagte er nur lächelnd: „Die Arme.“ —

Aber ich sah sie nunmehr täglich. Sie hatte ein Atelier mit Wohnung in der Landwehrstraße, und ihre Bilder waren ein Abklatsch von Gude und D., gut, aber ohne persönliche Note. Der Ruhm des Mors Imperator war ihr stark auf die Nerven gefallen. Sie war auch ruhmsüchtig und liebeskrank. *Wie* sehr, das wurde mir erst einige Jahre später ganz klar. Aber wie gesagt, damals war sie mir unheimlich. Sie erzählte mir mit flackernden Augen von den Liebesnächten ihres Ateliernachbarn, daß sie jedes Wort verstände — daß sie sich das nicht gefallen zu lassen brauche. Und dann ganz unvermittelt: „Ich tanze jetzt jede Nacht!“ — „Sie tanzen?“ — „Ja, vor dem Spiegel, nackt, das ist sehr schön und meine einzige Freude!“ Ich sah sie entsetzt an. Ihre Augen glühten irr. — — Wenige Jahre später hat sie sich entleibt. Sie hatte vorher all ihre Bilder zu einer Ausstellung in den Kunstverein gebracht.

Am Morgen der Eröffnung hat sie sich dann erschossen. — Das gab eine Sensation und den Bildern starken Zulauf. Da die Ausstellung vierzehn Tage hinausgeschoben wurde, hat sie vierzehn Tage länger die einsame Qual der Todeserwartung tragen müssen. Die Ärmste! Nicht viel Liebe ist ihrer Liebessehnsucht im Tode geworden! Sie hatte mir einen Abschiedsbrief geschrieben, nach Italien, wo ich damals weilte. Als ich wieder nach München kam, ging ich zur Portiersfrau ihrer Atelierwohnung und ließ mir diese schrecklichen letzten Äußerlichkeiten über sie erzählen.

Auch ihr haben die „tausend Stimmen im Grund“ gelogen, und sie erlag ihrem unbefriedigten Liebesdrang. Damals aber holte sie mich jeden Tag zum Spaziergang oder zur Antiquitätensuche ab und erging sich in geheimnisvollen Andeutungen über ungeheure Leidenschaften. Es war kein gesunder Umgang für mich. —

Ich hatte jetzt ein Bild begonnen: „Irene von Spilimberg auf der Totengondel“. Das Bild, das damals in meiner ersten Jugendzeit Scheffels Worte vor meine Seele gerufen hatten: die Aufbahrung der großen Malerin und letzten Geliebten Tizians auf der Piazetta, vom Volk mit Blumen bekränzt. Ich durchlebte wieder den ganzen ungeschriebenen Scheffelroman, von dessen eingehendem Quellenstudium der Dichter durch die Cholera aus Venedig vertrieben wurde und nach Castell Toblino flüchten mußte. Es fiel mir alles ein, was er mir damals erzählt hatte. Aber ich ging auch noch auf die Bibliothek und holte mir einschlägige Bücher. Ein leuchtendes Künstlerleben stieg vor mir empor. Wie die junge Künstlerin von ihrer zinnengekrönten Burg im Friaul herunter gekommen, wie ein Meteor über Venedig aufgegangen und ebenso rasch erloschen war. Über ihr Studio hatte sie den Spruch geschrieben: „Si fata tulissent“. —

Aber die Götter hatten es nicht gewollt. Das Meteor erlosch mit einundzwanzig Jahren durch den Dolch eines Nebenbuhlers oder durch Gift. Die Geschichte wird hier unklar. Ich beschloß, einer bizarren Laune folgend, der Irene meine Züge zu geben. Sie war ja Malerin und Dichterin wie ich. Blond und blauäugig dazu. Ich ließ mich lebensgroß als Leiche photographieren. Das Bild besitze ich noch. Ich werde wohl nicht viel anders aussehen auf dem letzten Kissen — „wie Menschenzüge, wenn das Leben losch — mit seinem niedern, kleinen Alltagstreiben, zurück sich

finden zu der edlen Form — die durch des Lebens Leidenschaft verwischt — zurück zur Schönheit ihrer Jugendseele.“

Diese Zeilen stammen von mir und sind, wie ich glaube, wahr.

Später, nachdem ich längst das Bild beendet und mein Leben in andere Bahnen gelenkt hatte, war ich im Friaul und auf der Burg der Spilimberghi. Und sah das Originalbild der Irene von Tizian im Schloß der Grafen Maniago, einer verwandten Familie des Irenengeschlechts. Sehr, sehr merkwürdige Tage verlebte ich dort. Sie gaben mir Anregung zu meiner Novelle „Im Friaul“, seinerzeit in „Westermanns Monatsheften“, dann im Novellenband „Tollkraut“ erschienen.

In unserem Heim ward es nicht behaglicher. Ich war einen Sommer auf Sylt und holte mir an seiner Brandung frische Nervenkraft. Oswalds Briefe wurden dann immer so milde und versöhnlich, daß ich mir wieder einredete, alles läge nur an mir, und mit den allerbesten Vorsätzen in die Findlingsstraße mit ihrer Sicht auf die blasse Alpenkette zurückkehrte.

Und dann kam mir plötzlich die Erkenntnis, daß ich zum zweitenmal in anderen Umständen war. Ich geriet außer mir darüber, wälzte die dunkelsten Gedanken — aber es half alles nichts. Oswald schickte mich zur Kräftigung im nächsten Sommer nach Warnemünde, und ich kehrte sehr vorgeschritten nach Hause zurück. Die Geburt verlief normal, es war ein Knabe, und er wurde Botho getauft! Er war schwarz wie ein kleiner Teufel und hatte große Ähnlichkeit mit seinem Vater. —

Bald hatte ich alles überwunden. Die Taufe verlief verhältnismäßig glänzend. Prinz Ernst war zugegen.

Wieder wurde es Sommer. Es war Schriftstellertag in München. Wir wollten ihn besuchen. Aber Prinzessin Marie von Meiningen, die Schwester unseres Freundes, war im „Rheinischen Hof“ abgestiegen und hatte uns zum Frühstück eingeladen. Es wurde sehr spät für den Ausflug nach Tutzing, den der Schriftstellerverein unternahm. Oswald verzichtete, aber da Jensens auch hinkommen wollten, die vor kurzem nach München gezogen waren, ging ich allein. (Ich hatte den Prinzen bei Jensens eingeführt. Der hatte sich in die fünfzehnjährige Käthe verliebt, und drei Jahre später wurden sie Mann und Frau.)

Ich kam gerade noch zurecht in den abfahrenden Zug. Damals trug ich einen sogenannten Goethezopf.

In Tutzing wurden mir alle Schriftsteller vorgestellt, unter anderem auch der Romanschriftsteller Konrad Telmann. Der erzählte mir, daß er vor Jahren schon — von Jensens dazu angeregt — mich in Rom habe besuchen wollen, es dann aber doch aus Schüchternheit unterlassen habe. Er stellte mir auch seine Mutter vor, Frau Justizrätin Zitelmann. Eine sehr liebe gesprächige alte Dame. Andern Tages trafen wir uns dann wieder am Chiemsee. Oswald war diesmal auch mitgekommen, und beide Männer — der große, blonde Hüne mit den sprechenden Augen, dem roten Bart und der eingefallenen Brust, und Oswald, der kleine, zierliche Lebenskünstler mit dem kurzsichtigen Sammetblick, schienen sich bei dieser ersten Begegnung äußerst sympathisch zu sein.

Am nächsten Tag besuchte uns Telmann mit seiner Mutter. Dann reisten sie wieder ab. — Ich hörte ein paar Wochen nichts von ihnen, hatte auch allerlei Aufregungen mit Leni, die sich als Diebin und Dirne unter Sittenkontrolle entpuppte, und die heimlich mit Quecksilber behandelt wurde. Es war eine furchtbare Entdeckung. Sie hatte durch Jahre Betten und Weißzeug mit Hilfe der Hausfrau nach dem Versatzamt gebracht und dieser dabei vorgeschwindelt, es geschähe für die arme gnädige Frau und in deren Namen. Allen graute es vor der Tiefe der Verderbnis dieses so treuherzig ausschauenden oberbayrischen Dirndls. Natürlich jagten wir sie zum Teufel. Später wurde sie wieder geheilt und endete als Kindesmörderin im Gefängnis. Bei uns hatte sie allnächtlich den verschiedensten Männerbesuch, und keiner im Haus hatte es lange Zeit gemerkt.

„Dieser Person kannst du wohl die Großzügigkeit nicht absprechen“, meinte ich zu Oswald.

Ich hatte vor kurzem in einem Berliner Verlag meine ersten Gedichte „Regina Vitae“ herausgegeben. Theodor Storm, wie ich schon schrieb, sprach von ihrem starken und großen Talent; aber Paul Heyse war darüber entsetzt. „Das sind gestammelte Tagebuchblätter — viel zu intim für die Öffentlichkeit.“ — Es war auch ein Gedicht an Oswald darin:

„Du bist gekommen – ein Engel des Lichts,
Doch Licht ist dem Feuer verwandt –
Und du wirst gehen – ein Dämon des Nichts,
Der mein Leben zu Asche gebrannt.“

Ich ging nach dem Schreck mit Leni mit einem neuen Mädchen und den Kindern für ein paar Wochen in die „Ellerburg“, so ähnlich hieß das Gasthaus bei Kufstein. Oswald fuhr nach Colberg.

In Kufstein malte ich ein paar Blumenstücke und machte große Spaziergänge ins Kaisergebirge. Die Kinder blieben mit dem Mädchen in nächster Nähe des Hauses. Vor einiger Zeit hatte ich meine Gedichte „Regina vitae“ an Telmann geschickt und um sein Urteil gebeten. Einmal war ich länger ausgeblieben, kam von einem Riesengang zurück. Auf dem Heimweg war mir mein Gedicht „Einsamkeit“ eingefallen (von dem viele behaupteten, daß es mein bestes sei):

„Mein Herzblut gäb ich – könnt es mich erlösen
Von dir, du Einsamkeit! –“

Die Kinder schliefen schon mit dem Mädchen im Nebenzimmer. Ich greife im Dunkel auf den Tisch nach den Streichhölzern und erfasse ein Päckchen, offenbar ein Buch.

Ich mache Licht und finde Buch und Brief von Konrad Telmann. Er sagt darin: „Wie kann man an ein geniales Menschenkind den Allerweltsmaßstab anlegen – es steckt auch immer so ein bißchen Zigeunerblut darin.“ – Ich mußte lachen, wenn ich an Oswalds jahrelange Bemühungen dachte, eine korrekte Allerweltsdame aus mir zu machen.

Über „Regina vitae“ schrieb er: „Es kann vielleicht mancher manches daran aussetzen, das aber zeigen diese Gedichte: daß Sie eine wirkliche, echte Dichterin von Gottes Gnaden sind.“

Der Brief war vom 22. September. Am 5. Oktober kam der zweite. Und im Mai dann der letzte Brief vor dem ersten folgenschweren Wiedersehen – vor der Entscheidung von drei Menschenschicksalen!

Das Wunder

Ja, dieser Herbst und Winter wurden die tiefst aufwühlenden meines ganzen Lebens.

Anfangs war dieser Briefwechsel so herzlich harmlos, echt freundschaftlich. Die Grüße an Oswald waren echt. Der hatte darüber sein altes Achselzucken. – Als die Briefe häufiger kamen, bat ich ihn, sie doch auch zu lesen, damit er sähe, wie hoch mich dieser hervorragende Mensch einschätze. Er lächelte: „Romanphrasen, die ein Schriftsteller dir um den Mund schmiert, interessieren mich nicht.“

So las ich denn künftig meine Briefe allein, bestellte auch keine Grüße mehr, sie erregten nur ein Lächeln. Als dann auch Anemonen kamen, liebe, schöne Rivierablumen in Watte verpackt, da kannte Oswalds Hohn keine Grenzen. „Der Kerl wird dir noch ganz den Kopf verdrehen, du bist ohnedies schon eingebildet genug.“

Aber die Briefe und die Blumen wurden mir immer mehr zu einer tiefen Freude, zu einer heimlichen Kraftquelle in meinem trüben Alltag. Lange Zeit sprachen wir darin nur von Allgemeinem, ich berührte meine Ehe gar nicht. Dann schrieb ich eines Tages: „Unsere Ehe ist, was man im allgemeinen eine glückliche nennt, aber ich glaube, daß es ein wirkliches, glückliches eheliches Zusammensein überhaupt gar nicht gibt; ein Verständnis, daß eines mit dem andern alles trägt und duldet.“ –

Und dann kam alles, wie es von Anfang an kommen mußte, wenn sich die Kreise zweier im Innersten seelenverwandter Naturen irgendwie berühren. Solche Naturen werden magnetisch zueinander gezogen, ob sie wollen oder nicht. Ich schrieb damals:

Lenzphantasie

Schau ich hinaus und seh' die grünen Knospen,
Die tausendfach sich an den Sträuchern regen,
Erfüllt es mich mit nie gekanntem Sehnen:
Bald überschauert sie des Frühlings Segen!
Blick ich hinein in meines Lebens Werkstatt –
Ob Tag, ob Nacht, ich fühl' es allerwegen:
Mit jedem Pulsschlag wächst dies tolle Sehnen!
Weh mir, mein Herz! Nur *deinem* schlägt's entgegen!

Mein Eheleben gestaltete sich indessen immer trauriger. Oswald und ich gingen an einem Winterabend, durch den Schnee, nach Hause. Über irgendeine gleichgültige Sache kam es zu Streitigkeiten. Mein Mann gab mir einen Stoß. Ich fiel zu Boden.

Am anderen Tage sagte er, ich möge nun nicht die Beleidigte spielen, es geschähe doch alles zu meinem eigenen Besten, auch diese „wohlverdiente Züchtigung".

Bald schilderte mir Telmann sein ganzes Leben und Lieben, von frühester Jugend an. Und seine schwere und fast hoffnungslose Erkrankung. „Niemals wird ein liebendes Weib an meiner Seite ruhen, niemals werden Kinderärmchen mich umfangen." Da fing ich an zu erwägen: Dort war einer, dem ich Glück und Seligkeit geben konnte, hier aber war ein anderer in tiefster Seele unzufrieden mit mir. Was war ich ihm? Was nähme ich ihm, wenn ich von ihm ginge? Eigentlich wäre das schon längst meine Pflicht gewesen, denn ich liebte ihn nicht mehr. Hatte ich das überhaupt jemals getan? Ich hatte wohl nur die Liebe geliebt. Aber ich war ja viel zu feige, ein Leben, ohne alle Gemeinsamkeit, so ganz allein, fener zu ertragen! Und da waren die Kinder, denen ich den Vater erhalten mußte!

Aber nun, je mehr ich in Telmanns Seele schaute, je tiefer ich mich in das Wunder ihrer Schönheit versenkte, desto klarer wurde es mir, wie ich hungerte und darbte an meines Gatten Seite, der mich und mein Wesen verneinte. Und immer mehr erkannte ich, wie unsittlich im letzten Grunde unsere Ehe war.

Und dann — ich weiß nicht mehr, wie es kam — gestand mir Konrad Telmann seine Liebe. Und ich sandte ihm eine jauchzende Antwort. Da aber wurde er durchschüttert von einer so brausenden Seligkeit: — „Manchmal möcht' ich es hinausschreien in die Wellen, die heute so blau und herrlich an den Strand heranrollen, es an die Decke des Himmels hinaufjauchzen — und dann wieder sorglich schirmen und zudecken und verhüllen, weil es viel zu köstlich und wunderherrlich ist für die Welt und mir die eigene Brust zersprengen will. Daß es so etwas gibt auf der Welt! Es ist eben ein Schicksal! Ich habe wie der Knabe in den Goethe-Eckermannschen Gesprächen am Wegrand gesessen und auf

mein Schicksal gewartet, lange, lange. Und nun ist das Schicksal gekommen, und ich kann sterben gehen. Es gibt für mich nichts Höheres mehr auf Erden!"

Ich hatte Telmann gebeten, seine Briefe von nun ab postlagernd zu senden — ich hätte Oswalds Kritik darüber nicht mehr ertragen. Was geschehen sollte, wußte ich noch nicht. Nur eines war mir klar — nach diesem konnte es mit Oswald keine eheliche Gemeinschaft mehr geben, sie wäre mir als eine ungeheure Unsittlichkeit erschienen. — Aber der Geliebte war todkrank und mußte vor jeder Aufregung behütet werden. Überdies war er im tiefsten Grunde davon überzeugt, daß für mich ein Leben an seiner Seite, in einem „öden Rivieraort", ohne geistige und künstlerische Anregung, eine Unmöglichkeit wäre und daß er auch sonst einer geliebten Frau nichts bieten könne, nicht einmal einen gesunden Körper und eine sorgenlose Lage.

Dennoch — ich wußte es — dort brachte ich Glück und Seligkeit, dort erfüllte ich mein innerstes Leben, das an Oswalds Seite langsam, nutzlos verkümmerte. — Die Kinder? Ich liebte sie — ich dachte: vielleicht können wir sie teilen.

Eine schwere Aufgabe war es für mich, Konrad Telmann zu überzeugen, daß mein einziges Glück an seiner Seite sei. Er konnte es nicht begreifen, daß ich dem „Todkranken das ungeheure Opfer" bringen wollte, mit meinem ganzen früheren Leben zu brechen und sein Weib zu werden.

Endlich, nachdem ich mir fast die Finger wund geschrieben hatte, fing er an zu begreifen, daß für mich wirklich Glück und sein Besitz das gleiche wären. Eine niegekannte Tatkraft schwellte sein Herz. Sein Künsterschaffen wuchs an Kraft und Tiefe. Damals begann er den Roman „Unter den Dolomiten".

Auch ich war ein neuer Mensch geworden. Unweigerlicher Entschluß erfüllte meine Seele. Alle Weichheit, alles Zaudern waren von mir abgefallen. Das Wunder war über mich gekommen, meine Seele war erstarkt im Glück. Jene Verse von mir sprechen lebendig die Stimmung jener Tage:

Ständchen

Wenn das Silberlicht des frühen Morgens
Mir die Augen küßt, daß ich erwache –
Traumbefangen dann und ganz verwundert,
Ohn' Erinnern noch den Tag beschaue:
Dringt ans Ohr mir leises Vogelzwitschern
Süß herüber wie aus weiter Ferne.

Lächelnd schließ' ich dann die Augen wieder,
Träume dann von dir, schon halb im Wachen,
Daß du mir die Frühlingsvögel schicktest,
Alle Lieder meinem Tag zu bringen.

Und

April

Geh ich abends durch die stillen Gassen,
Wo vor jedem Haus ein Gärtchen grünt,
An den Büschen winzig kleine Knospen,
Deren jede einen Lenz verbirgt –
Wo die Rosenbüsche, strohbefreit,
Wieder aufrecht in den Beeten stehn,
Und der Amsel- und der Drosselsang
Jubelnd, klagend, mit dem Veilchenduft
Leis' veratmend in die Lenzluft strömt –
Immer dann und immer muß ich's denken:

Wenn der süße Veilchenduft verweht,
Allgemach der Vögel Sang verstummte,
Wenn die Rosen voll in Blüte stehn,
Lieg ich glückverstummt an deinem Herzen!

So sagte ich eines Morgens Oswald die volle Wahrheit, wie sich alles zugetragen und seelisch entwickelt hatte, und daß ich von ihm gehen müsse, weil ich ihn nicht mehr liebe, ihm niemals etwas sein könne; weil mir alles, was ich bei ihm entbehrt, durch Konrads Liebe und Verständnis erst vollkommen klar geworden sei.

Er war wie vom Blitz gerührt. Er jammerte und weinte, fiel mir zu Füßen, drohte mir aufs neue mit der Kugel vor den Kopf. Wie damals, vor Jahren, bei der Werbung.

Doch er konnte mich nicht mehr rühren. Es erschien mir alles so hohl. — Oswald raffte sich zusammen. Aber von nun ab war er wie umgewandelt.

Am anderen Morgen forderte er mich zu einem Spaziergang auf. Er lenkte seine Schritte nach dem Friedhof, der Leichenhalle. Dort lag ein schwarzbärtiger Toter. „Der Mann ist liebelos gestorben," sagte er, „wie einst ich sterben werde, wenn du von mir gehst — das ist mein Zukunftsbild." Es konnte mich nicht erschüttern, ich war gefeit. — Ich hatte vor ein paar Wochen mir zur Beendigung meines Bildes der „Irene von Spilimberg" (das nach Jahren an die Gemäldegalerie in Metz verkauft wurde) ein größeres Atelier außerhalb genommen. Oswald fing nun an, mich jeden Morgen dorthin zu begleiten. Mit keinem Wort sprachen wir von meinem Entschluß — er warb wieder um mich, wie in der ersten Zeit. —

Ein heiteres Ereignis von damals ist mir aus aller Aufregung noch erinnerlich.

Einst hatte ich kaum in dem neuen Atelier Hut und Mantel abgelegt, als es schüchtern an der Tür pochte.

Man hatte mir schon gesagt, daß in diesem Haus die Modelle ganz besonders zudringlich seien. Ich brülle also ärgerlich hinaus: „Brauch' kein Modell!"

Nach einiger Zeit pochte es abermals, etwas stärker. Nochmals rufe ich, daß ich kein Modell benötige.

Darauf, nach einer kleinen Pause, ein bescheidenes: „Es ist kein Modell, ich bin's." — — „Wer ist der Ich?" ruf' ich ärgerlich. — „Der Prinzregent!" —

Noch manchmal später, wenn er mir eine Münchner Ausstellung eröffnete, der gütige, hohe Herr, haben wir über das „Brauch' kein Modell!" zusammen gelacht. —

Nun ging auch er schlafen — wie alle meine Freunde nach und nach. Nur meine Feinde drohen mir in geschlossener Phalanx. —

Es kamen wieder Rivierablumen von Konrad. Sie waren mein Trost. Aus ihrem Duft sog ich Mut und Stärke und süße, süße Zukunftsverheißung.

In deinen Blumen

In deinen Blumen mein Haupt in Tränen;
Aus ihrem Duft
Zieht es empor wie zehrendes Sehnen
Schwül in die Luft.
Und stiehlt den Schlaf mir und stiehlt den Frieden,
Umhaucht mich heiß –
Wie es so öd' ist, von dir geschieden,
Ich weiß, ich weiß.
Ringsum das Dunkel, ringsum die Stille,
Nichts gibt mir Kraft,
Was ist denn Pflicht noch, was ist denn Wille
Der Leidenschaft?
Verschleiert naht sie und still und freundlich
In Lust und Scherz –
Wer sie erkannt hat, dem stößt sie feindlich
Den Stahl ins Herz.
Sie legt sich nieder zu mir aufs Kissen
Und raunt mir zu:
Wär's auch im Tode – vereint euch wissen,
Nur das gibt Ruh'!

Als Oswald merkte, daß mein Entschluß unerschütterlich sei, schrieb er an Konrad, mein Geist müsse augenblicklich verblendet sein. Sie wollten zusammenkommen und über die nächste Zukunft beratschlagen.

Konrad war herzkrank und mußte alle Aufregung vermeiden; er lehnte deshalb eine persönliche Zusammenkunft ab und meinte, daß alle Entschlüsse auch schriftlich gefaßt werden könnten. Er sei aber überzeugt, daß ich unglücklich an meines Gatten Seite gewesen, daß das keine sittliche Ehe sei — und daß er aus diesem Grunde niemals auf die Frau, die ihn liebe, verzichten werde.

Oswald beharrte darauf, daß nur momentane Geistesverwirrung mich befallen hätte. Ich würde in der Einsamkeit schon wieder zu mir selber kommen. Er verlange eine dreimonatliche Einsamkeit für mich,

ohne Briefe von beiden Seiten. Konrad ging auf diesen Vorschlag ein, unter der Bedingung einer vorherigen Aussprache von mir und ihm in Zürich. Die Gegenwart seiner Mutter bürge für alles. Nach längerem Zögern, als Oswald sah, daß Konrad auf diese Bedingung der vorherigen Aussprache unsererseits niemals verzichten würde, willigte er ein. Wenige Tage vor meiner Abreise — mich erbarmte seine Lage ohne meinen pekuniären Beistand — sagte ich ihm: „Auf der Vereinsbank liegen noch achthundert Mark. Hier ist ein Scheck, wenn du seiner bedarfst." Ich legte ihn auf den Tisch. Er brauste auf: Er wolle nichts davon. — — Nach ein paar Monaten wollte ich das von ihm zurückgewiesene Geld abheben — da erwies sich, daß er es, acht Tage nach meiner Abreise, einkassiert hatte.

Die Erbtante Ueberson tat ihm übrigens den Gefallen, bald nach meinem Fortgehen zu sterben, sie setzte ihm ein Legat von jährlich dreitausend Mark aus. Es war nicht viel, aber die Kinder brauchten doch nicht zu darben. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Freilich, wenn's ein paar Jahre früher geschehen, wäre mir viel Leid erspart geblieben.

Und der Tag der Abreise kam. Abends neun Uhr fuhr mein Zug nach Lindau. Nur wenig Gepäck nahm ich mit. Zum letztenmal stand ich vor den Betten meiner Kinder. Sie schliefen schon. Mein Herz war wie ein Stein. Ach, es sollte später um diese Kinder in bittern Schmerzen nur zu sehr erwachen.

Dann brachte mich Oswald noch an die Bahn. Er trug sogar mein Handgepäck, ließ es sich nicht nehmen — was er sonst niemals getan.

Ich saß im Wagen. Er drückte meine Hand und sagte mit Nachdruck: „Der Herr erleuchte dich!" Meine Hand lag kalt wie Marmor in der seinen.

Am Morgen fuhr ich bei Sonnenaufgang über den Bodensee. Da war mir plötzlich, als läse ich das alles in einem Roman. —

Am Nachmittag, in Zürich, lag ich in Konrads Armen. Seine Mutter schien gütig, doch verängstigt. In unserer beider Seelen aber war eine Klarheit, die von nichts bedrückt werden konnte.

Nimmer zu fassen

Nimmer zu fassen,
Daß du mich liebst,
Daß du mir Liebe
Um Leiden gibst.
Nimmer zu sagen
Die ganze Lust,
Nimmer zu tragen
Von Menschenbrust.
Nimmer zu meiden
In Schuld und Schmerz,
Nimmer zu scheiden
Herz nun von Herz.

Nach drei Tagen, in denen wir seligen Herzensfrieden genossen — er las mir herrliche, neuerschienene Gedichte vor — ich sonnte mich in seiner Schaffensfülle doppelt, nach Oswalds künstlerischer Schaffensimpotenz — fuhr ich nach Paris.

Dort war gerade Weltausstellung. Ich hatte mich niemals vorher so „aus dem Nest gefallen" gefühlt wie in diesem Massengewoge. Dann fuhr ich nach Yport bei Fecamp in der Normandie.

Im letzten Fischerhäuschen mietete ich mich ein. Ich sah niemand, ich sprach mit niemand als mit der Kellnerin im kleinen Bauerngasthaus, ich sollte ja wieder zu mir selber kommen.

Oswald war inzwischen nach Darmstadt zu meinen Eltern gereist, ihnen zu sagen, daß ich in einem Wahnsinnsanfall mich von ihm trennen wolle. Sie sollten mir wieder Vernunft beibringen.

Die empörten Briefe blieben nicht aus, auch von Freund Ernst von M., der mir in aller Ferne, um meines Wahnsinns willen, die Freundschaft kündigte.

Die wildesten Gerüchte über meine jähe Abreise durchschwirrten mittlerweile München, unter anderen, daß ich mit dem Prinzen von M. durchgebrannt sei. Was meinem Gatten die Gelegenheit gab, sich mit diesem, Arm in Arm, auf der Maximilianstraße zu zeigen. — Inzwischen dehnten sich mir die Tage und Nächte in Yport — ohne alle

Kunde von der alten und neuen Heimat — zu Ewigkeiten. Wie viele Gedichte aus meiner „Via passionis" wurden dort meiner tiefsten Seelennot erpreßt, u. a.:

Levkojen

Du weißt es ja: mit jedem Hauch im Wachen
Denk ich an dich.
Wie kommt es dann, daß stets vor meinen Träumen
Dein Bild entwich?
Schwer liegt mein Haupt auf den zerwühlten Kissen,
In Sehnsucht wach,
Warum nur, schattet nicht des Traumgotts Flügel,
Folgst du nicht nach?
Am Bett Levkojen, die du sandtest, duften
So süß wie nie,
Warum nur, streut der Mohn mir Schlummerkörner,
Verlier' ich sie? –
All unser tötlich Glück, mir ahnt, es rastet
Nur kurze Zeit;
Mißgünst'ger Schlaf, was neidest du dem Träumer
die Seligkeit?

Meine Starrheit war wieder von mir abgefallen. Ich begann sogar zu leiden um das, was ich Oswald getan hatte. Das war nicht gut. Ich schrieb ihm einen menschlich versöhnenden Brief, den er bei Konrad und meinen Eltern ausspielte. Hieran sähe man es ja, es sei nur eine momentane Geistesverwirrung gewesen, und ich käme schon wieder zur Vernunft. In Wahrheit war ich so klar und entschlossen wie nur je, nur mein armer Geliebter hat, ganz unnötig, namenlos durch diese meine weichherzige Regung gelitten. Doch das erfuhr ich ja alles erst später.

Vorläufig versehnte ich Tag und Nacht — malend, dichtend, weinend. Ich lief auch oft an die schwarzen Klippen, nicht weit von meiner Hütte.

„Jeden Sommerabend lieg ich hier,
Seh den Sonnenball im Meer versinken –
In den schwarzen, gottverlassenen Klippen
Sucht sich Trost dies gottverlassene Herz." –

Es war aber nur Sehnsucht nach dem Geliebten — keine Zweifelqual um das, was ich tun müsse — die mich so ratlos und unglücklich machte.

Endlich—die Wartezeit war in wenig Tagen abgelaufen—schrieb ich an Konrad, wenn er nicht umgehend schriebe, müßt' ich sterben. Und an Oswald: „Ich bin heute so klar wie am ersten Tag über das, was ich tun muß."

Von Konrad kam plötzlich ein Brief — auch ihm ging es wie mir — er übersprang die Schranken der letzten Tage. Da hielt ich mich nicht länger, ich telegraphierte ihm: „Ich reise zu Dir." Er war in Grindelwald mit seiner Mutter. Im Begriff abzureisen aber erhalte ich einen verzweifelten Zettel von ihm: „Nun ist alles aus, Du liebst Deinen Mann noch, lebewohl."

Ich schrieb an ihn, die ganze Nacht, ihm psychologisch alles klarzulegen, auch meinen Mitleidsfunken mit dem, der heute noch mein Gatte hieß, bestellte den Brief per Eilpost und reiste ab.

In Interlaken schloß mich der Liebste stumm in die Arme. Dann fuhren wir zu seiner Mutter. Liebevoll hatte sie mir in der Pension Schönegk ein Stübchen bereitet, Konrad hatte es mit Blumen geschmückt. Am Bett lag ein Gedicht von seiner Hand: „Der Wehschrei meiner Seele ist verhallt — willkommen!"

Nun hatte ich also heimgefunden, in meine wahre Seelenheimat, aber wieviel war noch zu tun, ehe wir uns vor aller Welt gehören konnten. —

Nach dem Abendbrot gingen wir beide hinaus auf die dämmernden Wiesen, gletscherumkränzt. Der Sternglanz flimmerte auf dem ewigen Eis. Es war eine Nacht, göttlich hehr. Wir sagten kein Wort, wir hielten uns nur stumm bei der Hand — heimgefunden! —

Abendwind in dunkler Rosen Blätter
Haucht und weht und düftewogen wühlt –
So deine Küsse!

Stachelbiene, die in Haideblumen
Sommerschwere, schwüle Süße saugt –
So deine Küsse!

Tiger, der in bange Menschenlippen
Seine wilden Todesfänge bohrt –
So deine Küsse!

Herrliche Wochen verlebten wir in Grindelwald. Konrad bat mich stets, auf die Berge zu steigen; aber er mußte drunten bleiben mit seiner kranken Lunge. Das machte uns beide traurig. Die Gletscherwelt war gigantisch. — Konrad schrieb an dem Roman „Zwischen den Gletschern", und ich malte Alpenblumen.

Seine Schwester und deren Gatte, der nachmalige Admiral von H., damals Korvettenkapitän, kamen zu Besuch. — Beide H's. sollten später meine Feinde werden.

Da kein äußerer Ehescheidungsgrund vorlag, mußte eine böswillige Verlassung geschaffen werden; die Angelegenheit würde lange währen, aber mit Konrads Mutter als Gardedame durfte ja die Welt an unserer äußerlich höchst formellen Freundschaft keinen Anstoß nehmen.

Wir gingen zusammen an den Luganer See, in die Villa Castagnola. Danach an den Lago Maggiore. Wie ich die Weltenschöne genoß an des Geliebten Seite! Dann fuhren wir über Mailand nach Nizza. Die Frau Justizrat mietete die Villa Primatice, von Maissonnier seinerzeit erbaut, und ich mietete von ihr ein Schlafzimmer und das Riesenatelier. Es war alles aufs künstlerischste eingerichtet, nur mit Antiquitäten, von einer früheren Opernsängerin, Madame Vivès, gesammelt. Am Atelier war ein großes Treibhaus, in dessen Mitte stand eine Marmorvenus nach Canova. Ich kaufte Palmen, pflanzte ein paar hundert Hyazinthenzwiebeln in Töpfe. Es war wie ein Märchen. Wir stürzten uns beide in die Arbeit, Konrad und ich. Seine Mutter ließ ihre deutsche Jungfer nachkommen und führte selber Haus! Wie ein unwahrscheinlicher Traum erscheint mir jetzt jene Zeit. Wir hatten auch einen großen Garten mit Orangen- und Zitronenbäumen, vielen blühenden Kamelien und mannshohen Heliotrop. In die herrliche Umgegend machten wir häufige Ausfahrten. Nach dem verlassenen Mittelalterstädtchen Château neuf, von dessen Höhe wir zweiundzwanzig Schneeberge zählten.

Ja — die Welt war unsagbar schön. Trotzdem hatte ich auch Kummer. Ich sehnte mich nach den Kindern. Ich träumte die Nächte von ihnen.

Heut' im Traum

Heut' im Traum schritt ich die alten Wege
Hin zu euch, in grauer Regennacht,
Hin zu euch, ihr ewig mir Verlorenen,
Die ich liebe. Gott, mein Zeuge,
Hört's, wie ich um euch gekämpft, gelitten,
Wie ich fast zerbrach. – Nun losgelöst
Unsre Schicksalsknäuel sich entrollen,
Fern einander, ferne, weltenfern!

Doch ich ging im Traum die alten Gassen.
Dunkel war's, der Regen rauschte nieder.
Heimlich schloß ich auf des Hauses Pforte,
Leis' die Treppen schlich ich mich empor,
Und ich stand und lauschte vor der Tür,
Leis' und heimlich, zitternd vor Entdeckung,
Eure Mutter, zärtlich euch zu herzen.
– Und ihr kamt! Mir in die Arme flogt ihr,
Und ich hielt euch wortlos, schluchzend, bebend. –
Wieder heimlich dann, wie ich gekommen,
Schreit ich einsam in die Regennacht
Fern und ferner. – Doch ich nehm's zum Zeichen:
Einst in Jahren, wenn ihr frei und groß,
Selbst ermessen könnt, ob Schuld, ob Schicksal
Euch von dannen trieb ins weite Leben,
Wieder dann ich, Kinder, vor euch trete,
Weit geöffnet, heiß in Mutterſehnen
Meine Arme – ach, ihr fliegt ans Herz mir.
Wortlos, selig, halt' ich dann für immer
Meine Kinder, meine süßen Kinder! –

Durch die „böswillige Verlassung" hatte ich mir, nichtsahnend, das Recht auf sie verscherzt. Und es dehnte sich die Scheidung ins Unabsehbare. — Im Sommer ging Konrad mit seiner Mutter auf den Plättig im Schwarzwald und dann auf ihre Besitzung Höckendorf. Dorthin hatte sie mich eingeladen nachzukommen.

Ich war vorher bei meinen Eltern, die mir meine Lage nichts weniger als erleichterten.

Höckendorf entzückte mich. Ein Biedermeierlandhaus mit echten Biedermeierstuben, grünmosigem Strohdach unter tausendjährigen Linden, deren Zweige, über dem Dach liegend, am Boden schleppten. Im ganzen Haus herrschte eine goldgrüne Dämmerung. Ich kam gerade zur Zeit der Lindenblüte. Konrad meinte, daß ihn Höckendorf und seine Linden zum Dichter gemacht hätten. Es lag bei Stettin, und der Park ging in die „Buchhaide" über. Ein echter Dichtersitz. Seit Generationen wurde stets der älteste Sohn „Justizrat" und besaß Höckendorf. Konrad war der jüngste Sohn, völlig aus der Art geschlagen und haßte geradezu allen Patrizierhochmut. Über mich waren seine Verwandten empört! Eine geschiedene Frau, eine Künstlerin, sollte in ihre korrekte Familie eintreten! Nein, sie waren nicht liebenswürdig, sie hassen mich noch jetzt — jeder von ihnen, der noch am Leben ist. Auch die Tatsache unserer späteren, so namenlos glücklichen Ehe, konnte diesen Haß nicht aus der Welt schaffen. Ich war froh, als ich wieder aus Höckendorf fort war. Wir wollten in diesem zweiten Herbst nach Nervi gehen. Frau Justizrat mietete eine Wohnung in der Villa Gropallo. Den Riesenpark hatten wir zur freien Verfügung. Ich nahm mir Zimmer und Atelier in einem italienischen Palazzo und kam zu den Meinen zu Tisch, danach gingen wir zusammen an den einzig schönen wilden Felsenstrand, aßen dann wieder gemeinsam Abendbrot, und um neun Uhr brachte mich „Auguste" den Meerpfad mit seiner wilden Brandung entlang wieder in mein Heim zurück. Es ging alles sehr geregelt, wir waren auch beide sehr fleißig, sehnten uns aber, aus tiefster Seele, nach endlicher, ehelicher Vereinigung. Hier ahnte niemand unsere Zusammengehörigkeit. Schon in Nizza hatte darum Konrads Jugendfreundin ihm ihre Liebe gestanden und ihre Hand angeboten und hätte sich fast das Leben genommen, da er sie zurückwies. Hier in Nervi wohnten zwei Damen. Sie hatten es auf meinen Geliebten abgesehen, stellten ihm systematisch nach. Einst besuchten sie mich mit ihm und seiner Mutter in meinem Atelier. Konrad war dann noch zurückgeblieben, mich heimlich, wenn auch noch so flüchtig, zu küssen. Das eine Fräulein hatte sich um-

geschaut und das gesehen. In der Nacht wurde die Arme tobsüchtig und mußte mit Arzt und Wärterin fortgeschafft werden. — —

Ich hatte sehr gute Motive in einem Orangengarten gefunden und malte zwei große Bilder. „Dattura am Brunnen" und „Orangenernte". Ich habe sie später ganz gut verkauft. — —

Die Scheidung war endlich vollzogen, und im Sommer sollten wir in Konstanz standesamtlich getraut werden. Aber es dauerte eine Ewigkeit und machte unendliche Scherereien, bis wir die nötigen Papiere zusammen hatten.

Ich war im Frühling nochmals in München gewesen, um die Kinder wiederzusehen. Es war sehr aufregend. Alle alten Freunde waren meine Feinde geworden. Die geschiedene Frau hat immer unrecht. Am feindlichsten stellten sich Heyses und Amélie Godin. Die Welt ist ewig kurzsichtig. Auch alle Berliner Freunde waren mir schon abtrünnig geworden. Außer Spielhagens, die ja mit Konrad eng befreundet waren. Aber ich lernte wieder einen tiefen Blick in menschliche Seelen tun, die fast immer nach dem Schein und so sehr, sehr selten nach dem Sein urteilen. Eine Frau, die sich scheiden läßt, ist gerichtet.

Ich lächelte darüber und dachte mir, daß ich an solchen Menschen nichts verloren. Aber das erste Wiedersehen mit meinen Kindern in München war sehr schmerzhaft.

In Nervi hatt' ich's geschrieben:

„Im Traum der Nacht den weiten Weg
Kommt ihr und tränkt mich mit Leide.
Auf meiner Seele Wunde leg
Ich eure Händchen beide.
Wenn dann die Morgensonne säumt
Die schneegekrönten Firne,
Das Meer zu meinen Füßen schäumt,
Neig' weinend ich die Stirne.
Nur eins im Herzen wühlt und schreit:
Mit euren Kinderhänden
Könnt ihr in Nacht und Dunkelheit
Mein lichtes Schicksal wenden." –

Amélie Godin brachte die Kinder ins Atelier des Prinzen Ernst, wo ich sie sehen sollte. Ich hatte ihnen allerhand mitgebracht, nur eine halbe Stunde gönnte man mir. Aber noch fünf Minuten vor der Zeit riß die Godin sie aus meinem Arm. Die Kinder weinten und waren sehr aufgeregt. Das benützte Oswald, um mir eine zweite Begegnung zu vereiteln. Dann wollte ich Ada-Mucki vor der Schule begegnen und wartete lange Zeit, die mir eine Ewigkeit dünkte. Sie erschien endlich, an der Hand von Frau Godin, die sie fast gewaltsam an mir vorbeiriß. Ja — ich habe viel gelitten in jenen Tagen. Später schrieb dann der Rechtsanwalt, das Wiedersehen habe die Kinder ganz verstört, es müsse deshalb in den nächsten Jahren davon abgesehen werden.

Ich wartete bis zu Konrads Todesjahr, dann aber, nach seinem Tod, war ich so verstört, daß ich alles andere vergaß. —

Ich habe die Kinder *nie* wiedergesehen — ich weiß nichts von ihnen, hörte nur einmal, daß Botho Maler werden wollte. — Hat dieser mörderische Krieg ihn vielleicht längst ausgelöscht? Wessen Schicksal ist so unwahrscheinlich wie das meine? —.— —

In Konstanz gingen Konrad und ich nach dem Waldwirtshaus zum Jakob, in dem wir idyllische Wochen verlebten, aber meine künftige Schwiegermutter überraschte mich eines Morgens mit dem Vorschlag, die Hochzeitsreise mit uns machen zu wollen. Auf meine Entgegnung, dann ginge *ich* nicht mit, meinte sie gekränkt, „ja, ich bin doch jetzt auch immer bei euch". — Darauf entgegnete ich: „Ja, denn jetzt bist du eben ein notwendiges Übel." Das hat sie mir lange nachgetragen. —

Im „Jakob" malte ich viel roten Riesenmohn und roten Kaktus in grünglasierten Töpfen. Künstlerisch fleißig war ich immer, denn sonst wäre ich stets unbefriedigt gewesen.

Am Johannistage wurden Konrad und ich Mann und Frau. Ich hatte ihm als Festgabe einen antiken *Torso* gegeben und die Verse:

So ist der Tag genaht, den zu erreichen
Wir jubelnd eine Welt in Brand gesteckt,
Die zwischen uns das Schicksal feindlich türmte.
So ist der Tag genaht, das neue Leben,
Eins an des andern Brust nun, bis zum Tode,

Vor aller Augen frei und wahr und stolz.
Kein äußrer Glanz noch Festesjubel weiht
– Wie andrer Paare – unsre Zukunft ein.
Wir wandern seitwärts von der breiten Straße
Den eignen Weg, für uns den einzig wahren.

So nimm denn hin, von Blumen überblüht,
Den Marmortorso aus versunknen Zeiten,
Den Torso aller Schönheit dieses Seins.
Ach, Stückwerk ist ja doch das Menschenleben,
Und Stückwerk unser Können, unser Wollen,
Und Stückwerk ist ja doch das Menschenglück.

So nimm aus meiner Hand, aus meiner Seele
All was ich hab und bin, mein ganzes Ich.
Zeig auch im Leben dich als wahrer Dichter –
Und bau dir aus dem Torso deine Welt.

Zur standesamtlichen Trauung kam, als einzige Vertreterin unserer Familie, die gute Tante Ottilie.

Nach einem netten kleinen Mahl fuhren Konrad und ich, endlich Mann und Frau, mit dem Dampfschiff nach der Reichenau. In acht Tagen sollten wir uns mit seiner Mutter in Höckendorf treffen. Sie lief trotzdem händeringend und laut schluchzend, ganz verzweifelt, am Kai auf und nieder. Tante Ottilie hatte einen schweren Stand mit ihr. — Wir aber: „mit dunkeln Festesrosen an der Brust sind wir gelandet auf der Reichenau, just in der Rosenzeit."

Auf der Reichenau bezogen wir zwei ineinandergehende Zimmer mit weiß- und rotgewürfelten Bettbezügen. Konrad war zu Tode erschöpft, früh zu Bett gegangen und schlief bis zum Morgen. Ich saß aufrecht auf meinem Lager und hatte mir meine Hochzeitsnacht eigentlich anders gedacht. Doch die Tücke des Objekts verfolgte uns.

In der zweiten Nacht, auf dem Hohentwiel, brach Konrads Bett zusammen, und er bekam Herzbeschwerden.

Als wir dann glücklich in Höckendorf angelangt waren, hatte die „alte Dame", wie Konrad seine Mutter nannte, ihr Schlafzimmer zwischen das seine und meine gelegt. Sie war also so etwas wie der Engel

mit dem Flammenschwert. Und des Morgens lauerte sie auf sein Erwachen und pflanzte sich dann mit Windeseile liebevoll auf sein Bett. Einmal war ich ihr zuvorgekommen und saß schon auf ihrem Platz. Da lief sie weinend hinaus. — Sie war eine gütige alte Frau, aber sie hat mir das Leben nach der Hochzeit unnötig schwer gemacht. Vielleicht nahm ich es auch allzu tragisch. Ich denke jetzt ruhiger darüber, damals aber war ich eifersüchtig auf sie. Sie war die einzige Finsternis in der kurzen Strahlensonne unserer Ehe!

Im Herbst zogen wir selbdritt nach Rom und nahmen eine möblierte Wohnung im Palazzo Aragno, am Korso. Auch dort wiederholten sich die Morgenszenen an ihres Sohnes Bett. Wir arbeiteten beide, und um zwölf Uhr sollte die alte Dame uns abholen. Schon von halb zwölf ab ging sie, gestiefelt und gespornt, auf der großen Terrasse vor unseren Fenstern auf und nieder. Auf dem Wege nach unserem Speiselokal, dem Faggiano, führte Konrad seine Mutter, und ich konnte hintennach laufen. All dieses nahm ich allzu schwer. Eines Morgens lief ich aus dem Haus, trieb mich voller Verzweiflung bis abends elf Uhr in den Straßen umher. Ich hatte eigentlich die Nacht fortbleiben wollen, brachte es aber nicht übers Herz. Als ich nach Hause kam, fand ich meinen Mann aufgelöst in Todesangst.

„Sie soll abreisen", meinte er.

Aber am nächsten Tag war sie ganz eingeschüchtert, und eine kleine Weile ging es besser.

Dann aber wurde es schlimmer denn je mit unserer beiderseitigen Eifersucht. Sie fiel mir dermaßen auf die Nerven, daß ich ihr einfach sagte: „Ich stürze mich von der Terrasse, wenn du nicht abreisest."

„Ja, ich reise", sagte sie. Ich besorgte ihr schnell das Billett, und sie meinte, ich sei noch niemals so liebenswürdig gegen sie gewesen. Ich atmete nach ihrem Fortgehen auf und kam langsam wieder zu meinen Rechten. Hernach ist sie niemals mehr nach Rom gekommen; in Höckendorf aber, in der eigenen Häuslichkeit, war es mit uns beiden viel verträglicher. Übrigens kürzten Konrad und ich uns das Zusammensein im nächsten Sommer durch eine Spritztour nach Heringsdorf und durch den glanzvollen Schriftstellertag in Hamburg. Dort lernten

wir Gustav Falcke kennen, freundeten uns mit Michael Georg Conrad und dem genialen Holger Drachmann an, lebten noch in Erinnerungsschrecken an die furchtbaren Cholerazeiten, die uns alle Hamburger schilderten, und die wir in den schlimmsten Vierteln im Geiste uns grausig vorstellten. —

Mitte September waren wir wieder in Rom, suchten und fanden eine sehr hübsche Wohnung in der Via Gregoriana. Nun brachte ich Konrad nach Castell Gandolfo. Ich selber aber suchte mir vom Althändler Empiremöbel und richtete uns ein behagliches Nest ein! Die Duplizität der Ereignisse packte mich. Hatte ich das nicht schon einmal getan? Sonntags besuchte ich dann den Geliebten in Castell Gandolfo. — Es war alles recht anstrengend, denn wir erwarteten zum November unser erstes Kind. Aber endlich war alles bereit, ich führte Konrad im Triumph in unsere Wohnung, hatte auch eine alte Köchin, die „vecchia Maria" aus den Abruzzen, gemietet. Mein Mann war glücklich. Nein, da gab es keine Mißstimmigkeiten wie einst, als ich Oswald das Heim bereitete. Und wieviel kostbarer war doch die Wohnung in der Findlingstraße eingerichtet gewesen mit schönem Silber und Wappenmöbeln. Beides erfreut Oswald noch heute. Einige meiner alten Rokokomöbel hatte ich mir allerdings nach der Scheidung ausgebeten; es war nun in Rom ein sehr reizvolles Künstlerheim geworden. —

Aber es war höchste Zeit gewesen. —

Am vierten November ging Konrad, starker Migräne halber, um sechs Uhr schlafen. Da kamen die Wehen. Ich schickte zur Levatrice, und andern Morgens konnte Maria, als der „Sor Dottore" nach seinem Frühstück schellte, das neugeborene Kind ihm auf dem Präsentierbrett servieren. „Ecco la collazione!" Sein Staunen! — Ich aber war glücklich, daß ich ihm die sorgenvollen Stunden der Geburt ersparen konnte. Ach, leicht ist es mir nicht geworden, aber ich wurde überreich belohnt. Das war unsere geliebte Helga, „la piccola Maria Stuart", wie die weise Frau sagte, wegen eines Jäckchens mit großer Halskrause. —

Das war auch ein Doppelspiel der Ereignisse — die Geburt eines Mädchens in Rom! Aber wie anders war diesmal alles! — Ich konnte das süße Ding sehr gut nähren; aber mein Mann fürchtete, daß es mich

allzu sehr angriffe, und bat, ich solle dem Kind noch nebenher die Flasche reichen. Aber Klein-Helga und ich, wir waren so verliebt ineinander. Wir besaßen uns noch heimlich in jeder Nacht. Das Geliebte lag dann an meiner Brust und saugte und saugte — aus Leibeskräften! Es gedieh herrlich dabei; Konrad sorgte sich nur, weil ich mich nicht rascher erholte. Jenen heimlichen Liebesnächten von Klein-Helga und mir entstammt das Gedicht:

Perlenschnur

Jäh um Mitternacht bin ich erwacht.
Neben mir mein Kind im Schlafe lacht.
Und der Mond mit hartem, weißem Schein
Schaut durchs Fenster ins Gemach hinein.
Wie das Mondlicht auf dem Köpfchen spielt,
Fast, als ob's die heißen Härchen kühlt,
Die ihm feucht die kleine Stirn umkleben,
Plötzlich durch sein Antlitz zuckt ein Beben,
Und in leisem Wimmern stöhnt der Mund,
Recht, als litt's aus tiefster Seele Grund.
Mählich stirbt der leise Jammerton,
Wie er schnell gekommen, schnell entflohn.
Nur ein tiefer Seufzer aus der Brust
Langsam gleitet. Wieder dann zur Lust
Glätten sich die süßen Kinderzüge
Tief im Schlaf. Mir ist, als ob es früge,
Was so schwer beschattet mir den Sinn,
Ist dies Leid auf immer nun dahin? . . .
Lächelnd dann, als ob es Engel küßten,
Bettets tiefer sich an Mutterbrüsten,
Und das Mondlicht gleitet drüber hin
Kalt und weiß. Mir zitterts durch den Sinn:
Schattenbilder sind's von deinem Leben,
Die im Traum dir durch die Seele schweben.
Schattenbilder nur von Glück und Leid,
Das sich perlgleich aneinander reiht,
Bis die weiße Perlenschnur zerrinnt
In den Sand der Ewigkeit, mein Kind!

Als wir in diesem Sommer mit dem Kind nach Höckendorf kamen, waren alle erschrocken, wie elend ich aussah, und sprachen untereinander: „Sie wird's wohl nicht lange mehr machen". — Ich hatte das gehört, auch einmal an einem Tag, da ich zu Bett lag, die Worte: „Nun sind wir wieder unter uns". — Ich erholte mich aber sehr rasch in der guten Luft. Wir waren wieder sehr fleißig; ich malte ein Mohnfeld für meinen in Rom begonnenen Todesengel „Asrael", nachdem ich vorher das Bild „Lebenssphinx" gemalt, zu dem mir eine Sphinx vom Sommer und der Strand von Nervi die Anregung gegeben hatten. —

Wieder nach Rom zurückgekehrt (Klein-Helga an der Brust war nicht allzu unbequem auf der weiten Reise — wir verscheuchten Passagiere durch Windelflaggen) — arbeitete ich mit einem sehr guten Modell, „Pia", die mir auch meine Novelle „Pia" eingegeben, am Todesengel. —

Pradilla, der große Spanier, besuchte uns manchmal und interessierte sich sehr für den Asrael. (Auch für Klein-Helga, die ein bildschönes Kindlein wurde, und die er immer malen wollte. Leider kam's dann doch nicht dazu.) — Auch mit Villegas befreundeten wir uns. Seine maurische Villa in der Campagna, unser Entzücken, hat Pradilla jetzt längst verkauft, er haust wieder in schlichter Wohnung in Madrid, wo ich ihn, nach Jahren, einmal besuchte.

Wir suchten Fühlung mit dem Künstlerverein, mit den Bildhauern Kopf und Gerhard und einigen jüngeren deutschen Künstlern, die Konrad stark enttäuschten. Er schrieb dann seinen Roman „Unter römischem Himmel", der viel böses Blut machte. Sturm im Wasserglas! Auch Fräulein Harry Hertz sahen wir häufig und ihren Freund, Dr. Mond aus London. Sie wohnten im alten, schönen Palazzo Zuccari, besaßen kostbare alte Gemälde und wandelten auf Lebenshöhen. — Im Palazzo Caffarelli, bei dem Gesandten Bernhard von Bülow und seiner Gemahlin, verlebten wir manche interessante Stunde. Professor Eberlein kam auf seiner Hochzeitsreise mit der schönen, zweiten Frau nach Rom. Jetzt ist sie in einer Heilanstalt, und er nahm die dritte. —

Wie viele Künstlerschicksale wandelten durch die römischen Tore und erfüllten sich. Dies bunte, bunte Leben! Manchmal scheint mir das

Leben von damals wie eine römische Girandola. Das blüht in tausend Flammengarben am Lebenshimmel empor — und muß doch wieder zurück in die alte Nacht.

Die Contessa Lara war auch so eine Flammengarbe. Ihre Gedichte sind herrlich. Ihr Leben weniger. Acht Tage vor ihrer Ermordung durch ihren Geliebten, den Maler Pierantoni, setzte sie mit diesem die Füße unter unsern Tisch. Ja, man erlebt sonderbare Dinge und Geschichten in Rom. — Den alten Grafen Schack, den Dichter und Mäzen, den ich seit meiner frühesten Jugend kannte, und der meine Fühlung mit Böcklin einst vermittelte, sahen wir in Rom sich zu Ende leben und sterben. Er las uns noch, achtzigjährig, ein klassisches Liebesgedicht vor, das ihm am Morgen das Kolosseum eingegeben hatte. Auch mit dem Dichterprinzen Emil Schönaich-Carolath verband uns ein reger Briefwechsel, durch lange Jahre, bis zu seinem Tod. Meine Kinder verdankten auch durch Jahre ihr Weihnachtsmarzipan seiner Güte.

Und mit meiner alten Darmstädter Freundin, der Fürstin Baratow, fand ich mich wieder zusammen. Sie war sehr angenehm berührt von meinem Gatten und lud uns immer wieder ein in ihr malerisch exotisches Heim im Palazzo Barberini. Ihr Empfangssaal war so groß, daß sie das Radfahren darin erlernte. Ein sonderbares Gemisch, dieser Abkömmling grusinischer Könige! Hyperkultur, Barbarei, flammende Sinnlichkeit und russische Exzentrizität stritten sich in ihrem Sein. Aber sie war Konrad eine gute Studie.

Meine „Via passionis" war schon seit zwei Jahren bei „Reißner" erschienen. Es waren eigentlich nur Gedichte, die mir beim Finden und an der Seite meines Gatten eingefallen waren. Das Buch fand glänzende Kritiken und hatte eine tiefgehende Wirkung, stellte mich in den Vordergrund der weiblichen Lyriker. Ja, damals fühlten wir die Lebenswogen uns breit umfluten!

Ring

Schenkte mir mein Liebster einen Ring,
Goldnes Schlänglein mit Rubinen-Augen,
— Nimmer wird dies Schlänglein Herzblut saugen,
Los' am Finger sitzt das kleine Ding.

Und ich dreh' es, küss' es früh und spät:
Liegt's doch über jenen roten Streifen,
Jenes ersten Ringes Feuerreifen,
Dessen Spur in Jahren nicht verweht,
Den die kleine Schlange nun verdrängt,
Die mein Herz besitzt für alle Zeiten!
Goldnes Sinnbild goldner Ewigkeiten,
Das mir lose nur am Finger hängt.

Björnson war nach Rom gekommen mit seiner Familie, und es entwickelte sich eine echte Freundschaft zwischen dem alten und dem jungen Dichter. In jeder Woche kamen Björnsons einen Abend zu uns. Ganz allein mit ihnen, waren beide unendlich anregend. Wir freuten uns von einemmal zum andern. Nur Klein-Helga freute sich weniger. Der große Norweger schrie nämlich das Kind mit seiner Stentorstimme jedesmal wach. Und dann schrien beide um die Wette. — Das kleine Geschöpf bewies mit jedem Tage mehr Temperament, und wir hatten oft unsere liebe Not mit ihm. Besonders „vecchia Maria", wenn sie mit ihm nach dem Pincio spazierte. Sie war sehr stolz auf ihren Schützling. Einmal trug Helga ein neues himmelblaues, pelzverbrämtes Mäntelchen, das die Großmutter geschickt hatte. Sie wollte sich darin dem Vater zeigen, der vorangegangen war. Aber sie glaubte, die Alte sei nicht schnell genug mit dem Hinführen. Da rannte sie wutbebend auf den Fahrdamm und wälzte sich, wie einst das Kind Alkibiades oder der Fitgersvogel im Märchen, im nassen Schlamm. Maria riß sie zitternd zurück vor den Hufen einer heranstürmenden Karosse und mußte mit dem schreienden, strampelnden Kind nach Hause eilen, es umzuziehen. Der Mantel war verdorben. Ja — das Temperament ließ nichts zu wünschen! — Dies bezeugt auch eine Episode aus einer unsrer Höckendorffahrten, die ich in dem Gedicht beschrieb:

So wirst du einstens

... Und wieder durch die Ferne braust der Zug
Und überbrückt die Pole unsres Lebens;
Von Süd nach Norden geht der Jahresflug; —
So ziehn wir weiter, gleichen starken Strebens
Wie je und je. Der Säugling an der Brust
Ward schon zum Kind mit eignem Denken, Fühlen
Mit eignen Wünschen, eigner kleiner Lust —
Wie bald, du Ärmstes, wird die Welt dich kühlen.
Du aber, das nur seine Mutter kennt —
Vom Polster drüber wild in meine Arme
Wirfts dich, der Kluft nicht achtend, die uns trennt, —
Laut pocht dein Herz, das kleine, liebewarme.
... So wirst du einstens, wenn die Liebe ruft,
Noch lachend ihrer Klippen — überfliegen
Kühn und verachtend jede Lebenskluft,
Um dich an deines Glückes Herz zu schmiegen.

Auch durchreisende deutsche Dichter suchten uns auf. Es entstand eine Freundschaft mit Sudermann und Fulda (den die Hochzeitsreise hinführte, mit einer Frau, von der er jetzt längst geschieden ist).

Wir lebten in einer Atmosphäre von Kunst und Schönheit. Wenn ich heute daran denke, zieht sich mir das Herz vor bitterem Weh zusammen. Warum währte unser Glück nur so kurze, ach so kurze Zeit! Welches wundervolle, gemeinsame Künstlerschaffen!

Es war eine Treibhausatmosphäre für alle unsere künstlerischen Keime. Sie sproßten und trieben in strotzender Pracht. Und doch nahm man all das Herrliche hin — wie etwas Selbstverständliches, bis die Schere der Atropos so jäh den goldenen Faden unseres Glückes zerschnitten, bis das leuchtende Gewebe zusammenschrumpfte zu Asche und Schutt.

Eine sehr liebe Freundin habe ich gewonnen — Maria von Bülow —, die einzige vielleicht, die mir treu bleibt bis zum Grab! Vielleicht — wer kann es wissen! Mein Menschheitsglaube ist brüchig geworden. Konrad war eifersüchtig, wenn ich zu ihr ging, zu ihr, meiner lieben „Grussel". Ja, das war ein reiches Leben. Ich könnte vielleicht mit Goethe sagen: — „Der ganze Gewinn meines Lebens ist, seinen (Konrads) Verlust zu beweinen." —

Im ersten Frühling gingen wir nach Sorrent. Es war noch bitter kalt in Neapel gewesen, aber in Sorrent war die Orangenernte in vollstem

Gang. Wir wohnten dort in der Pension Loreley (der deutsche Name) zusammen mit Ganghofers, die wir sehr ins Herz schlossen.

Dann machten wir nähere Bekanntschaft mit der Fürstin Gortschakow, einer hochinteressanten, genialen Frau. Sie wohnte in der Villa Syracusa, einem feenhaften Besitz mit königlicher Aussicht. Sie lebte zusammen mit einem englischen Major Domus, der sie tyrannisierte. Es war psychologisch unendlich interessant, dieses Verhältnis zu beobachten. Wie der Engländer sich alles erlaubte, wie die schöne Fürstin vor ihm zitterte. — —

Ich malte viel mit ihr zusammen und badete mit ihr (hätte fast das Schwimmen gelernt). Wir machten auch wunderschöne Landpartien, nach Agerola und nach dem Deserto mit der Fürstin und ihrem Herrn. — Das Wunderbarste von allem aber war die Aussicht von ihren Marmorbalkonen — das unbegrenzte Meer im Abendblut des Sonnenuntergangs. Wahrlich, eine Götterschau. — Ich habe die Fürstin nur noch einmal wiedergesehen, flüchtig in Rom. In Paris, wo ich sie später besuchen wollte, war sie auf Reisen. Dann ist sie bald darauf gestorben. Ihr englischer „Herr" aber wurde immer fetter und großspuriger. —

Sorrent war sehr schön, unvergeßlich. —

Ein andermal waren wir in Capri für erste Frühlingswochen. Klein-Helga plapperte dort schon italienisch. Wir wohnten droben in der Francia, ich malte auf Tod und Leben. Damals sah ich einen meiner frühesten Tänzer, den Rittmeister Cantor wieder, der mit einer Capresin verheiratet war — ich habe am Anfang dieser Blätter das merkwürdige Wiedersehen erzählt — und den Einsiedler Wedekind sah ich dort und fast lauter Originale. Die züchtet Capri! Dann nahm sich wieder ein „Knabenfreund" das Leben. Er wurde aufgebahrt, neben Pagano. Ein erschütternder Anblick. — Capri ist ja die Heimat der Knabenliebe. —

In Rom hatten wir auch regen Verkehr mit dem Komponisten Alexander von Fielitz, der viele Lieder von mir und Konrad vertonte. Am besten, glaube ich, meine „Sündflut". Konrads Lieblingsgedicht aus der Sturmflut unserer Liebe:

„Immer heißer, immer heißer
Liebe spricht,
Immer leiser, immer leiser
Mahnt die Pflicht.
Immer tiefer, immer tiefer
Wühlt die Glut,
Immer höher, immer höher
Steigt die Flut.
Immer ferner, immer ferner
Rückt das Land,
Fester faß' ich, immer fester
Deine Hand.
Sündflut brandet, wild und wilder,
Wonniglich –
Laß uns sterben, laß uns sterben –
Dich und mich!"

(Der Schluß besonders ist musikalisch herrlich.) Dann hat Konrad eine zehnjährige Brieffreundschaft mit Richard Voß endlich ins Leben übertragen wollen. Wir besuchten ihn und seine Frau damals noch in der Villa Falconieri in Frascati, die jetzt dem Kaiser gehört und ein „Künstlerheim" geworden ist[1]. In jener Zeit war sie urwüchsiger. Die Villa Falconieri hat uns berauscht, Richard Voß aber ernüchtert. Ich hatte von Heyse seinerzeit so viel von ihm und seiner Frau gehört, die sich beide in der Morphiumentwöhnungsanstalt gefunden hatten. Äußerlich wirkten sie jetzt sehr konventionell. Vor Jahren traf ich sie einmal bei Heyses. Damals schienen sie mir viel echter und natürlicher.

Welche Fülle menschlicher und göttlicher Geschichte ist in Rom an uns vorübergeschritten!

Nachmittags ging mein Mann, nach dem frühen Mittagsmahl, unweigerlich auf den Pincio. Wie wir uns nachwinkten, müssen wir das Gespött der ganzen Via Gregoriana gewesen sein.

Manchmal malte ich in den Gärten unterm Pincio. Dann stellte ich mich auf einen Stein und winkte. Und er winkte herab vom Pinciocafè.

[1] Im Krieg von den Italienern beschlagnahmt.

Die Vecchia Maria brachte dann Klein-Helga dem Sor Dottore, und er hielt sie droben stundenlang auf dem Schoß, in der warmen Sonne. Ich habe niemals einen zärtlicheren Vater gesehen. Nach Sonnenuntergang kam er nach Hause, trank seinen Kakao und las mir dann meistens Nietzsche vor. Dabei lag ich auf dem Diwan. Ach, das herrliche Leben! Nach dem Abendbrot hat er mir dann noch oft Gedichte vorgetragen. (Wenn ich damit das Jammerleben an Oswalds Seite verglich!) Morgens, von neun Uhr ab, lag der Liebste auf seinem Diwan und schrieb. Er schrieb seine Romane alle im Liegen. Er durfte dabei nicht gestört werden und schrieb bis ein Uhr, zum Pranzo. Nur um elf Uhr brachte ich ihm leise ein Glas Marsala. Wenn mir aber inzwischen irgend etwas Unangenehmes passierte, das mir allein zu tragen schwer wurde, schlich ich auf den Zehen in das Zimmer und strich ihm sachte über Knie und Füße. Er hatte dann einen so guten Blick für mich, und getröstet und gekräftigt huschte ich zurück. —

Warum konnte dies Leben nicht länger dauern? Warum mußte alles nach fünf kurzen Jahren vom „Hufschlag der Pferde am Schicksalswagen" zertrümmert werden? Hatte ich denn nicht schon genug gelitten? Mußte ich — aus solcher Liebeswärme, aus solchem Verständnis so jäh und unvermittelt herausgestürzt — nicht erfrieren im einsamen Jammer meines ganzen späteren Lebens? Einmal hatten meine Granatblüten die rechte Hand gefunden, in der sie aufflammten in glühender Pracht; da sank die Hand — die Granatblüten fielen in den Staub. —

Eines hab' ich bitterlich bereut — daß ich meinen Mann immer allein auf den Pincio gehen ließ, vor lauter „Malwut". Was hat es mir letzten Endes genutzt? Wie viele gute, glückliche Stunden habe ich dadurch unwiederbringlich verloren. —

In einem Sommer gingen wir nicht, wie sonst alljährlich, nach Höckendorf, mit dem regelmäßigen vorherigen Aufenthalt in Berlin und München, auf den wir uns beide stets freuten. Denn dabei besuchten wir unsere Freunde — Sudermann, Fulda, Ganghofer, Spielhagen — und schwelgten in deutschem Theater. Welch schöne Stunden verlebten wir stets mit Spielhagens, unseren ältesten Freunden! Wie lachten wir, wenn der Dichter uns seine Tranchierkünste zeigte. Wenn der größte

Braten, frei in der Luft auf der Gabel tanzend, von ihm meisterhaft zerlegt wurde. Spielhagen, der mich als junges Ding einst so entsetzt hatte, da er mir erzählte, die Züge der Frauencharaktere der problematischen Naturen seien nur den „acht bis zehn Frauen" entnommen, die er wahrhaft geliebt habe! Das mir, die ich damals noch an die eine einzige Liebe glaubte! Wo sind sie hin, die lieben Spielhagens — es stöhnt der Wind, es wandern und wogen die Wellen. — —

In diesem Sommer also wollten wir — ich glaube wegen baulicher Veränderungen — nicht nach Höckendorf gehen, sondern uns mit der alten Dame im großen Hotel Penegal am Mendelpaß treffen. Das heißt, das ganz große Riesenhotel war erst im Bau, aber auch das Hotel der Frau Spreter war noch viel zu groß für unsern Geschmack. Die Natur ist dort herrlich, halb südlich, halb Hochgebirgscharakter. Maria Janitschek trat uns dort näher und ihr Freund, Franz Evers. Es war das in beider Größenwahnszeit, aber es war sehr interessant. Auch den Erzherzog Franz Ferdinand von Este trafen wir dort, noch ehe er die Gräfin Chotek geheiratet hatte (eine Nichte meiner alten Münchner Freundin Frl. von Berckholtz). Ich plauderte oft mit ihm; er war von meinen Studien so entzückt, daß ich ihm eine davon verehrte. Er geruhte sie allergnädigst huldvoll entgegenzunehmen — hat sich aber, bei meiner nachmaligen großen Wiener Ausstellung, nicht revanchiert! Übrigens kam er damals von Indien und fand Ähnlichkeit zwischen der Lage der Mendel und der von Darjeeling am Himalajagebirge. Ich mußte später, als ich selber am Himalaja stand, manchmal hieran denken — es war eine Ähnlichkeit wie die der Katze mit dem Löwen. — — Ich hatte danach noch eine Sonderausstellung in München. (Ich trennte mich sehr ungern für sechs Wochen von Konrad; er meinte: wozu ist man denn verheiratet, wenn man nicht immer beisammen ist.) Er selbst ging für diese Zeit nach Meran. Als ich ihn wiedersah, fiel mir zum erstenmal ein fremder Elendszug in den teuren, edlen Zügen auf. War es schon der Hypokrateszug des Todes? — Übrigens hatte sich in Meran seine Freundin Grete W. ihm wieder genähert. „Du bist allein, Liebling? Laß mich dich pflegen!" Er aber konnte ihr erwidern: „Ich erwarte meine Frau in drei Tagen." — Ich beschloß aber nun, mich niemals mehr,

für noch so kurze Zeit, von ihm zu trennen; er hatte so recht: zu was war man denn verheiratet!

Ich sah nun meinem zweiten Kind entgegen. Anfang Mai wurde es erwartet, und nun entstand die Frage, wohin für jene Zeit. Für Rom war es schon zu heiß und für Höckendorf noch allzu kühl. Wir beratschlagten hin und her, endlich entschlossen wir uns für Fiesole über Florenz. Ich machte im Februar und März noch manchen römischen Ausflug mit meiner Freundin Maria von Bülow. Einer davon ging nach Santa Maria Galera, der verlassenen Campagnastadt, von der Gregorovius so viel erzählt. Wir fuhren in Bülows Wagen und nahmen zu unserem männlichen Schutz einen Diener mit, denn für Konrad war die Expedition allzu anstrengend. Ich brachte einen mit Hilfe eines Campagnolen selbst ausgegrabenen Schädel mit zurück. Maria scherzte: „Zu vieren zogen wir aus, zu fünfen kehren wir zurück" (Maria, ich, das Ungeborene, der Schädel und der Diener). Ein andermal fuhren wir aufs Geratewohl aus irgendeinem Tor, verließen dann den Wagen und zogen auf Entdeckungen aus. Einmal fanden wir eine kleine Renaissancevilla im Stil des Palladio, von Ziegenhirten bewohnt, von Rosen umblüht. Wie viele solcher Winkel gab es einst um mein geliebtes Rom. —

Mitte April fuhren wir mit Klein-Helga und Vecchia Maria nach Florenz und durchsuchten dort die Umgegend nach einem passenden Schlupfwinkel für meine schwere Stunde. Wie viele Mediceervillen haben wir hierbei entdeckt. Sie waren aber meist allzu abgelegen für etwa benötigte nächtliche Hilfe. Endlich fanden wir in der Villa Montelatici, am Marktplatz von Fiesole, das, was wir suchten. Die weise Frau wohnte sogar dicht nebenan.

Wir hatten ein Haus mit Urväterhausrat ganz allein für uns. Daran schloß sich eine ungeheure Gartenwildnis mit Rosenhecken und Lorbeerwäldchen, dicht über dem Abhang, von dem der Blick auf Florenz mit der Bramantekuppel sich unendlich malerisch in der Ebene und auf die darumliegenden Höhen dem Auge darbot. Wir waren beide entzückt darüber. Diese Villa oder keine! Und wir ließen uns hier häuslich nieder. Die Blütenfülle gelber Rosen umrankte alle Fenster. Ich zählte nicht

weniger als elf Barockspiegel; es war ein Nest, wie geschaffen für unseren ausgefallenen Künstlergeschmack.

Vecchia Maria mußte freilich erst gründlich ausmisten. — Alle Lorbeeren standen in vollster Blüte; die Vögel sangen, wir machten täglich große Spaziergänge in die umliegenden Lorbeerwälder. Ich ordnete alles Kinderzeug in den Wandschränken; Konrad fuhr oft nach Florenz herunter und brachte mir Blumen und die erlesensten Leckerbissen. Es war eine Zeit voll unvergeßlichen Friedens. — Doch das Kind wollte und wollte nicht kommen. Ich malte Bild um Bild von dem poetischen Rosengarten; tief unter uns in den Oliven lag die Böcklinvilla.

Denk ich jener Tage, fällt mir ein Vers von mir ein:

„Murrt der Wind in den Oliven,
Rosenhecken düften heiß,
Wilde Wünsche lang entschliefen,
Letzter Traum verflattert leis."

(Paul Umlauff hat es nach Jahren vertont.) Und ich denke der Verse, die mir die holden Tage von Fiesole wieder vor die Seele rufen:

Im Garten von Fiesole

Frühsommernacht hoch ob Florenz,
Im Garten von Fiesole,
Weiß schimmern im Blütenlenz
Die hohen Lilien wie Schnee.
In deine Arme geschmiegt,
Durchschreit ich den Rebengang,
Der Mondkahn im Äther sich wiegt –
Wir beide sind traumesbang.
Vom Abhang schaun wir stumm
Auf Lichter sondern Zahl,
Doch gehn auch Schatten um
Dort unten im Arnotal.
Mit einemmal, tausendfach,
Voll phosphorblauen Lichts
Durch der Oliven Dach
In zitterndem Leuchten brichts.

Und schwebt, geheimnisgesellt,
Hoch über und um uns her,
Wie aus ferner Zauberwelt,
Ein Leuchtkäfer – Irrlichtheer,
Das flicht einen Strahlenkranz
Um unser beider Haupt,
Uns hüllend in Glut und Glanz,
Wie nimmer die Welt sie glaubt.
Mir ist, was Großes wir je
Geschaffen, geliebt – gedacht –
Im Garten von Fiesole
Durchfunkelt's unsre Nacht.

An einem schimmernden Maimorgen, am vierzehnten, wollte mich mein Mann bereden, mit ihm zu einem Blumenkorso nach Florenz zu fahren. — „Es ist so garnicht anstrengend." — Aber mir schien es doch klüger, zu Hause zu bleiben.

Nach Tisch unternahm ich mit Vecchia Maria und Klein-Helga einen größeren Spaziergang gen Settignano in den hohen Zypressenwald. Nach einer halben Stunde hielt ich es für geraten, umzukehren; leise Kreuzschmerzen meldeten sich. Anfänglich achtete ich ihrer wenig. Aber diese Schmerzen verstärkten sich bei jedem Schritt. Schließlich mußte ich mich mit Klein-Helga unter eine Zypresse setzen und Maria nach Fiesole um einen Wagen schicken. Da es aber Sonntag war, meinte sie, daß es ungewiß sei, diese Carozza auch gleich zu finden. Eilenden Laufes machte sie sich auf den Weg. Eine Ewigkeit dünkte mir ihre Abwesenheit; ich war fast bewußtlos vor Schmerzen. Helga weinte; ich hörte es kaum. Endlich, endlich nahte sich in eilendem Zuckeltrab eine Fiesolaner Staatskarosse. Aber der Kutscher und Maria mußten mich in den Wagen heben, ich wußte nicht mehr, wo ich war. Wie ich die Stöße empfand auf dem holprigen Weg! Niemals kämen wir ja ans Ziel! Auf dem Marktplatz stand die Sonntagsmenge Kopf an Kopf. „Povera Signora", murmelten sie, „povera Signora", mit wissendem Bedauern meine schmerzverzerrten Züge betrachtend. In der Villa trat mir schon die weise Frau entgegen, die Maria benachrichtigt hatte. Beide trugen

mich Huckepack die kurze Stiege empor und droben auf dem Lager — ich hatte noch den Hut auf dem Kopf — ertönte bald darauf der erste Schrei unseres zweiten Kindes — unserer Inge Assunta! Denn sie war ja ein Himmelfahrtskind!

„Sor Dottore, Sor Dottore", hörte ich die Alte bald darauf schreien, „una bella, bella bimba."

Konrad wollte es nicht glauben, das war ja gar nicht möglich. Und dann küßte er die winzigen Händchen: „Etwas so Süßes und Winziges gibt es ja gar nicht mehr."

Die Levatrice hatte über Land gemußt. In der Nacht mußte ein Arzt zugezogen werden. Ich wurde wie durch ein Wunder gerettet. Der Tod war vorbeigegangen. Darauf bezieht sich das Gedicht:

Inge Assunta

Noch hör' ich den schrillen Ton der Klingel.
Es war in der Nacht, der schwarzen Nacht,
Da du zu uns gekommen, Frühlingskind,
Inge Assunta!

Lenzorkane durchrasten die Welt
Und sangen ihr altes, ihr Schicksalslied.
In stürzenden Bächen klatschte der Regen
Vom Sturme zersprüht an klirrende Scheiben.
Im dunklen Garten zerflattert die Rosen,
Die purpurnen, glühenden Liebesrosen,
Doch du lagst bei mir, mein Frühlingskind,
Inge Assunta.

Da tönt er, der gelle Klingelton
Wieder und wieder – im Lenzorkan.
Als zum Öffnen man eilte, stand keiner draußen,
Denn der draußen harrte und riß an der Schnur,
Noch einmal ging er vorüber – noch einmal –
Da du gekommen,
Inge Assunta.

– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Noch hör' ich den schrillen Ton der Klingel.

Das Neugeborene erwies sich als sehr energisch. Als es zuerst an die Brust gelegt wurde, biß es sich so fest, daß ich ohnmächtig wurde und von zwei Frauen gehalten werden mußte.

So muß ein Raubtierjunges anbeißen!

O du meine geliebte Inge! Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten!

Lebensquellen

Komm, bett' an meine Brüste
Dein rotblond Köpfchen an!
Hier sind deine Lebensquellen,
Sauge dich fest daran!
Die winzigen Fäuste balle,
Schüttle dein rundes Haupt,
Das Trommelfell zersprenge
Dem, der die Mutter raubt.
Aus ihr ja sollst du schöpfen
Dir Nahrung, Ruhe, Kraft
Und Stolz und Mut fürs Leben,
Feuer und Leidenschaft.
Gleichst einst du im Geiste dem Vater,
Wie heute schon im Blick,
Dein Erbteil voll zu nützen,
Ertrotze dir dein Geschick.
Schon jetzt mach's allen zum Trotze,
Mein Liebstes, mein Nimmersatt,
Saug', bis auch den letzten Tropfen
Mein Herz dir gegeben hat.

Eine Wiege hatten wir nicht, so legten wir's im Zimmer in eine Schublade, im Garten in einen Reisekoffer. Es verfolgte uns dabei die stete Angst, der Koffer könne zuklappen und das Neugeborene ersticken.

Konrad umgab mich mit rührender Sorge, so daß die weise Frau eines Tages vertraulich fragte: „Scusi, ma — sono leggitimi?" („Sind Sie legitim verheiratet?")

Ein schwerer Bronchialkatarrh befiel mich bald nach dem ersten Ausgang. Langsam nur konnte ich mich erholen! Dabei blühten unten im

Garten die weißen Lilien zu Hunderten, und ihr schwerer Duft wogte durch die Lüfte. Abends durfte ich niemals in die feuchten Gärten. Das war mir ein wahrer Kummer. Denn die Glühwürmchen flammten darin zu Hunderttausenden. Es war eine Geburtsstätte wie geschaffen für ein Dichterkind.

Ich nähte ihm nun ein maigrünes Hütchen mit einem maigrünen Schleier. Und endlich, endlich konnten wir uns mit den zwei Kleinen auf die Reise nach Deutschland machen. Mit flott gehißten Windelfahnen verscheuchten wir manchen unerfahrenen Passagier.

In Höckendorf erholte ich mich bald von den letzten Strapazen. Helga hatte dort schon zum zweitenmal ihr Italienisch verlernt und plauderte deutsch, als sie nach Rom zur Vecchia Maria zurückkehrte. Ich selber war in Höckendorf sehr fleißig an Schweinestudien für mein neues Kirkebild. Um sechs Uhr tutete der Schweinehirt durch das Dorf. Da öffneten sich alle Schweineställe, und ihre Bewohner liefen heraus und mit dem pommerschen Eumäos in den lichtgrünen Buchenwald. Auch ich folgte, mit Malzeug bewaffnet, viele Wochen hindurch seinen Spuren. Für Konrad eine unerschöpfliche Fundgrube von Neckereien!

Als wir die Rückreise überstanden, gestaltete sich dieser Herbst und Winter ganz besonders schön. Gräfin Bülow hatte versprochen, uns am römischen Hof der Königin Margherita vorzustellen.

So schenkte mir Konrad zu Weihnacht eine prächtige Toilette: „Orangeseide in empire, mit schwarzem Pelzbesatz."

Überhaupt unsere Weihnachtsfeste!

Dieses aber wurde das schönste von allen. Wir waren beide große Altertümerfreunde. Und diesmal hatten wir uns darin selber übertroffen. Geradezu wunderbare Dinge hatten wir füreinander aufgetrieben. Unser beider Entzücken kannte darum auch keine Grenzen. Und einen wirklichen echten, großen deutschen Christbaum hatten wir gefunden! Daran hingen hundert Goldorangen und strahlten hundert Wachskerzen. Helga streckte, zum erstenmal erkenntnisvoll jubelnd, die Ärmchen danach. Inge Assunta tränkte ich unter dem Baum. Noch immer saugte sie mit ganz ungewöhnlicher Energie. Dann wurden die Kinder

zu Bett gebracht, und Konrad las mir vom Schönsten und Liebsten, das er wußte und kannte. Er las sehr gut, trotzdem seine Stimme durch die Krankheit rauh und brüchig geworden war. Wir tranken unsern Punsch, knabberten am erlesensten Weihnachtskonfekt. Es war so warm und hell, drinnen und draußen. Und vor uns lag das goldenreiche Leben — eine Zukunft voller Ruhm und Liebe!

Des Wunders Ende

Am dreiundzwanzigsten Januar 1897.

Der Tag war blau und herrlich gewesen. Ich aber fühlte mich nicht wohl und lag zu Bett.

Konrad im Sessel am Fenster, Helga zu seinen Füßen, Inge Assunta auf seinem Schoß.

„Das Kind ist noch immer so winzig, ich fürchte, wir kriegen's nicht groß."

Ich: „Wenn ich heute die Wahl hätte, dich zu verlieren oder das Kind — ich würde mich nicht besinnen, so sehr ich's liebe, ich gäbe das Kind."

Konrad: „Nun muß ich gehen, Toilette für den Rout im Palazzo Caffarelli zu machen, wohin meine böse Frau ihren armen Mann allein gehen läßt."

Ich: „Soll ich auch lieber aufstehen, und du bleibst zu Hause?"

Konrad: „Laß nur — es ist nun einmal eingerichtet, ich gehe mich ankleiden."

Ich: „Gib mir erst noch einen Kuß."

Konrad: „Kranke Frauen, die ihre armen Männer allein in Gesellschaft gehen lassen, verdienen keinen Kuß."

Konrad ab, Inge auf dem Arm, Helga zur Seite.

Vecchia Maria (hereintretend mit dem Abendbrotbrett): „Ecco Signora baronessa, la cena."

Ich lasse mir Wurst, Röstkartoffel und Bier trefflich munden.

Helga stürzt herein, laut schreiend: „Mammi, der Papa liegt auf der Erde!"

Ich, aus dem Bett, raste hinüber; da lag er, in Hemdärmeln —

Frack und Krawatte zur Seite — da lag er lang ausgestreckt neben dem Diwan, auf dem er seine Werke schrieb.

„Hol' einen Spiegel, Helga."

Das Kind bringt einen kleinen Handspiegel. Kein Hauch seiner Lippen trübt die Fläche. — Tot — tot — tot!!

Da lagen meine Reiche! Da lag meine ganze Zukunft, da lag mein Leben!

Aber ich konnte es nicht fassen, habe es niemals fassen können, und nun — bin ich davon abgerückt seit zwanzig Jahren.

Ich schickte die Vecchia Maria mit den beiden Kindern und einem Brief an meiner Freundin Maria Vater. Der alte Herr v. Bülow war Gesandter am Päpstlichen Stuhl. Tochter und Sohn waren in Gesellschaft.

Sie kamen erst nachts zwei Uhr und wachten die Nacht bei mir. Die Kinder sollten bei Bülows bleiben, bis der Tote abgeholt und verbrannt worden sei.

Andern Tages, am grauenden Morgen, sitz' ich vor seinem Bett, auf das wir ihn gestern gehoben. Ich sitze vor der Staffelei und male! Was nutzt meine ganze Kunst, wenn sie das nicht vermag. — Hat nicht auch Tizian seine tote Tochter gemalt?

Und ich male, male, verschmähe Speise und Trank.

Als es dunkelt, habe ich die Züge festgehalten. Das andere wird später beendet. Dann wird die Totenmaske genommen. Spät am Abend kamen die Männer mit dem Sarg. Das Furchtbarste — wie die baumelnden Glieder in den Sarg gehoben wurden. Die Totenstarre war noch nicht vollständig.

Und dann das Zuhämmern.

Ich gehe ins Weihnachtszimmer, berge den Kopf im Sofa, die Hände an den Ohren. Aber das Einhämmern der Sargnägel überdröhnt alles, überdröhnt alle Harmonie des Lebens. —

Marias Bruder hat alles Geschäftliche besorgt.

Am andern Morgen kommt der Leichenwagen. Er fährt nach San Lorenzo. Dort ist die Verbrennung. Viele Blumen wurden für ihn gesandt. Der Sarg ist ganz damit bedeckt. Da wir uns wenden, wollen Neugierige von den Blumen stehlen. Der Ekel packt mich vor Welt und Leben! Dann wird der Sarg auf den Rost geschoben — im Verbrennungsofen.

Bülows schleppen mich mit sich nach Hause. Dort sind ja die Kinder. Beim Abendbrot stoße ich die Schüssel zurück: „Wie kann ich essen, während er brennt!“

Am andern Morgen geh' ich mit den Kindern zu Fuß zurück durch die Via Nazionale. Menschengewimmel! Helga bleibt plötzlich stehn, blickt in die Luft, schreit aus Leibeskräften — „Papa — Papa — Papa!“ Und dann zu mir gewandt, mit Tränen: „Er hört mich nicht — er antwortet nicht — du sagst doch, er sei im Himmel!“ —

Zu Hause sind noch herrliche Blumen gekommen, zahllose weiße Kallas. —

Die Kinder schlafen — ich fühle es, ich muß wahnsinnig werden oder meinen Jammer formen — in Bitterkeit und Hohn:

Von Schweinestudien rings umgeben
Zum Kirkebild, lehrt mich das Leben
Die Wahrheit jener alten Worte:
Das Schwein bringt Glück! Dort aus der Pforte
Trugen sie deinen Sarg hinab,
Wühlten sie meinem Glück das Grab!

Und dann:

Noch eine weiße, schlanke Kallablüte,
Die ich gezogen an des Altans Rand,
Legt ich in deine reine Menschenhand,
Die noch mein goldner Fingerreif umspannt.
Dann sank der Deckel auf die Wunderblüte,
Die ich gehegt an meinem armen Herzen –
Geknickt, entrissen mir in Todesschmerzen. — —
Noch eine weiße, schlanke Kallablüte.

Und jenes:

Zwei Ringe löst' ich von den Marmorhänden,
Blauschwarz gezeichnet an der Nägel Rand,
Und eine Lorbeerkrone ich dir wand
Von Blüt' und Früchten!
Dir, dem das Leben erst die Lorbeersprossen
Zu künftigen Blüten gab und künftiger Frucht.
– Doch reift er schnell, der Tod! So nimm die Krone!

Ja, ich fühlte es, der Wahnsinn hätte sich meiner bemeistert, wenn ich sein Requiem nicht hätte hinausschleudern können in die Nacht meines Lebens.

Bei Reißner erschien im nächsten Jahr mein Buch „Noch einmal Mors Imperator, Requiem für Konrad Telmann“. Und seine letzten Gedichte gab ich heraus mit den allerbesten seiner früheren, in gesichteter Auswahl. „Von jenseits des Grabes.“ So herrlich sie sind, sie sind lange nicht bekannt genug geworden, was mir einen steten Schmerz bereitet.

Nun wußt' ich's, nun fühlt' ich's — nun mußt' ich ihm nachjagen, dem Phantom:

„Einen Funken zu finden
Von seiner unsterblichen Seele. –
Da will ich nur lieber
Den Tod umarmen.“

Und der schwarze Renner, der mich verfolgte von Kindheit an, und der schwarze Renner, dem ich nachjagen mußte — auch von Kindheit an — (sie waren versunken gewesen in den lichten Jahren an seiner Seite) nun tauchten sie wieder empor wie wüste Fieberphantasien — ich mußte einen Funken seiner Seele finden — ich mußte! Durch Himmel und Höllen mußte ich danach suchen. Und ich suchte ein halbes Leben lang — um niemals, niemals zu finden!

Im Saal auf die Kissen seines Diwans legte ich die Totenmaske, Decken und Tücher und seinen braunseidenen Schlafrock darum, zu Füßen die Kallablüten und Palmen.

In der Dämmerung, wenn ich hereintrat, konnte ich wähnen, es sei alles noch wie in alter Zeit, als ich noch drüben stand, hinter dem furchtbaren Abgrund, der mein ganzes Leben vernichtet.

Meine Gedichte „Vom Mondberg“, an denen Konrad Telmann durch sein ganzes Sein so viel mitgearbeitet, auf die er so stolz war, erschienen erst jetzt, gleich nach seinem Tode. Wie bitter weh sie mir taten in der Erinnerung an all unsere geistige Gemeinsamkeit! Wie herrlich war doch dieser seelische Zusammenhang und dies gemeinsame geistige Schaffen — in immer höherem Flug — für uns beide gewesen! Und nun

war alles mit einem Schlag vernichtet! Wie ein tausendfach sprießender und knospender Garten, dessen kommende Pracht der Rauhreif getötet!

Und ängstlich wischte ich Staub in den nächsten Tagen, daß nur äußerlich alles in Ordnung blieb. Mir schien's, das wäre ein Damm vor der furchtbaren, zermalmenden Erkenntnis. Kein Stuhl durfte anders stehen. — Der Hausherr kam nach zwei Tagen, die trauernde Witwe kräftig mit der Miete zu steigern!

Fürstin Baratow trat mir sehr nahe nach Konrads Tod. Sie holte mich täglich in ihrem Kupee zur Fahrt nach seinem Grab. Und dann fuhren wir noch in die Campagna, und sie suchte meinen Augen wieder die Schönheit der Welt zu erschließen.

In diesen Tagen traf mich die Nachricht vom jähen Tod meines Vaters an einem Schlagfluß! —

Mein Herz war wie ein Schwamm vollgesogen von Trauer. Es konnte keinen neuen Kummer mehr aufnehmen. Ich konnte ihn kaum fassen; ich war stumpf vor Schmerz. Mutter und Schwester zogen nun nach Wiesbaden. Das berührte mich alles kaum. Ich war wie in einer Erstarrung.

Aber dann wurde ich krank, ich bekam die Gesichtsrose, hohes Fieber, und lag in Konrads Zimmer, in Konrads Bett. — Die Kinder wurden einer nach Deutschland reisenden älteren Kusine anvertraut; die „alte Dame" wollte sie betreuen, ich sollte nach meiner Genesung von der Rose nach Heluan für meinen Husten, der sich täglich steigerte. Als ich wieder aufgestanden war, ließ sich ein alter Herr bei mir melden. „Sie haben zwei Dienstboten, die eine davon, Adela, trachtet Ihnen nach dem Leben." Ich lächelte. Sie hatte sich wohl mit Maria für den Fall, daß ich an der „Erysipela" sterben sollte, meine Möbel im Geiste zugeteilt. Das schreckte mich nicht, dennoch gab ich ihr den Laufpaß, behielt nur Maria. — Bald darauf schloß ich die Wohnung, schickte auch Maria in ihre Heimat und reiste nach Afrika. Ich war sehr krank; aber ich glaube, mein Halsleiden, das immer schlimmer wurde in der trockenen ägyptischen Luft, war zur Hälfte nervös. — In Kairo war ich viel mit Maria Bülows Bruder und dessen Frau zusammen, die dort ihren Wohnsitz hatten. Sie suchten mich nach Kräften von meinem zertrümmerten

Leben abzulenken. — Ich malte wenig, brütete viel vor mich hin. Und war körperlich sehr, sehr elend. Zum Schluß machte ich mit der Tewfikieh-gesellschaft eine Niltour bis Assuan.

Die großen Eindrücke der uralten ägyptischen Kultur mit ihrer fremdartigen Tempelpracht rissen mich etwas in die Höhe. Und die Briefe eines Telmannverehrers, Stanislaus Artl aus Dessau, der mit andern Freunden eine Gedenktafel für des Dichters Geburtshaus in Stettin plante. Aber die Familie Zitelmann wollte nichts von einer Gedenktafel für „Konrad Telmann" wissen. „Und wenn er ein Goethe geworden wäre, er hat sich von der Familie Zitelmann losgesagt, indem er sich nicht nur Telmann nannte, sondern auch polizeilich seinen Namen in Telmann umändern ließ. Er hat daher nichts bei uns zu schaffen und wir nichts mit der Gedenktafel für Konrad Telmann."

Diese Tatsache kam durch Artl in die Presse und erregte sogar den Unwillen des Auslandes.

Die kompakte Majorität hatte gesiegt! Konrad Telmann erhielt keine Gedenktafel; aber diese Weigerung riß eine unüberbrückbare Kluft zwischen mir und der Sippe.

Ich kehrte über Taormina nach Rom zurück zur Beisetzung von Konrads Asche unter dem neuen Grabstein. Seine Mutter gab reichliche Mittel dazu. Nach der Totenmaske formte der begabte Bildhauer Seeböck sein Reliefbild, das in Erz gegossen wurde und auf einem liegenden Grabstein von Giallo Antico ruhte. Darunter standen die Schlußworte seines letzten Gedichtes (drei Tage vor seinem Tod entstanden):

„Und ward das Werde eurer Zeit gesprochen,
Aus unserer Asche ist die Glut gebrochen
Die still umlodert eures Friedens Herd."
Konrad Telmann, 26. November 1854 bis 23. Januar 1897
Hermione von Preuschen ...

Ich wollte, meine Urne sollte einst an der seinen stehen. Wie viele Vorurteile hat selbst der freieste Mensch. — —

Das Grab umblühte ein Kranz von Veilchen. Zu Häupten hatte ich drei kleine Buchen aus seiner geliebten Buchhaide gepflanzt. Ein Gedicht aus meinem Requiem beschreibt das Grab:

„Komm doch, mein Liebster, laß mich nicht warten,
Blühend und grünend ist schon dein Garten.
Gelblicher Marmor, aus Erz dein Bildnis,
Drüber von Veilchen blühende Wildnis.
Eng ist das Bette, schmal nur die Wände,
Einmal, nur einmal reich mir die Hände."

„Liebste, nicht kann ich den Wunsch dir erfüllen.
Asche und Staub ward aus flammendem Willen.
Asche und Staub ward aus Lebensgluten,
Drüber die Wasser der Ewigkeit fluten!"

„Komm doch, mein Liebster, laß mich nicht warten,
Grünend und blühend ist schon dein Garten."

Und jenes:

In meines Liebsten Garten viel schwarze Zypressen stehn,
Die Cestiuspyramide kann über die Mauer sehn!
Im Frühling blühn dort Veilchen und weiße Kamelien zu Hauf –
Wart' noch ein kleines Weilchen, dann schließ ich dein Grab dir auf.
Wart' noch ein kleines Weilchen, dann ist die Ernte bestellt,
All' deine Lieder flattern wie Vögel durch die Welt!

Der Tag der Beisetzung war gekommen. Sudermann, der zur Zeit in Rom weilte, wollte eine Rede halten, Björnsen hatte seinen Gruß geschickt. „Konrad Telmann war ein großer Mensch und ein großer Dichter." ... Die zahlreichen Teilnehmer waren an der Gruft versammelt und warteten auf mich, die mit Maria Bülow die Urne von der Lorenzo-Urnenhalle zum Grab an der Pyramide des Cestius herüberbringen sollte. Ich hatte für den Geliebten im alten protestantischen Friedhof, der schon so dicht besetzt ist, noch einen Platz erobert — nicht weit von Goethes Sohn und von Shelley. (Die Worte auf dessen Leichenstein gaben uns stets zu denken: „Death is but a seechange — into something wild and strange!" Nun war auch bei meinem Toten dieses „wilde und fremde Etwas" über ihn herabgeschauert.)

Maria und ich im Wagen — die große Urne zwischen uns, andachtsvoll mit Kallas umkränzt. Wir hatten den weiten Weg fast zurückgelegt. Da fragt Maria: „Was steht eigentlich auf der Urne?" Wir lesen:

Emilio Pardi, figlio di Alessandro. Mit bleichem Entsetzen lasen wir's; es war eine falsche Urne.

Die Teilnehmer warten. Der Wagen jagt den endlosen Weg zurück. Der Aufseher wollte gerade zum Essen gehen — war selber entsetzt. — Dann also haben wir den richtigen Krug: Conrado Telmann, figlio di Ottone. Blumen und Trauerflor werden diesmal den Rechten bekränzen. Mit anderthalb Stunden Verspätung hasteten wir nach der Cestiuspyramide zurück.

Und nun verlief die Feier würdig und ergreifend. Sudermann sprach: „Sein ganzes Leben war Arbeit und Liebe. Aber sein Ende kam an seines Lebens Mittag."

Und beinahe wären diese Ehren Emilio Pardi zuteil geworden, und Konrad Telmanns Asche hätte vergessen in einem Winkel von San Lorenzo gestanden. — Wie toll sind Leben und Tod, Farce und Tragödie durcheinandergeschüttelt. — Aber — Mors Imperator!

Es war Anfang Juni. Der protestantische Pastor Weymann, der von meinem Schicksal gehört hatte, wollte mich trösten. Er wollte mich aber auch von meiner Freigeisterei bekehren. So kam er häufig, und es entstand ein, wie ich glaube, echtes Freundschaftsverhältnis zwischen uns. Aber die Welt fand das sonderbar, und er beugte sich als Herdentier dem Urteil der Welt und stellte seine Besuche ein. Ich hatte darüber nur ein bitteres Lächeln. Die Wohnung hatte ich gekündigt und meine Möbel dem Spediteur übergeben; wohnte die letzten Tage bei meinen Freunden Bülow.

Vorher, unterwegs am Gardasee, hatte ich noch eine Zusammenkunft mit A. Da ich ihn persönlich kennenlernte, erkannte ich, daß all seine ideale Verehrung und Bewunderung schließlich auch nichts anderes suchte als „Abenteuer". — Das Leben gab mir harte Lehren.

Dann fuhr ich nach Deutschland zurück in eine Kaltwasser-Naturheilanstalt, Eckerberg bei Stettin, die mein Halsleiden beträchtlich besserte.

Ich habe den lieben alten Herrn von Bülow vor seinem Tode dann nur noch einmal wiedergesehen. Nun liegt er nahe von Konrad am Testaccio. Bei Marias Hochzeit in Berlin sah ich ihn zum letztenmal.

Sie hatte sich mit dem Professor v. Scala aus Innsbruck verlobt und vermählt und war überglücklich. Wie oft habe ich dann von Berlin aus im „Haus Scala" Einkehr gehalten und Freud und Leid mit den Freunden geteilt.

Die alte Dame schickte mir endlich die kleine Inge wieder, die nun schon anfing zu laufen. Ich ging mit ihr zur Nachkur nach Bärenfels im Erzgebirge. Es war alles überfüllt. Endlich bekam ich nach längerem Suchen ein Zimmer. Als das Kind in der Nacht zu weinen anfing, klopfte man von zwei Seiten wutschnaubend an die Wand. Es war kein erquicklicher Aufenthalt, so schön die dunklen Tannengründe, allein genossen, auch gewesen wären. Es war eine große Überschwemmung in Kipsdorf gewesen, daher die Überfüllung hier. Das Brüllen der sächsischen Philister und ihrer Kinder in der großen Ferienzeit zerstörte jede Stimmung.

Nun wollte ich mich in Berlin niederlassen und durchsuchte tagelang die Vororte zu diesem Zweck. Endlich fand ich in Grunewald in der Wißmannstraße im sehr feudalen Haus „Schloß Königssee" das Gewünschte. Ein herrliches Atelier mit Oberlicht und darunter (man stieg auf einem goldnen Rokokotreppchen hinab) ein paar winzige, wenn auch sehr künstlerisch ausgestattete Zimmer. Ich nahm ein Mädchen. Helga und Inge kamen wieder zu mir. Sie haben eine traurige Erinnerung daran. Sie waren viel allein mit der Donna, denn ich hatte so vieles zu tun und zu besorgen in der neuen Umgebung.

Hasten — Irren — Suchen — Streben

Ich hielt einen Requiemvortrag für Konrad Telmann im Hotel de Rome. In der Pause erhielt ich die Todesnachricht meiner Mutter. Sie war schon längere Zeit krank gewesen an einem Leiden, das mit Blinddarmentzündung beginnend sich zu einem chronischen Magenleiden ausbildete und als bösartigster Magenkrebs endigte. Sie starb in der Klinik in Heidelberg, ich habe sie leider nach meiner Rückkehr nach Deutschland nur einmal gesehen. Sie hat meinen Vater nicht lange überlebt. Nach dessen Tod war sie mit meiner Schwester, die sich nicht

verheiratet hatte, nach Wiesbaden gezogen. Diese hatte also keinen passenden Gatten gefunden, obwohl sie sehr hübsch war. Im Geheimen gab sie wohl meiner Künstlerschaft die Schuld hieran und den „unvornehmen Plakaten" einer großen Preuschen-Ausstellung in Darmstadt, bald nach meiner Verheiratung mit Telmann. Sie lebt nun mit dem vom Vater und vom Onkel in Wiesbaden Ererbten, gibt außerdem Klavierunterricht und unternimmt jährliche Vetternreisen. —

Ich lernte nun endlich die Herausgeberin von „Haus zu Haus", Anny Mahn-Wothe, persönlich kennen. Konrad und ich waren jahrelange Mitarbeiter gewesen. Jetzt entspann sich bald ein reger Verkehr zwischen mir und dem Hause Mahn, das ein anregender, geselliger Mittelpunkt von Leipzig geworden war. Viele interessante Persönlichkeiten lernte ich dort kennen. Der Komponist Paul Umlauff vertonte viele Lieder von Konrad Telmann und mir. Ich sprach viel melodramatisch mit ihm. Später wurde ich auch Preisrichter mit dem alten Dichter Gottschall über neunhundert poetische Preisrätsel, was ganz unterhaltsam war. Durch das Blatt lernte ich den Dichter Eugen Stangen kennen; es entspann sich eine Brieffreundschaft. Mir gefielen seine Briefe sehr gut, solange ich glaubte, daß sie nur mir galten. Er sollte endlich nach Grunewald kommen, mich persönlich aufzusuchen. Es klingelt, ich öffne, und ein dicker, pausbäckiger Riese stürzt mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. Ich flüchte bis in den hintersten Winkel. Nachdem aber die erste unliebsame Überraschung überwunden, sind wir ganz gute Freunde geworden — bis nach zwölf Jahren ein Nichts diese Freundschaft zerriß. Da erwies es sich, wie wenig echt sie doch wohl gewesen ist. Aber damals war „Genio" ein häufiger Gast in meinem Haus; die Kinder liebten ihn, und die „alte Dame" fürchtete stets, ich werde ihn heiraten.

Jedenfalls gab er mir viel lyrische Anregung, und ich ihm noch mehr. Er war ein starkes Talent. — Daß ich ihn durch ein Nichts verlieren konnte, ist mir trotz allem merkwürdig.

Ich hatte in der Wißmannstraße Schülerinnen angenommen. Das war ein schöner Verdienst. Sie erwiesen sich aber jetzt als eine Unmöglichkeit für mich, trotzdem ich seinerzeit in München während meiner „Ehetragödie" eine starke und sichere Einnahme durch sie bezogen

hatte. Aber meine Individualität war im Laufe der Jahre allzu selbständig geworden, und ich konnte die Schülerinnen, die sklavisch mir jede Eigenart als „Mätzchen" ablauschten, einfach nicht aushalten; sie nahmen mir die Freude am eigenen Schaffen, das mir dadurch geradezu verekelt wurde. Eines Morgens trete ich in den Vorraum meines schönen Kuppelateliers, in dem die vier Staffeleien meiner Schülerinnen standen. Da entdecke ich Inge, eifrig damit beschäftigt, mit einem spitzen Nagel das mühevolle Werk des vergangenen Tages zu zerstören. Auf meine entsetzte Frage, wie sie sich unterstehen könne und was denn das zu bedeuten habe, erklärt sie lakonisch: „Es ist ja zu scheußlich, was die gemalt haben."

Dieselbe Inge erwiderte auch im Sommer ihrer Großmutter auf deren Bemerkung, daß sie ein kleines Ferkelchen sei: „Dann bist du also die alte Sau." — Sie war äußerst schlagfertig, die kleine Inge. — Übrigens sollte sie endlich getauft werden, nachdem dies bei Helga ein paar Jahre früher von meiner Mutter heimlich besorgt worden war. Gleich nach meiner Übersiedelung, bei einem Besuch bei der Großmutter — ich war einen Tag lang abwesend. Eigentlich war ich empört, denn Konrad hatte einst geschrieben:

„Nein, es soll nicht mit geweihtem Wasser
Dir ein Priester deine Stirn besprengen,
Daß sie einst dich, wie die blinden Hasser,
Andersgläubig verdammen."

Meine Kusine, Baronin Buttlar, die Tochter meines Onkels, General von Fransecky, bei dem ich in frühester Jugend so eindrucksreiche Zeiten in Straßburg verlebt hatte, bedrängte mich so hart ob der „kleinen Heidin". Da ließ ich sie gewähren, denn ich sagte mir, daß das Kind ja später doch seine innere Freiheit und Entscheidungsmöglichkeit behalten könne und daß die Taufe jetzt die Kinder nur vor allzu frühen Schulkonflikten bewahre.

So wurde denn alles zum heiligen Akt vorbereitet.

Aber wir hatten die Rechnung ohne Inge gemacht. Als das Wasser ihren Kopf berührte, lief sie schreiend davon. Wie ein Wiesel lief sie und versteckte sich im hintersten Kirchenwinkel. Nur mit Gewalt konnte der

Taufakt vollzogen werden. Damals war mir dies sehr peinlich. Jetzt lächle ich darüber. Und geht es uns nicht so mit den meisten Dingen im Leben, die uns empören, entsetzen, verwirren? Wir gewinnen die Distanz davon, und es bleibt uns nur ein Lächeln.

Villa Waldfrieden — Preuschen-Ausstellungen „Erotische" Lyrik

Nach einem Jahr kündigte man mir in Grunewald, wegen Selbstbenutzung. Da entdeckte „Genio" im benachbarten Schmargendorf eine idyllische Villa mit großem Garten. Es waren neun Zimmer; die Wirtin, Frau Kwiet, wohnte im Giebelstübchen, sonst hatte ich das Haus ganz für mich. Tannen und eine große Linde standen im Garten. Es war urwüchsig und altväterisch, fern von jeder Talmipracht. Ich bezog also die Villa Waldfrieden, in der ich zehn Jahre unter den mannigfachsten Schicksalen hauste. Sie war feucht und eiskalt und heizte sich erbärmlich, aber sie hatte „Stimmung". Jedes Zimmer wurde nach meinen Möbeln getönt, giftgrün und rosa und gelb, das Atelier weiß; den ägyptischen Rahmen vom Lager der Kleopatra ließ ich dort um das Fenster stellen; es wirkte alles sehr pompös, und ich dachte nicht, daß ich's jemals noch schöner haben könnte.

Ich machte nun zuerst eine große, sehr erfolgreiche Ausstellung in der Potsdamer Straße, bei der die Kaiserin Auguste Viktoria einen „Ofenschirm" bestellte. Ich malte dafür Seerosen auf einer Wasserfläche. Aber sie waren den Majestäten allzu „modern". Der Kaiser ließ mir sagen, meine früheren Bilder seien ihm lieber. Ich stellte meine Bilder unter türkischen Teppichen der Firma Heim aus; der Chef versicherte mir täglich: „Sie sind Künstlerin, aber keine Geschäftsfrau." Wie oft in späteren Jahren mußte ich hieran denken. — Ich hatte dort einen sehr merkwürdigen Kassierer. Sein Haar und Bart waren schlohweiß, und er fragte, ob er sich die Haare nicht schwarz färben solle. Ich hatte nichts dagegen. Am andern Tag war ihm die Farbe mißglückt, und er erschien mit leuchtend violetten Haaren. — Ein Besucher sagte mir: „Der Mann

handelt nicht in Ihrem Interesse. Als ich ihn nach dem Preise jenes Bildes fragte, raunte er mir ins Ohr: ‚Sie läßt's auch billiger.'"

Eine schöne Studienreise machte ich nach Bordigheras Palmenwildnis und nach La Mortola bei Mentone, von dem mir Konrad so viel erzählt hatte. Ich war sehr fleißig dort. „Genio" besuchte mich, und sein Äußeres, à la Vorstadtbariton, erregte das Entzücken aller Ladenfräuleins. Dort entstanden durch unser Zusammensein, unsere Spaziergänge, unsere Konflikte viele Gedichte, die seinerzeit in meinem „Flammenmal" erschienen sind.

Bei meiner nächsten großen Ausstellung in einem herrlichen Säulenraum am Hausvoigteiplatz nahm ich einen sehr tüchtigen Kassierer, den „Otto", der sich so tauglich erwies, daß ich ihn dann im nächsten Jahr bei meiner großen „Trutzausstellung" in Düsseldorf mit hinübernahm. Diese Ausstellung war ehrenvoll, aber kostspielig. Der Prinzregent hatte mir dazu all meine in seinem Besitz befindlichen großen Blumenstücke und Herr Fiertz aus Zürich den Mors Imperator geliehen. — Ich hielt auch dort Vorträge meiner Gedichte wie am Hausvoigteiplatz. Zu einigen, in denen ich nur Liebeslyrik las und die ich ganz harmlos „Erotische Lyrikabende" nannte, war ein kolossaler Zulauf. Aber die Leute hatten sich anderes versprochen. Im „Ulk" war dann ein Gedicht mit Bild: Hermione liest Gedichte, und die Schweinchen hören zu. Und sie grunzen voll Behagen: ‚O wie ist es interessant — aber leider muß man sagen, für „Erotik" nicht pikant.

Ja, echte Erotik versteht die Welt nicht — Erotik ist der Welt Schmutz. — Das ist auch so ein Konflikt meines Lebens.

Im dritten Jahr machte ich wieder eine große Ausstellung am Köllnischen Fischmarkt. Ich hatte meine Korfustudien darin und nannte sie „Griechische Ausstellung". Ein Architekt B. half mir dabei — ich vereinbarte dafür ein Bild mit ihm. Am Schluß überreichte er trotzdem eine Rechnung von einigen tausend Mark. Ein langwieriger Prozeß schloß sich daran, mit schrecklichen Aufregungen, aber endlichem Triumph — der Ehrenmann hatte den Prozeß verloren.

Zu dieser Ausstellung als Kassendame kam eine „Freundin" von „Genio", Johanna Lautenschläger.

Sie blieb dann neun Jahre bei mir als Sekretärin und Jungfer. Sie war kränklich und darum nicht sehr leistungsfähig, aber anpassungsfähig und schwärmerisch anhänglich, und ich glaubte, in meiner zunehmenden inneren Vereinsamung wenigstens von einer treuen Seele umgeben zu sein, die ich darum halten müsse, um jeden Preis.

Internationaler Pressekongreß in Italien

Dann fuhr ich zum „Internationalen Pressekongreß" nach Rom und Sizilien. Wie mir dabei zumute war, bei all den auf mich einstürmenden Erinnerungen!

In Rom wohnte ich bei meiner Freundin Fürstin Baratow. Bülows waren längst nicht mehr dort — Maria, wie ich schon erzählte, an den Professor von Scala in Innsbruck verheiratet; ihr Vater gestorben.

In Syrakus und überhaupt in ganz Sizilien verlebten wir eine wundervolle Zeit, einen Rausch von Festlichkeiten. Dabei mußte ich immerfort an einen von Konrads letzten Romanen, „Tod den Hüten", denken, der das Elend in den sizilianischen Schwefelminen so ergreifend schildert. Er war gleich nach seinem Tod mit glänzendem Erfolg („Abasso i capelli") im „Popolo Romano" erschienen. — Wie wenig merkte man bei dieser offiziellen Pracht in Sizilien, den Empfängen beim Sindaco, den improvisierten üppigen Büfetts in den entlegensten Bergen von diesem schreienden nationalen Elend!

Eine Transaktion — „Gloria"

Wieder zurückgekehrt, erhielt ich eines Tages den Brief eines „Bewunderers meiner Kunst" mit der Bitte, mein Atelier besuchen zu dürfen. Dann kam der Schreiber, ein Herr mit den Manieren eines Weltmannes, Otto B. Er war Anfang Vierzig, mit leicht angegrautem Haar, schönen, meist gesenkten Polenaugen, Pariser Schuhen und englischen Anzügen. Er sprach sechs Sprachen wie ich, war weitgereist und umgeben vom Nimbus des Geheimnisvollen. Er erzählte z. B. von großen überseeischen Transaktionen und wie viele Millionen er schon

verloren und gewonnen und wieder verloren habe. — Bald kam er öfter, immer mit irgendeiner zarten Aufmerksamkeit. Ich malte gerade an meinem Bild „Gloria". Die Ruhmesgöttin in einem Lorbeerhain reckt sich nach den blühenden Stämmen, die andere Hand hält einen üppigen Zweig Hunderten von ausgereckten Händen entgegen: bleichen, nervösen Künstlerhänden, breiten, zupackenden Erobererfäusten, zarten, weichen, ringenden Frauenhänden, Händen der Askese, Händen der Wollust — Händen, die auf den verschiedensten Wegen den Ruhm zu erhaschen glauben. Blutend, durch Dornen, recken sie sich danach empor. Wie viele vergebens! — „Nimm den Lorbeer, wenn du's kannst und wagst" ist das Motto des Bildes. Am Ausdruck der „Gloria" hatte B. manches auszusetzen, brachte mir Photographien von Augen, die ihm geeigneter schienen — kurz, er suchte in all meine Interessen einzudringen. Bald sprachen wir nur noch französisch, englisch oder italienisch zusammen. Diese Sprachen beherrschte er von Grund aus. Das Sprachtalent der Polen!

Er erzählte mir, sein Vater, ein preußischer Rittmeister a. D., habe mit seiner zweiten Frau eine eigene Villa in Lichterfelde. Diese Stiefmutter habe ihn mit seinem zärtlich geliebten Vater entzweit. Er besuche nur noch heimlich, nachts, den Garten des Verehrten, um einmal die gleiche Luft mit ihm zu atmen. Es war sehr schön und rührselig. — Er sei seines Berufes Ingenieur, in einer Flugwerkzeugfabrik mit großem Gehalt angestellt, habe schon viele patentierte Erfindungen und Verbesserungen veranlaßt. Nach einigen Wochen, in denen er sich zum Hausfreund emporgearbeitet hatte, fragte er mich, ob ich ihn nicht heiraten wolle und könne. Es kam mir überraschend, und ich kämpfte einen schweren Kampf, schließlich sagte ich ja. Zwar hatte ich keine Leidenschaft für ihn, aber er schien sehr gebildet und mir durchaus sympathisch. Schließlich hatte ihn mir mein Toter vielleicht geschickt, um meine seelische Not zu lindern. — Nun waren wir also verlobt. Aber merkwürdig: von dem Tage an hörten seine Blumen und Aufmerksamkeiten auf. —

Maria Janitschek, die damals in Berlin lebte und öfter zu mir kam, war entzückt von ihm und sagte, sie könne mich beneiden. Eines Tages — er kam nun jeden Abend von sechs bis zehn Uhr — schien er sehr bedrückt

und verstimmt. Auf meine Frage, was er habe, wollte er erst nicht Rede stehen, schließlich gestand er mir, ein Freund habe ihm ein glänzendes Wertpapier angeboten, das er notgedrungen zum halben Preis verkaufen müsse, aber er könne das Geschäft nicht machen, da er momentan die dazu erforderlichen zwölfhundert Mark nicht besitze. Ich sagte ihm, ich wolle mir überlegen, ob ich sie ihm nicht geben könne. Das machte ihn sichtlich heiterer. Andern Tages händigte ich ihm das Geld ein und bat um Quittung. In vierzehn Tagen sollte es sich schon verdoppelt haben. Aber der erste Juli kam, und die „Verdoppelung" wurde auf den ersten August verschoben. B. war stets sehr unangenehm berührt durch meine vielen Fragen und mein Befremden, daß er mir noch immer keine Quittung ausgehändigt habe. Er hatte sie stets vergessen, aber bei sich zu Hause wohlverwahrt. —

Es war sehr heiß, die Kinder waren in Höckendorf bei der alten Dame, und ich beschloß, ans Meer nach Sylt zu gehen. B. wollte nach Grünau, wo er angeblich ein Boot besaß. Am Vorabend meiner Abreise lief er nochmals Sturm auf mein gutes Herz. Aber er fing es falsch an. — Die Freundin seines Freundes müßte wegen lumpiger paar hundert Mark ihren Brillantschmuck versetzen. Aber das brachte mich nicht dazu, ihm genau die Summe, die mein Reisegeld ausmachte, dafür zu übergeben. Unser Abschied war sehr kühl. Er schrieb dann, daß er sich das Leben nehmen müsse: sein Freund sei mit meinem Geld und dem Papier verschwunden. Oder so ähnlich. — Ich erkannte, daß sich ein Hochstapler in mein Vertrauen geschlichen hatte, übergab die Sache dem Gericht und schrieb an seinen Vater nach Lichterfelde. Der existierte wirklich und antwortete postwendend, daß er seit Jahrzehnten seinen Sohn wegen unehrenhafter Handlungen verstoßen habe. Der Sohn leistete dann den Offenbarungseid. Ich habe das Geld nie wiedergesehen. Er selber kam noch einmal und suchte mich mit neuen Lügen zu umstricken — ich wies ihm die Tür und zeigte ihm meine Verachtung. Aufgeheitert hat mich diese Episode nicht. Aber nach Jahren habe ich den Schwindler in meinem Roman „Yoshivara" als „Mädchenhändler" abgemalt. Er ist noch viel zu gut dabei fortgekommen. — Schließlich ist es für den Künstler der ganze Gewinn all seiner bitteren Erfahrungen und

Enttäuschungen, daß sie ihm Stoffe geben. Stoffe und Modelle, teuer bezahlt!

In Sylt hatte ich einen böhmischen Studenten der Theologie kennengelernt, der wie alle Böhmen sehr musikalisch, dazu ein interessanter Wirrkopf war. — Das Zusammensein mit ihm hatte mich etwas von meiner Verstimmung abgelenkt. Dieser, Ludwig L., sollte später noch unangenehm in mein Leben eingreifen.

Der Religionsstifter — Das falsche System

Ein Baron S. hatte seinen Abschied als Oberleutnant genommen und wollte „Religionsstifter" werden. Er begann an seiner neuen „Bibel" zu schreiben, aber das Geld ging ihm aus. Da fing er an, die Spieltabellen von Monte Carlo zu studieren, und bildete sich ein, ein „System" gefunden zu haben. Er hatte große mathematische Talente. Ein halbes Jahr lang gewann er mit seiner Methode jeden Tag. Nun beschloß er, die Sache mehr im großen zu betreiben und die Bank zu sprengen. Dazu gehörte Kapital. Zwei Regimentskameraden vertrauten ihm ihr Vermögen an. Er suchte auch die reiche Fürstin Baratow für sein System zu gewinnen. Die aber war allzu ängstlich oder vielmehr vorsichtig. Aber der alte Herr von Bülow, noch kurz vor seinem Tod, und Maria gaben ihm von ihrem Kapital. Da erfaßte es auch mich wie ein Goldrausch, und ich vertraute ihm 25000 Fr. von meinen Ersparnissen an. S. hatte fast 200000 Fr. zusammen und suchte noch zwei Spieler, die für ihn arbeiten sollten.

Ich schlug ihm „Genio" vor.

Sein zweiter Gehilfe wurde ein pensionierter russischer General, Racoul (den ich in meiner Novelle „Der Hemdenprinz" verewigt habe). Die drei spielten nun monatelang in Monte Carlo und erzielten täglich große Gewinne. Man nannte sie dort „les trois grâces".

Wenn ich, weniger zartfühlend, auf täglicher oder wöchentlicher Auszahlung meines Gewinnes bestanden hätte, so wäre am Tage des Zusammenbruches mein Einsatz gedeckt gewesen. Ich hätte es gar zu gerne gehabt, aber S. meinte, das mache ihm so viel Mühe, und monatlich

mache dann die größere Summe mir mehr Freude. Das zarte, rücksichtsvolle „Osterlamm" in meiner Seele, das ängstlich jedem Mißklang aus dem Wege ging, gab sich zufrieden. Es wäre besser gewesen, wenn meine andere Natur, die des Raubritters, gesiegt hätte. — Ich beschloß, selber nach Namur zu fahren, wo die „trois grâces" im Sommer „arbeiteten", um mir die Sache und meinen zukünftigen Reichtum einmal in der Nähe anzusehen. — Der Goldrausch war allen dort schon zu Kopfe gestiegen. S. hatte sich seine geschiedene Frau (mit der er früher in kinderloser Ehe gelebt), als „Mätresse" kommen lassen. Racoul erschien täglich in neuer epochemachender Wäsche und mit neuen Spazierstöckchen (der gute Hemdenprinz!). Und „Genio" ging nur noch in Weiß, zwängte seine dicken Finger täglich in neue Glacés. („Weiß ist am einfachsten!" meinte er.) Sie waren im erzkatholischen Hotel Saint Aubain abgestiegen, in dem meist katholische Priester verkehrten. Auch ich nahm dort Wohnung. — Trotz dieser Priesterschaft lag im Zimmer neben mir die Kokotte „Princesse de Saint Amant". Unter fürchterlichen Qualen starb sie dort an der Wassersucht. Ich machte durch die Tür das ganze Elend mit, wie sie noch im Todeskampf nach Kokain schrie, denn sie war dem Kokainteufel erlegen. Meine Novelle „Nur eine Dirne" in „Halbweiber" behandelt die traurige Geschichte. — Täglich von früh bis abends spielten die „drei Grazien" an der Spielbank von Marquet, mit kurzen Mittagspausen. Jeden Abend stand ich hinter ihren Stühlen und sah die Tausend-Frank-Billets sich vor ihnen häufen. — Aber eines Abends winkte mir S. beim Kommen ab. „Gehen Sie!" Ich ging ins Hotel zurück, schlimmer Ahnungen voll. Nach kurzem kamen die drei Grazien und hatten alles verloren.

Die Bank hatte sich gerächt! S. bestellte Champagner, um sich im Unglück groß zu zeigen. Wir tranken ihn neben dem Tisch des Spielpächters Marquet. — — Wie ist all das bunte Leben und Treiben zerstoben! Und wie hat erst der Krieg in Namur aufgeräumt! Die landschaftliche Stimmung der Festung mit dem Riesenluxushotel auf dem Berggipfel darüber und seiner Märchenaussicht gaben mir viele Gedichte, die später im „Flammenmal" erschienen. — Aber meine fünfundzwanzigtausend Franken waren nun endgültig verloren.

Ich reiste traurig nach meinem „Waldfrieden" zurück. Auch Maria Bülow hatte große Verluste. Die Klügste war die Fürstin Baratow gewesen, die sich nicht von dem „untrüglichen" System blenden ließ. S. ging nach Spa. Dort besuchte ich ihn im nächsten Jahr auf der Durchreise. Er lebte von Wasser und Brot — vielmehr Tee und Brot (für dreißig Centimes den Tag), schrieb an seinem neuen Religionsbuch und las mir daraus vor. „Von den Quellen der Lust in Not und Tod." Darin meinte er, daß bei einem ideal einfachen Leben alle Sinnlichkeit vom Menschen abfalle, und empfahl seine Lebensweise zur Nachahmung. — Zurückgekehrt erzählte ich Maria Bülow-Scala von seiner traurigen Existenz. Sein Schwager schickte ihn dann in die hohe Rhön in Pension zu einer Pfarrersfrau. Dort sollte er sein Buch beenden. Ein Jahr lang hielt er's aus, dann reiste er ab, unbekannt wohin. Das Buch ist heute noch nicht fertig. Er selber ist für seine Freunde und Verwandten verschollen. Hier und da hält er sozialpolitische Vorträge. — Der arme Weltbeglücker!

„Vampyr Sehnsucht" — Lebenshunger

Mein Bild „Vampyr Sehnsucht" ging nun seinem Ende entgegen. Für das Vampyrweib mit den Fledermausflügeln hatte ich ein sehr gutes Modell gefunden. Zum schlafenden Jüngling aber hatte sich „Genio" als Modell angeboten. Doch als er einmal Probe lag, erwies sich die Sache als unmöglich. Höchstens zu einem schlafenden Vitellius hätte er sich geeignet. — Dies Bild — mir eines meiner liebsten — hat später in meiner großen Pariser Preuschen-Ausstellung vom Jahre 1900 viele Lorbeeren gefunden. Ich dachte mir die Sehnsucht in Gestalt eines Vampyrweibes, das den Menschen im Schlaf überfällt und sein Herzblut saugt. Alle unausgelebten Wünsche, Träume und Sehnsüchte, die den Wehrlosen heimsuchen und ihm Mark und Leben aussaugen, sollten in ihm verkörpert werden.

Wo ist der Künstler, dem der Vampyr Sehnsucht nicht sein Leben lang zu schaffen macht?

Nun hatte sich bald der Ring meiner symbolistischen Bilder geschlossen. Mir fehlte nur noch der „Lebenshunger" und das „heilige

Leben". Eine Leda wollte ich darin malen mit einem schwarzen Schwan — das „Wunder" der sinnlichen reinen Liebe. In meiner „Indischen Ausstellung" sollte später das Bild zum erstenmal gezeigt werden.

Erst stürzte ich mich Hals über Kopf in mein großes Bild „Lebenshunger".

Ein nacktes Weib, das die Lebenssphinx um Glück anfleht. Und zur Antwort schlägt ihr diese die Krallen ins Hirn. Ich hatte eine sehr geeignete assyrische Flügelsphinx mit Isisbrüsten im Berliner Museum entdeckt. Diese benützte ich dazu. — „Ich fürchte mich vor dem Pfingst", sagte die sonst so furchtlose Klein-Inge.

Das Bild ist koloristisch besonders gelungen.

Im Gedicht „Lebenshunger", den Titelversen meiner nunmehr wieder wie der „Mondberg" bei Cäsar Schmidt in Zürich erscheinenden Astartenlieder ist das Gemälde beschrieben.

Trotz seiner starken malerischen Wirkung — die Quintessenz des Bildes sprechen die letzten Worte des Gedichtes:

„Es haucht wie Tod aus Rosenduftgerank,
Und nie gesättigt wird, was liebekrank."

Pariser Preuschen-Ausstellung

Und dann endlich gelang es mir nach mannigfachen Versuchen, meine schon lange geplante Pariser Preuschen-Ausstellung zu verwirklichen. Im Sommer 1900 war ich wieder einmal zur großen Weltausstellung nach Paris gekommen und hatte mir dort in der Rue Caumartin, in der Galerie des Artistes modernes ein Lokal zum November gesichert. In diesem Monat kehrte ich also mit all meinen Bildern dahin zurück. Es war eine Riesenarbeit diesmal, doch sie machte mir Freude. Es präsentierte sich alles ganz ausgezeichnet, und ich hatte nach allen Mühen und Kosten einen unbestreitbar großen Erfolg.

Was das in Paris besagen wollte, dessen war ich mir voll bewußt. Der als unbestechlich bekannte Kritiker des „Figaro", Arsène Alexandre,

brachte in vierzehn Tagen sechs Aperçus und eine lange Besprechung über die Ausstellung.

Am stolzesten machte mich der Ausspruch: „C'est une nature, c'est une révoltée, dont les défauts même valent cent fois les qualités négatives des autres." Zum Schluß wurden siebzehn Bilder verkauft, und es war meist gedrängt voll, Kopf an Kopf. —

Ich war wie im Rausch — wie golden schien mir die Welt damals, und sie einst wirklich unter meine Füße zu zwingen, ein Kinderspiel! Hatt' ich doch Paris bezwungen!

Und heute — haben alle meine Feinde triumphiert und der „Außenseiter", die „Mors-Imperator-Reklameheldin" wird Schritt um Schritt zurückgedrängt in ihre einsame Verbitterung. —

Auch sonst gefiel es mir damals sehr gut in Paris! Ich war nun zum neuntenmal im „Seinebabel" und begann mich dort ziemlich heimisch zu fühlen. Außerdem hatte ich glänzende Empfehlungen an den damaligen Botschafter Fürsten Hohenlohe; — war viel im Palais Gortschakoff, obgleich die Fürstin selber in Ägypten weilte; nur ihr englischer „ministre plénipotentiaire" mit seiner Mutter sonnten sich dort. Aber sie machten mir's behaglich bei sich.

Und dann hatte ich in Paris dies Auf und Ab von Lebensumständen, das ich von je liebte: zum Beispiel war ich in einer fürchterlichen Pension mit Elisabeth Meyer-Förster, der bald darauf verstorbenen Schriftstellerin, aß mittags mit ihr in einem Maurerlokal der Rue Caumartin, nachdem ich vorher morgens in einer Cremerie für sechs Sous gefrühstückt hatte. Zum Konzert wurde ich dann in der fürstlich hohenlohischen Equipage abgeholt und wieder in meine mehr als bescheidene Pension zurückgebracht. Oder ich war zu pompösen Diners eingeladen, zu denen ich in großer Toilette erschien.

Das ist, glaube ich, der Unterschied zwischen den Korrekten und den Zigeunern! Bei den Korrekten, wie bei meiner Schwester z. B., muß alles „stimmen". Bei den Zigeunern macht das Wechselreiche, die „vicissitudes of life" den Reiz und Zauber des Lebens aus. — Wie furchtbar, durch „Vornehmheit" umpanzert, von allem Bunten, Zufälligen ewig getrennt zu sein! Ebenso furchtbar, wie niemals in die

höchsten Lebensschichten Einblick halten zu können. Darum, glaube ich, liebe ich das Reisen so sehr, weil es uns von allem bietet auf der Lebenstafel, von allem! — Meine Schwester aber spricht mit den Korrekten: „Es muß doch alles zusammen stimmen." (Wie ein Rechenexempel, auf das die Probe gemacht wird.)

Ja, mein Pariser Erfolg hatte mich seelisch sehr gestärkt. Wieviel erhoffte ich von ihm für meine deutschen Ausstellungen. Und wie sehr sollte ich mich irren. Er erweckte höchstens den Neid und Ärger und darum den Widerspruch der deutschen Kunstbonzen, denen mein Mors Imperator einst so gewaltsam die Laune verdorben hatte. —

Den Haupterfolg meiner Ausstellung in Paris aber heimste „Vampir Sehnsucht" ein — vielleicht, weil er dem französischen Geist am befremdlichsten schien. —

Der Barbar

In jener Zeit fing ein Russe mir zu schreiben an. Ich habe ihn niemals gesehen — er schrieb mir durch zwei Jahre, der „Barbar", die herrlichsten, wahnwitzigsten Briefe. Diese papierne Glut erlosch bald in nichts. — Von diesen Briefen aber wurden die Astartenlieder stark befruchtet. Und diese brachten mir eine Zeitlang den zweifelhaften Ruhm, mit Marie Madelaine zusammen genannt zu werden. Niemals aber gab es verschiedenere Wesenheiten als die unsere.

Die ihre frivol, kokett, pervers sinnlich, — die meine in allen Tiefen aufgerüttelt, unbefriedigt, aber *echt*.

Ja, wenn ich nicht so „echt" wäre (was meine Schmargendorfer Freundin Lou Andreas-Salome das „Hanebüchene" bei mir nannte), dann hätte ich's weiter gebracht. —

So aber, ach, was andere an mir „Pose" nannten, war immer nur ein Müssen, unter dem ich mich langsam verblutete.

Meine Reisen lenkten mich stets wieder ab von meiner inneren Unrast, Trostlosigkeit, Einsamkeit — dem Jammer nach einer einzigen verstehenden Menschenseele — oder ehrlich gesagt: Männerseele. Aber im vergeblichen Suchen hiernach trank ich immer bitterere Welt- und

Menschenverachtung. Eigentlich war es undankbar von mir, denn ich hatte viele wertvolle Menschen zum Verkehr. Und die Freunde Sudermann! In deren märkischem Besitz Blankensee, den sie in jedem Jahr mit antiken Statuen und Tempeln verschönten, verbrachte ich in jedem Sommer genußreiche, anregende und arbeitsreiche Tage. Wir zählten im Laufe der Zeit an dreißig Parkmotive, die ich von dort malerisch verwertet. Wie herrlich waren die weißen Rosen am Geländer der hinteren Schloßtreppe. Und Kläre Sudermann liebte ich innig. Dennoch hatte ich stets das Gefühl: alle diese leben ihr Leben für sich, freuen sich vielleicht, wenn's hoch kommt, momentan an deiner Gesellschaft, aber was bist du ihnen am letzten Ende? —

Nur einmal, als ich ihnen sehr lebhaft von meinen letzten Reisen erzählte, verriet mir Kläre, daß Sudermann ihr gesagt hatte: „Die Hermione mit ihren tollkühnen Reisen und ihrer Rastlosigkeit ist eigentlich ein Naturwunder. — Wann bekommt die je genug?" Das war der einzige Moment, in dem Sudermann einen Schimmer von meines Wesens Kern erfaßte.

Nein — es war vergebens, nach einem Funken zu suchen, einem einzigen Funken von der Seele meines Toten. — Ich mußte Kompromisse schließen.

Die Erpressung

Da fand ich einen Menschen, Paul Z. hieß er, war Journalist, Kritiker und ein Musikgenie. Er hatte eine schnoddrige Kritik über meine Vorträge auf einer meiner großen „Preußchen-Ausstellungen" geschrieben. Ich lud ihn darauf ein, mich zu besuchen und selber sich zu überzeugen, wie unrecht er mir getan. — Er kam, schien sich ehrlich für mich zu interessieren und begann Klavier zu spielen. Wie mich seine Musik fesselte, was sie mir geworden! Er war damals verlobt; dies Verlöbnis löste sich, dann vereinigten sich die beiden wieder. Z. sagte mir eines Tages, die Braut sei sehr eifersüchtig; wenn ich wolle, daß er nach der Heirat mit ihr überhaupt noch zu mir käme, müsse ich sie versöhnen und ihr für sein Spiel zehntausend Mark aussetzen. Große Künstler würden immer bezahlt. Er könne es mir später abzahlen. Ich war

empört, nicht nur über die Zumutung, sondern noch mehr über die darin liegende Gesinnungsgemeinheit. Aber mir schien, ohne seine Musik könne ich nicht mehr bestehen. So fing ich an, mit ihm zu handeln. Fünfhundert Mark, tausend Mark — drei Stunden dauerte der schmähliche Handel, dann einigten wir uns über eine Summe, die mir bitter hart zu zahlen ankam, die er aber, sobald er nur irgend könne, zurückzugeben versprach.

Ich war im tiefsten angeekelt von der Frau! Dann brachte er sie mir. Ein reizendes Geschöpf. Nachdem ich sie öfter gesehen und immer lieber gewonnen hatte, erzählte ich ihr eines Tages, daß ich ihre Handlungsweise nicht mit ihrem ganzen Wesen in Einklang brächte. Wie sie nur so etwas habe tun können!

Sie war tiefentrüstet und unglücklich darüber. Es war ein heimlicher Erpressungsversuch ihres Mannes gewesen, von dem sie keine Ahnung gehabt hatte. Von diesem Geld hatte er dann das meiste mit Weibern verbracht. Jetzt ist sie längst von ihm geschieden und mit einem andern glücklicher geworden. — Als ich nach Jahren — von ihr dazu angefeuert, da ich große Verluste gehabt, er aber beträchtlich geerbt hatte, — mein Geld zurückforderte, war er bereit, vor Gericht einen Eid zu leisten, daß ich ihm die Summe geschenkt habe. — Ja, ich habe keine guten Erfahrungen gemacht; manchmal packte mich ein Ekel vor Welt und Leben.

Reise durch Schottland

Dann wurde Reisen, neue, große Eindrücke in mich aufzunehmen, die einzige Rettung. Wie ich die Schönheit der Welt genoß. Ich war in Dalmatien und Korfu herumgeschweift, hatte viele Studien mitgebracht, hätte mich beinahe in Ragusa angekauft. Das malerische Kloster San Giorgio in den Felsen dicht am Meer konnte ich für 400 Gulden haben. Nur eine Bedingung hatte ich zu erfüllen: jeden etwaigen Pest-, Cholera-, Blattern- und Flecktyphuskranken bei mir aufzunehmen. Da verzichtete ich lieber. —

Ein andermal war ich mit Maria Janitscheks Stütze „Katharina" in Schottland. Es regnete zwar meistens, trotzdem brachte ich große

Eindrücke zurück von Jona, der Fingalshöhle (der ossiandunkeln), von Edinburg und Holyrood, von Melrose-Abbey und so vielem anderen. — Ich war vorher in Tirol und bei Scalas gewesen und eigentlich nur noch nach Schottland gefahren, weil mir eine Millionärin gesagt hatte, da sie diesen Sommer schon in Tirol gewesen, könne sie doch nicht mehr nach Schottland fahren. Das hatte mich gereizt. Freilich, nun fuhren wir zur Abwechslung einmal Zwischendeck, da ich doch keine Millionen besaß. Aber da ich viele kostbare Ringe trug, erregten wir Verdacht und sollten verhaftet werden. Zum Glück war mein Paß in schönster Ordnung.

Da ich nun meine Ausstellungen in immer weiterem Umkreis unternahm, hatte ich nach Düsseldorf, Hannover, Paris nun auch Wien dazu ausersehen.

Wiener Ausstellung — Die „Tschechenfreundin"

Im alten „Kunstverein" schlug ich meine Stätte auf. Die Aufmachung war sehr stattlich: ich hatte auch mein von der Kaiserin Friedrich gemaltes Porträt dabei. Der Hausdiener erkannte es gleich, meinte aber: „Das sind wohl gnä Frau, wie Sie älter waren!" (Und es war doch in meiner zartesten Jugend gemalt!) Der damalige deutsche Botschafter von Wedel hat mir die Ausstellung eröffnet. Der Kustos des Kunstvereins, Hofrat T., machte sie mir recht beschwerlich, aber schließlich fing sie an zu florieren. Ich hielt auch Vorträge meiner Gedichte darin und kam immer mehr in die Wiener Gesellschaft. Die alte Fürstin Pauline Metternich war mir sehr interessant, die berühmte „belle laide" aus der Zeit des dritten Napoleon. —

Unendlich vielen neuen Menschen trat ich näher, so den Lyrikern Anton Lindner, Leo G. und der Romanschriftstellerin Emil Marriot. Lindner und G. machten mir den Hof. Lindner hatte etwas unendlich Schwermütiges und machte auf mich einen gewissen Eindruck. Bis er mir eines Tages gestand: wenn er so häufig zu mir in die Ausstellung käme, so sei dies nur, weil er eine tiefe, unglückliche Liebe habe und im Gespräch mit mir ein Palliativ gegen seine Schmerzen suche. —

Mit G. machte ich eine Partie nach dem Kahlenberg. Dort mußte ich zu meinem Schmerz erkennen, daß er nichts weiter suche (gottlob

aber vergebens) als ein Abenteuer mit einer „Dame". Keine erfreulichen Erfahrungen.

Und dann hatte ich noch eine große Aufregung mit dem Böhmen Ludvig L., meinem Sylter Freund. Er war eigens nach Wien gekommen, um meine Kunst kennenzulernen, und war in seiner aufgeregten Art unendlich davon eingenommen; fand aber, daß das Wiener Publikum sich viel zu kühl ihr gegenüber verhalte. So beschloß er, dem Abhilfe zu schaffen.

Eines Morgens, nachdem er sich am Abend heimlich hatte einschließen lassen wollen, was ihm mißglückte, fand ich ihn vor meiner Kirke, einen Revolver in der Hand. Er wollte sich davor entleiben, um der Ausstellung eine Sensation zu schaffen.

Nur mit Mühe brachte ich ihn wieder zur Vernunft, glaubte das wenigstens. — Nach ein paar Tagen prangten plötzlich an allen Plakatsäulen blutrote Riesenanschläge „Hermione von Preuschen, das genialste deutsche Weib, hat eine Ausstellung im Wiener Kunstverein. Es ist eine Schande, wie wenig sich die Wiener dafür interessieren — sie sollte nach Prag kommen, dort würde sie besser verstanden. Ein Tscheche in Wien."

Als ich es zuerst entdeckte, war ich entsetzt, denn ich sagte mir, daß meine Feinde dies für einen Reklametrick meinerseits halten würden. Ich stürzte in das Plakatbureau; die Anschläge waren für acht Tage bezahlt; ich bezahlte das Doppelte, sie verschwinden zu machen. Mittlerweile erschienen in allen Blättern gehässige Artikel gegen die Tschechenfreundin. Bis sich endlich die Wiener „Zeit" meiner erbarmte und berichtete, daß ein Herr Ludvig L. auf ihrer Redaktion gewesen sei und gebeten habe, den gleichen Text als Inserat zu bringen, sie sich aber geweigert hätte. Daß es offenbar ein Geistesgestörter gewesen sei, der, wie sie eben erfahren, an schwerer Gehirnentzündung darniederliege. Das rettete mich einigermaßen. Trotzdem erhielt ich an jedem Tag Dutzende gehässiger Zuschriften, in einer sogar, mit Schreibmaschine, die Androhung, mir bei der Abreise einen tüchtigen Denkzettel zu geben.

Meine Wiener Erfolge waren mir dadurch etwas vergällt, und ich reiste unter Freundeseskorte und Herzklopfen ab.

Das war im Frühling. — Im Herbst wollte ich nach Korfu und Athen, bekam aber die Aufforderung, im Bösendorfer Saal in Wien

Gedichte zu sprechen. Ich dachte, die Tschechenaffäre sei längst vergessen, und sagte zu. Meine Gedichte waren die letzten des Abends. Aufgeregtes Fußscharren empfing mich. Nach dem zweiten Gedicht erhob sich plötzlich ein Höllenlärm auf Schlüsseln und Pfeifen und aufgeregte Zurufe: „Halts Maul, dumme Gans, halts Maul, Tschechenfreundin!"

Da reckte ich mich höher und sprach mein eben begonnenes Gedicht:

Meine Seele

Nun bricht sie ihre Bande,
Spannt weit die Flügel aus
Und fliegt durch Todeslande
In's unendliche Leben hinaus.
Die Flügelenden schleifen
Lang hinter ihr im Kot — — —
(Mit Handbewegung nach den Schreiern)
Die Spitzen aber greifen
Hinauf in's Morgenrot.

Dann rauschte ich aus dem Saal. Es war wirklich ein glänzender Abgang. Draußen umarmten mich die aufgeregten Komiteedamen und versicherten mir die Journalisten, die unangenehme Sache vertuschen zu wollen. — „Warum?" fragte ich stolz, „ich bitte Sie um das Gegenteil". — Aber sie: „Das ist unmöglich — denn es ist eine zu große Schande für die Wiener." —

Am andern Tag sah es in meinem Zimmer wie bei einer Primadonna aus: die herrlichsten Blumen und Kränze hatte man mir gesandt, zum Zeichen, daß man nicht zu den Skandalisten gehöre. Mir hatte die Sache viel Freude gemacht, und ich dachte oft daran unter dem griechischen Himmel. — Der arme Ludvig L. wurde seinerzeit nach seiner Genesung in eine Heilanstalt überführt. Von dort schrieb er mir, er wolle die Kirke kaufen. Nach einigen Jahren erhielt ich eine Postkarte von ihm aus dem Kaukasus. „Ich habe meinen Onkel beerbt und wohne hier in der herrlichsten Natur. Könnten Sie sie sehen und malen." Ich schrieb ihm wieder, aber nach einigen Wochen kam mein Brief als „unbestellbar" zurück. Danach habe ich niemals mehr von ihm gehört. — —

Münchner Ausstellung — Schweiz — Spanien — Portugal Madeira — Johanna

Im nächsten Sommer fuhr ich mit Helene von Monbart (Hans von Kahlenberg) oder, wie sie in der Familie genannt wurde, mit „Stilzchen", nach einer „Extraktschweiz". Wir suchten uns so ziemlich das Herrlichste aus: Rhonegletscher, Eggishorn mit Marjelensee, Chamounix, Gornergrat. —

Ich hatte gerade eine große Münchner Ausstellung in den Kaimsälen hinter mir, bei der ihr Direktor, Baron Auffeß, als „Stimmungsmacher" an jedem Nachmittag Wagner spielte. Die Ausstellung war vom Prinzen Ludwig, dem späteren König (mir gütig vom Prinzregenten als Stellvertreter gesandt) quasi eröffnet und hatte einen großen Erfolg gehabt. So groß, daß mein einstiger Lehrer Ferdinand Keller (den ich in seiner Villa am Starnberger See aufsuchte) darüber ganz gereizt spottete.

Johanna war für solche Ausstellung als Sekretärin sehr gut zu gebrauchen. Der guten Seele hatten meine Münchner Erfolge ordentlich den Kopf verdreht. —

Nach vier Wochen Schweiz komme ich morgens früh sehr erfrischt von der Reise, doch ermüdet von der Nachtfahrt, in den Waldfrieden zurück und bitte Johanna, mir etwas zu essen zu bringen, ich war völlig ausgehungert. Sie entfernt sich eiligen Schrittes nach der Küche, es dauert aber so lange, bis sie wieder kommt, daß ich das Büfett mustere und drei bis vier kleine weiß und rosa Kekse aus dem silbernen Kuchenkorb, in den sie stets hineingelegt wurden, aufzuknabbern beginne. Doch sie schmecken so bitter, daß ich nach den vier Stücken nicht weiter esse. Endlich, als die treue Johanna mit einem Imbiß erscheint, frage ich: „Woher haben Sie die Kekse?" — „Haben denn Frau Baronin die nicht selber gekauft? Sie standen im Korridor, in einer kleinen Schachtel."

„Da wird's wohl Rattengift gewesen sein, das Frau Kwiet dorthin gestellt hat — ich habe diese Kekse nicht gekauft. Gehen Sie sofort hinauf zu fragen."

Johanna geht tiefempört ab.

Nach einigen Minuten kommt sie sehr kleinlaut zurück: „Es ist Rattengift!“ —

Das war nach meiner Rückkehr die erste Unschuldstat ihrer treuen Seele.

Mir wurde bald sehr schlecht zumute, und ich ließ den Arzt kommen. Der machte ein bedenkliches Gesicht. „Strychnin und vier Kekse! An zweien davon ist neulich ein zwölfjähriges Kind gestorben.“

Ich war drei Wochen krank, konnte nichts vertragen und verdauen, war bettlägerig und in ärztlicher Behandlung.

Danach wurde ich wieder gesund, und der Arzt gratulierte mir zu meiner Bärennatur. —

Mit einer einzigen Bewohnerin von Schmargendorf hatte ich Freundschaft geschlossen, mit der bekannten Nietzschefreundin Lou Andreas-Salome. Sie kam sehr oft zu mir, hatte auch für Klein-Inge eine große Liebe und beobachtete sie bei ihrem stillen Spiel in einem Atelierwinkel, brachte ihr auch russische Bilderbücher und Eskimopuppen. Eigentlich glaube ich jetzt, daß ich ihr eine Art Probierkaninchen war für die Leiden der weiblichen Psyche und Physis. Ich lernte sehr viel von ihr. Leider bekam ihr Mann einen Ruf nach Göttingen — ich habe sie nie wieder gesehen. Aber damals freute sie sich, wie sie stets sagte, an meiner „hanebüchenen Echtheit“ — im Gegensatz zu allem Perversen des modernen Lebens.

Und dann fuhr ich wieder mit „Stilzchen“ auf einem Frachtdampfer nach Lissabon. Von dort bereisten wir Portugal. Danach Spanien. In Granada feierten wir Weihnachten. Es war so kalt, daß am Brunnen des Löwenhofes in der Alhambra vierzehn Tage lang die Eiszapfen hingen. Aber die Alhambra begeisterte mich so sehr, daß ich mir vornahm, baldmöglichst im Sommer hinzukommen und zu malen.

Wenn die Granaten blühen, ist's ja in Granada am schönsten! Bis heute hab' ich diesen Plan nicht ausgeführt — es kam stets etwas anderes dazwischen. Aber ich schwelgte in Spaniens Landschaften und Kunstschätzen. Lästig war mir nur, wenn ich abends todmüde nach Hause kam, das Konversationmachen und Geistreich-sein-müssen.

Darnach fuhr ich noch nach Madeira, wo ich zwei berauschend schöne Frühlingsmonate verlebte. Die erste Nachricht, die ich dort vorfand, war die wenig erfreuliche Kunde, daß von meinen Bildern, die von einer großen, ziemlich viel Aufsehen erregenden Sonderausstellung bei Blanch in Stockholm zurückgekommen waren, fünf große Kisten mit monumentalen Rahmen abhanden gekommen waren. Es war eine sehr beträchtliche Schädigung von Tausenden: die Rahmen haben sich trotz jahrelanger eifrigster Nachforschung niemals wiedergefunden, waren wie vom Erdboden verschluckt. Ich muß seither die großen Bilder nur mit jämmerlichen Ersatzrahmen oder richtiger: mit Rahmenersatz ausstellen, was ihre Wirkung stark vermindert. —

Vor der Abreise hatte ich Johanna zweihundert Mark für meine letzte Rahmenrechnung für kleinere Studien und dreißig Mark für die Feuerversicherung gegeben.

Eines Tages werde ich sehr unsanft durch einen Brief der Frau Kwiet vom „Waldfrieden“ aus meinem Madeirarausch aufgeweckt.

„Nein, das konnte ich Ihnen doch nicht antun, Ihre herrlichen Sachen, im Wert von über zweitausend Mark, wegen der zweihundert Mark Rahmengeld pfänden und verschleudern zu lassen. — Ihr großer persischer Teppich, der venetianische Kronleuchter und das Pianino! Die Käufer waren schon versammelt, Milchfrau, Briefträger und so weiter. Der Exekutor sagte gerade: „zum dritten- und letztenmal“, da brachte ich ihm die zweihundert Mark für den Rahmenmacher, die ich mir verschafft hatte. Johanna hat nämlich ihrer Freundin Dina das Geld gegeben.“ —

Die gute Seele tat in der besten und lautersten Absicht vieles, was schlimm hätte auslaufen können.

Nur mühsam kam ich wieder in die alte Reise- und Arbeitsstimmung auf Madeira zurück. Ich machte dann noch Ausflüge ins Innere, nach Gran Curral und Rabaçol, die mir einzigartig in der Erinnerung stehen. Rabaçol zwischen Riesenwänden, die nur einen Eingang durch einen natürlichen Felsentunnel haben. Ein Gebirgstal mit nichts anderem als blühenden Lorbeerhängen und hundert Arten Farnen in Bäumen und Stauden. Ungefähr fünfzig riesige Wasserfälle stürzen mit wilder Wucht

in diesen Felsenkessel von den himmelhohen Wänden. Und das Ganze leuchtend grün, schäumend und brausend. Eine Landschaft wie von einem anderen Stern.

Auf dem Rückweg malte ich dann noch ein paar Wochen in Cintra bei Lissabon, in den herrlichen Parks von Monserrat und Penha verte. —

Als ich wieder in die Heimat kam, begrüßte mich Johanna freudig. Sie hatte Dina auch Bettzeug und Silber geliehen. Nur mit den größten Schwierigkeiten erhielt ich es zurück. —

Die Brutmaschine

Eines Tages las ich einen Roman von H. M. Ich las ihn wieder und wieder — ich war völlig berauscht davon, ich kannte bald die schönsten Stellen auswendig. Und ich glaubte, meiner eigenen Wesenheit nach, der Mensch, der das geschrieben, müsse mein Freund werden und sein. Das sei der einzige Mensch auf der weiten Welt, der sich hierzu eigene.

Ich schrieb ihm in diesem Sinne. Der Schriftsteller war sehr geschmeichelt. Seiner Eitelkeit tat diese bedingungslose Bewunderung einer verständnisvollen Frauenseele wohl; er schrieb mir wieder, längere und immer längere Briefe. Manchmal kopierte er mir ganze Kapitel aus seinem neuen Roman. Oder er schickte mir Novellen im Manuskript. In der einen schwelgte ich geradzu. Wie war dort Italien verstanden, mit wenigen Strichen der Extrakt einer Landschaft wiedergegeben. Ich erinnere mich z. B., daß er die weichen Höhenzüge um Florenz mit den Schwellungen eines Frauenbusens vergleicht. — Ja, ich nahm alles im Stil und in der Phantasie, im ganzen Schaffen des H. M., für höchste persönliche Eigenart, für die tiefsten Äußerungen des ganzen Menschen. Und war doch nur die Mache eines genial Dekadenten — ohne eine Spur von persönlichem, innerstem Menschenwert. Welche Schmerzen aber sollte mich diese Erkenntnis kosten! Wenn ich heut an jene Zeit zurückdenke, begreif' ich's gar nicht mehr, wie ich so töricht gläubig und so kinderblind sein konnte nach all meinen schweren Erfahrungen! Ach — es ist ja kein Verbrechen, einen Homunkulus ernstnehmen — aber wieviel bittere Tränen hat es mir gebracht. Wie konnte ich nur so blind und töricht sein? Wie konnte ich nur??

Damals aber, ehe ich ihn persönlich kannte, lebte ich in einem Rausch von Seligkeit — wie in goldener Wolke lebte ich! —

Endlich verabredeten wir eine Zusammenkunft in Tirol. In Bozen wollten wir uns kennenlernen und dann gemeinsam nach Mitterbad über Lana fahren, in das Tiroler Bauernbadl, in dem der Kaltwasserdoktor von H. kurierte, der Hof- und Leibarzt von H. M.

Ich vergesse nie seinen ersten Besuch bei mir in Bozen. Steif war er, als hätte er einen Ladestock verschluckt, korrekt geschniegelt und gebügelt, mit Habyschnurrbart und pomadisiertem Haar. Seine Züge kannten das Lächeln nicht. Alles, was er sprach, war trocken und abgehackt.

Mein erster Gedanke war: „Was soll ich glühender Strom an diesem Eismeer?"

Am zweiten Tag wollte er mich nach Schloß Runkelstein abholen. Er brachte einen Bekannten mit, einen Studenten, Christoph von H., den Sohn seines Arztes. Ein schöner, draufgängerischer Naturbursche. Ich war innerlich empört, daß M. nicht allein kam. Dann amüsierten sich die beiden über die mittelalterlichen Fresken der Tristansage an den Wänden des Schlosses, auf denen Isolde bald an Tristans, bald an König Markes Seite ruht. —

Am dritten Tag wanderten wir zusammen in glühender Sonne von Lana nach Mitterbad empor. Ich kam dem Menschlichen in meinem neuen „Freund" nicht näher.

Aber — hatte er mir nicht selber geschrieben: „Mein Persönliches wird Sie enttäuschen. All meine Seele, mein bestes Leben, all meine Sehnsucht geht in meine Bücher. Als Mensch bin ich eine Null." Konnte denn das möglich sein? Waren nicht Mensch und Künstler eins? Wie konnte man denn schreiben, was man nicht menschlich fühlte und empfand, liebte und haßte? Ja, die Lou Andreas-Salome hatte recht, vom „Hanebüchenen" in mir zu reden — ich konnte nur langsam die Perversität des Dekadenten, das Gemachte und Gekünstelte seiner wunderbaren Bilder erkennen und begreifen.

Wenn man nicht mehr an den echten Aufschwung der Künstlerseele glauben konnte, was war dann noch echt und wahr in diesem Leben? Hatte M. mir nicht sein Buch geschickt mit der Widmung „Der, die im gleichen Tempo lebt." Wie glücklich hatte sie mich gemacht. Und das waren seinerseits auch nur leere Worte gewesen.

Droben im „Badl" waren zwar unsere Zimmer im selben Flügel, ich sah aber den „Freund" selten allein. Meist waren wir in Gesellschaft des munteren Doktors und seiner acht Kinder. Bei Tisch (wir saßen freilich nebeneinander) sprachen wir nur vom Essen; das heißt, er führte die Konversation darüber, was er seinem Körper anbieten dürfe und müsse, damit seine geistige Produktion vorwärts schritte. Wenn er einen Tag weniger gut gearbeitet hatte, war er überzeugt, es läge an unpassender Nahrung oder einem allzu angeregten Gespräch. — Einmal nach dem Abendbrot gingen wir beide noch bei Sternenschein spazieren. Das war sehr viel bei seiner steten Erkältungsfurcht.

Nun, dachte ich, würde er endlich ein paar herzliche Worte finden, daß er dem Geschick dankbar sei, daß wir uns gefunden, daß er sich freue über mein Verständnis seines Genies, wie er das doch in seinen Briefen unaufhörlich ausgesprochen hatte. Einmal sogar hatte er sich darin zu dem Bekenntnis verstiegen, er sei durch unser Finden an seiner Theorie der absolut bedingten inneren Einsamkeit jedes Menschen irre geworden. —

Wir gingen am Abhang auf und nieder. Von weitem klang das Grammophon, um das die Bauernkurgäste sich drängten. Nun muß es kommen, dachte ich: Ein freundliches, herzliches Wort.

Aber er: „Ich wollte Ihnen schon lange sagen, daß Sie mich völlig verkennen. Sie erwarten viel zuviel von mir als Menschen. Ich schrieb es Ihnen ja — ich lebe nur für mein Werk. Dem hüte ich meine ganze Seele, meine ganze Kraft. Wenn ich sie teilen würde in Kunst und Leben, käme meine Kunst zu kurz — denn ich gehöre nicht zu den Starken, den Überschäumenden — ich bin ein Dekadent, der letzte Sprößling einer müden Rasse. Meine Mutter war eine Spanierin. Diese letztere gab mir die glühende Phantasie. Aber weiter nichts. Und mir wird es immer klarer — ich kann gar keinen Menschen brauchen, der mir irgendwie näher steht — denn das würde mich viel zu sehr ablenken; ich kann im höchsten Fall nur „angenehme Fremde" brauchen, die mir über eine arbeitsunfähige Stunde forthelfen, weiter nichts."

„Weiter nichts", wiederholte ich leise, „also sind Sie eigentlich gar kein Mensch, sondern ein Kunstwerksautomat. Das Essen, der Nickel, wird hineingeschoben. Dann drücken Sie auf den Knopf, und das Kunstwerk fällt heraus. Sie sind das Gegenteil von allen großen Künstlern in und vor Ihrer Zeit, die nur durch Leiden, Zerren und Kämpfen unter tausend Schmerzen ihr Schaffen eruptiv emporschleudern wie der Vulkan die glühende Lava. Sie sind wirklich der Künstler der Zukunft. Wie die künstliche Kinderbrutmaschine ist Ihr Körper nur die künstliche Brutmaschine für Ihre Werke."

„Es ist so," sagte er, „ich kann es nicht leugnen, nur Sie wollten das niemals glauben. Zum Freund bin ich nicht geschaffen."

„Gute Nacht", sagte ich leise und schlich in meine Kammer. Und die Tage wurden immer trostloser. Hundertmal faßte ich den Plan abzureisen, stets aber war ich zu feige, ihn auszuführen. Könnte ich diese bitterste Einsamkeit ertragen? Preisgegeben allen Dämonen meiner Seele. Endlich brütete mein Hirn ein Buch darüber aus. Und mit fliegenden Pulsen schrieb ich es in einer Woche nieder. Das war meine seelische Rettung! Ich schrieb von früh bis spät. Dann gab ich's ihm zu lesen. „Es ist ein starkes Buch," sagte er, „und Sie müssen mir dankbar sein, daß ich Ihnen dazu verholfen habe." — „Ja, nun ist wirklich die ‚angenehme Fremde' für Sie erreicht", lächelte ich bitter.

Das Buch hieß „Die Tragödie des Weibes" und erschien anonym. Einen Winter lang wurde es zum Modebuch in ganz Berlin. Dann wurde es wieder vergessen. *πάντα ῥεῖ* — alles fließt.

Aber sein Bitterstes hatte ich an mir selber erprobt: Dreifach Fluch dem Weib, dessen Genie nicht sein Weibtum niederzwingen kann. Tausend Tode sterbend muß sie daran verbluten.

Und eine andere Erkenntnis ging mir auf, und es schrie in mir Tag und Nacht: Du hast umsonst gelebt — denn was du brauchst, das Echte und Tiefe und das Einheitliche, das gibt es nirgends außer bei dir und deinem Toten. Alles andere ist Stückwerk — kleine Seelen — kleine Liebe — kleine Sinne — — getrennte Wirtschaft allüberall. — — —

Christl und Griechenland

Ich malte nun viel, Christl v. H., der Doktorsohn, bat mich, ihn als „Christl vom Ultental" zu porträtieren. Mit seinen dunklen Augen schmeichelte er sich in mein trostloses Herz. Dann nahm er mir fast gewaltsam Seele und Sinne. Ich wußt' es wohl, daß es kein dauerndes Glück werden konnte, die reife Frau und der Jüngling. Aber ich verschloß meine Vernunft. — Er war sehr begabt, und mein phantastisches Herz spielte mir wieder den Streich, daß ich glaubte, meine Liebe könne ihm die Größe geben. Wir trafen uns dann für drei selige Tage in Riva. Später erfuhr sein Vater von der Sache und empörte sich darüber. Ich schrieb ihm aber einen geharnischten Brief, daß er mir nur dankbar sein könne, wenn sein Sohn durch mich emporgezogen würde, statt im Strudel Wiens allen Versuchungen zu erliegen. Er antwortete mir tief gerührt und gab unserer Freundschaft seinen Segen bis zum Tod. Sie dauerte ein Jahr und brachte mir unendliche Schmerzen. — — Ich ging wieder nach Korfu. Christl besuchte mich dort und wurde bald der Abgott aller Kinder, die hinter ihm herliefen. Er hielt gratis Sprechstunden und kurierte gratis — er war der geborene Kinderarzt. Meine besten Gedichte aus „Kreuz des Südens" sind damals entstanden. Unter andern jenes:

Die Knospen schwellen.

Verhüllt und verschleiert der Berge Pracht,
Kein Licht auf der schweren Cypressen Nacht,
Nur die Knospen an starrenden Zweigen
Stehen verhüllt und schweigen.
Sie schweigen in blauender Lenzeszeit,
Sie wachsen hinein in die Seligkeit –
Die Knospen schwellen und schweigen!
Kommt endlich die Nacht, da in Liebesarm
Am Berghang ich lehne, so selig warm,
Unter goldnen Orangenzweigen?
Und die Blüten schlagen die Augen auf,
Und es schauert ein leuchtender Lenz herauf? –
Die Knospen schwellen und schweigen.

Und viele aus dem „Flammenmal". Ich fuhr später noch nach dem Sapphosprung auf Leukos und nach Ithaka. Eine sehr komische Reisegesellschaft hatte ich gefunden in einem uralten Dr. Reitmeyer aus München und meinem bäuerlichen Wirt Stavro aus Gasturi. Der eine fürchtete sich allein vor dieser Reise und der andere, der „Dolmetsch", versagte, weil ihm all die neuen Eindrücke „die Red' verschlugen". Schließlich wanderte ich ganz allein die neun Stunden nach dem Sapphosprung mit einem kleinen Griechendoktor, Aristomenes. Es war mir eine Erleuchtung, der Blick vom Sapphosprung in die türkisblauen Wogen, von schäumendem Gischt bis auf die höchsten Klippen umsprüht. — Dann fuhr ich weiter nach Ikea Delphi, wo mir damals schon die erste Ahnung meines späteren Romans „Pythia" aufdämmerte. Olympia und der Hermes überwältigten mich fast. Auch in Korinth und Akrokorinth schwelgte ich in Künstlerwonnen. Athen zum zweitenmal genoß ich noch ganz anders, viel gründlicher und tiefer als das erstemal im vergangenen Jahr, nach dem Dalmatiner Stilleben. Am hehrsten aber schien mir die Akropolis bei Vollmond. — Ich traf mich in Athen mit „Katharina", meiner Reisegenossin von Schottland, aber sie machte mich bald nervös mit ihrer männersuchenden Art. Doch daß ich nun, dank meinem zweimaligen mehrmonatigen Aufenthalt auf Korfu und dem Plaudern mit Stavro, mich sehr gut in Neugriechisch verständlich machen und in jedem Xenodochion alles, was ich wollte und brauchte, fordern konnte, gab mir Genugtuung. Nun waren die sechsfachen Sprachkenntnisse erreicht.

Wir fuhren dann noch nach Konstantinopel. Skutari und Bulgurlu machten mir dort den tiefsten Eindruck. Und der Bazar. Und die Konstantinopelhunde, die jetzt abgeschafft sind — und die Prinzeninseln!

Fürstenart

Auf dem Rückweg und Umweg fanden wir auf dem griechischen Schiff keinen Platz. Es war alles besetzt, außerdem sollte der Großherzog von Hessen mit Gefolge darauf reisen, ohne vorherige Anmeldung. Katharina und ich hatten die Wahl, entweder im Speisesaal zweiter

Klasse zu nächtigen oder im gemeinsamen Schlafraum mit acht Kellnern. Allerdings mit durch Leintücher abgesteckter Eigenkabine. Wir zogen die Kellner vor. Tagsüber wanderte ich, noch recht übernächtig, mit riesengroßen, griechischen, rotledernen Schnabelschuhen angetan, auf dem Deck umher. Ich kam an einem Herrn vorbei, der deutsche Zeitungen las. Er sah mich an und lächelte. Dann sprachen wir zusammen. „Ich denke mir, Sie müssen Hermione von Preuschen sein", meinte er. Und ich: „So wie ich glaube K. H. den Großherzog von Hessen vor mir zu haben."

„Stille," sagte er, „ich fahre ja inkognito."

Und dann kamen wir in immer eingehenderes Gespräch. Der Fürst, der gerade von Indien kam, meinte, er könne gar keine „Bleichgesichter" mehr sehen, sie schienen ihm wie ausgegrabene „Mehlwürmer".

Dann erzählte ich von dem Bild, das mich augenblicklich tief beschäftige, das ich demnächst malen wollte; „Moloch Liebe", der vor einem Schädelmeer die Brandfackel schwingt. Er schien begeistert von der Idee; ich sagte, daß ich in den Zypressenwäldern von Korfu schon die ersten Studien hierzu gemacht hätte. Ich solle ja das Bild, wenn beendet, nach Darmstadt schicken, der Fürst wolle sehen, was er dafür tun könne.

Wir plauderten stundenlang, von allen Höhen und Tiefen, bis die Tischglocke tönte und uns trennte. Andern Tages ging ich mit Katharina an Land — noch ganz begeistert.

Aber ich hatte in der Nacht noch ein paar Zeilen geschrieben, daß ich Königliche Hoheit bäte, meine Gedichte zu Füßen legen zu dürfen und — hier ging mir die Phantasie durch — daß, wie Michelangelo und Vittoria Colonna Freunde gewesen, auch ich hoffe, daß Künstlerin und Fürsten ein Freundesband für alle Zukunft verbände.

Das hätte ich nicht tun dürfen. Das brach mir bei dem Großherzog den Hals. Von der Zeit an kannte er mich nicht mehr; ließ sogar zwei Blumenstücke von mir, die er bei seinem Regierungsantritt gekauft hatte, aus dem Museum in hintere Räume verbannen. Das verscherzte mir auch die Gunst der Fürstin Erbach. In Darmstadt war ich von da ab für alle Zeiten auf den Index gesetzt.

Die menschliche Kaiserin Friedrich hatte mich vergessen lassen, daß man zu gekrönten Häuptern — und seien sie noch so huldvoll — niemals wie zu seinesgleichen reden dürfe.

Das war wieder ein Erlebnis, meine Bitterkeit zu vertiefen.

„Ein gewöhnlicher Herr von H..."

Zu Hause, im „Waldfrieden", arbeitete ich nun an meinem „Moloch Liebe". — Christl besuchte mich für ein paar Tage, doch war ihm Schmargendorf nur das Sprungbrett, um Berlin und seine Kliniken kennenzulernen; er erkältete sich auf der Elektrischen und zog mit Protest aus dem „Waldfrieden", weil es dort „feucht und kalt" sei und er dabei „unmöglich gesund werden könne". Er sagte das mit so bösem Ausdruck, daß mir's plötzlich durch den Sinn fuhr: Das ist ja das vollendete Molochmodell.

Im Herbst ging ich nach Sulden und wollte mich trainieren, den Ortler zu besteigen. Beim Abstieg von der Düsseldorfer Hütte stürzte ich im Schneetreiben und kam nur mühsam mit Hilfe von zwei Touristen nach Sulden zurück. Der dortige Arzt konstatierte einen leichten Kniescheibenbruch. Es war anfangs nicht schlimm, doch da ich wieder ausgehen durfte, machte ich bei dem Prachtwetter eine kleine Bergtour. Dadurch entzündete sich die beschädigte Stelle, und ich mußte nun in Gipsverband. Als die Saison in Sulden endigte, mußte ich nach Meran geschafft und dort drei Wochen im Rollstuhl gefahren werden. Zur Erholung ging ich dann ins Grandhotel nach Trient. Christl diente dort eben sein Jahr bei den Kaiserjägern und kam jeden Tag zu Tisch. Auch machten wir schöne Wagenfahrten zusammen. Dann ging ich noch für eine Weile zu meinen Freunden Scala nach Innsbruck. Ich reiste so viel und so lange, weil man mir die Kinder stets nach Höckendorf abbettelte.

Als ich diesmal zurückkam, war endlich Inge einmal wieder bei mir. Eines Tages kam ein Brief von Christl:

„Liebe Mio! Ich habe mich verlobt, bitte sieh nun wieder in mir einen gewöhnlichen Herrn von H..."

Ich war wie vom Donner gerührt und beschloß, noch in der gleichen Nacht nach Wien zu fahren und alle Einzelheiten zu erkunden. Inge gab ich derweilen zu Frau Kwiet, die sie mit offenen Armen aufnahm und nur ungern hergab, als ich sie nach zwei Nächten und einem Tag wieder von ihr zurückholte.

Ich wollte sehen, ob ich mir nicht wenigstens seine Freundschaft retten könne.

Morgens zehn Uhr erschien ich in der Wohnung Christls und seines Bruders. Ich mußte noch eine Weile warten, die jungen Herren schliefen noch. Aber ich mußte dann erkennen, daß Christls Liebe nur eine kurze Täuschung gewesen war. Mit tausend Schmerzen mußte ich's erkennen. Er brachte mich am Abend wieder zur Bahn und bestellte sich auf meine Kosten Rehbraten und Nockerl. Da erfaßte ich den Kern der Sache:

„Das Leben ist Tragödie nur und Farce."

Der Vater hatte damals seinen Sohn besser gekannt. Ich war ihm wirklich nur eine Episode gewesen. Aber eine Schönheitskur für mich waren diese Erfahrung und diese Gewaltreise nicht.

An der Riviera — In Korsika — Porto Venere

Meine Freundin, Fürstin Baratow, die mit ihrem neuen Gatten, dem Capitano Vernarecci, in San Remo weilte, lud mich ein, und ich beschloß, da ich Inge abermals für einige Wochen abgegeben hatte (Helga ging in Kiel, wohin H. versetzt worden war, in die Schule), meinen trüben Gedanken zu entfliehen. Es war sehr interessant und sehr lustig dort, aber furchtbar kalt in dem großen Palazzo. Das Ehepaar hatte ein feuerrotes Riesenauto, das aber eigentlich nur ein Schaustück war, in dem nur in San Remo hin und hergefahren wurde. Wir waren auch in der Villa Zirio bei der Gräfin Villeneuve zum Tee, und sie mußte mir alle Leidenstage des Kaisers Friedrich in den gleichen Räumen wieder vor die Seele führen. Jetzt wird wieder darin gelebt, gelacht, musiziert, geschwelgt, als wenn niemals der kaiserliche Dulder dort gelernt hätte, zu leiden ohne zu klagen. — —

Dann fuhr ich nach Nizza und wohnte in der Pension Carelli, derselben, in der ich einst mit meinem Gatten und seiner alten Dame abgestiegen war. Welche Erinnerungen! Ich ging auch in die Villa Primatice!

Wie anders, wie verbürgerlicht war diese jetzt geworden. Ich kam mir vor wie ein abgestorbener Geist, der auf Gräbern wandelt. —

Danach fuhr ich noch für einen Monat nach Korsika. Das entzückte mich, und ich habe viel dort gemalt. Aber mein Hauptgewinn war das menschliche Erfassen Napoleons. Wie ich in seinen Erinnerungen schwelgte: in Ajaccio, in seinem Geburtshaus, der Sommerwohnung droben auf der Höhe mit der alten Glycinia, dem Musee Fesch, dem früheren Garten der Bonaparte am Monte Salario. Und dann im wilden Corte, wo sein Vater und seine mit Napoleon schwangere Frau sich in die Felsenöden des Monte Rotondo flüchten mußten. Ja, Korsika gab mir viel, ich habe es auch sehr gründlich bereist und studiert und fand in jedem Korsen einen Embryo seines großen Landsmannes. Die großspurige Art, das Radamontieren, die leichte Erregbarkeit, den Größenwahn hatten alle Korsen gemein. Im Felsennest von San Bonifacio, das ich mit unsäglich beschwerlicher, zwölfstündiger Postfahrt von Bastia erreichte, fand ich dann im alten Oberst Ferton, seinem Kommandanten, einen liebenswürdigen Gelehrten und würdigen Freund.

Von Bastia brachte mich das Schiff nach Italien. Ja, reisen war mir bald das einzig Befriedigende in meinem Leben.

Von einer schönen Studienreise vergaß ich zu erzählen, die ich im vorigen Frühling nach Porto Venere am Golf von Spezia unternommen hatte. Konrad hatte stets davon geschwärmt; ich fand auch alle meine Erwartungen übertroffen und lag dort eigentlich den ganzen Tag auf dem Wasser, malte die korallenumsäumte Grotte und die wilde Felsenschau von der Stelle, an der Byron seinen Korsar komponiert haben soll. Ich wohnte auch in dem schlichten Albergo in einem alten Palazzo, von dem man annimmt, daß er Byrons Wohnstätte war. Es war alles mit Stimmung getränkt, bis zu der kleinen Zauberinsel Palmaria, deren rosa Marmorbrüche, die lange brach lagen, nun wieder in Betrieb kommen sollen. Dann werden sie allerdings die wundervolle Stimmung

der mannshohen, weißblühenden Erikawildnis gründlich zerstört haben. Auf dem Rückweg fuhr ich noch in die Marmorbrüche von Carrara, in denen Michelangelos Schatten mich umschwebte, und kehrte über Viareggio, das mondäne Seebad mit seinen blühenden Ginsterſteppen und der berühmten „Pineta", zurück. — In Porto Venere passierte mir etwas Sonderbares. Ich hielt Mittagsruh, als der Padrone an die Tür pochte und mich bat, bei fremden Herrschaften den Dolmetsch zu spielen. Ich tat es, und die Betreffenden kauften ein Bild. Andern Tages sagte ich scherzend zum Wirt: „Heute wecken Sie mich nur, wenn wieder ein Käufer kommt." Und er kam wirklich! Diese Geschichte würde ich keinem glauben, wenn ich sie nicht selbst erlebt hätte. — — —

Ich kann mir denken, daß der Leser meiner Geschichte den Eindruck bekommt, als sei ich eigentlich das ganze Jahr auf Reisen. In späteren Jahren war dies auch wirklich der Fall, aber im „Waldfrieden" weniger. Ich hatte dort das Gefühl so tötender Einsamkeit — fast immer ohne die Kinder und mit all den neuen bitteren Erlebnissen — daß ich mich stets wie von Furien gehetzt fühlte und den einzigen verhältnismäßigen inneren Frieden auf meinen bunten, wechselreichen, strapazen- und schönheitsvollen Reisen empfand.

In jener Zeit schrieb ich die Gedanken über Einsamkeit, die ich nun folgen lasse. Sie geben wie nichts anderes ein klares Bild meiner damaligen Stimmung. Eigentlich gehen ja die Einsamkeit und die Sehnsucht seit frühester Kindheit durch mein Leben. Sie machten mich ruhelos und unglücklich, bis ich Ihn gefunden hatte. Fünf Jahre an seiner Seite fand ich dann Frieden, Glück, Entfaltung. Aber Konrad kannte mich im tiefsten: „Wie unglücklich wirst du sein, wenn ich tot bin," sprach er oft, „deine Seele braucht Verständnis und Liebe. Und du wirst immer suchen und niemals finden. Du wirst suchen bis zum Tod."

Aber ich suche schon lange nicht mehr. Darin hat er sich geirrt. Ich will heute nichts mehr von den Menschen. Ich habe zu viel Bitteres und zu viel Verächtliches von ihnen erfahren. Und zu viel Verbrecherisches und Gemeines. (Aber ich habe noch von vielen Prüfungen und Schicksalsschlägen zu berichten.)

Ach, ich habe die Hoffnung verloren! Ich glaube nicht mehr daran, daß ich die Welt zu mir zwingen kann, und das ist mir das Bitterste, ach das Allerbitterste. Denn dann habe ich umsonst gelebt und umsonst gelitten. Und das lähmt mir die Hand und die Phantasie — es lähmt mir die Seele.

Die Adoption

Die alte Dame und ihr ständiger heißer Wunsch, die Kinder um sich zu haben, wuchs sich immer mehr zu einem Konflikt zwischen Versagen und Gewähren aus. In jedem Sommer bat sie so herzbrechend, ihr noch dies eine letztemal vor ihrem Tod Helga und Inge nach Höckendorf zu überlassen. — Helga ging schließlich in Danzig in die Schule, wo mein Schwager H. Werftdirektor geworden war. Er wollte die beiden Kinder an Kindes Statt annehmen, und ich konnte mich nicht dazu entschließen, sie herzugeben. Sieben Jahre gingen die Verhandlungen hin und her, bis ich endlich, endlich, durch das Leben und den Rat meiner Freunde Sudermann und anderer mürbe gemacht, dem „Glück" der Kinder mich nicht mehr in den Weg stellte.

Henning H. sagte, er habe wie Jakob um Rahel sieben Jahre um Helga und Inge gedient. Wie ich gelitten in diesem Konflikt von Liebe und Vernunft — durch sieben Jahre — Worte vermögen es nicht zu sagen. Immer rastloser machte es mich. — Kein Glück, kein Friede, keine Liebe, keine Kinder. Einsamkeit, die furchtbare, bedrückte mich immer mehr. Manchmal war ich mit all diesem dem Wahnsinn nahe. Aber noch immer hoffte ich ja, daß ich schließlich die Welt dennoch zu meinen Füßen zwingen würde. War ich nicht trotz allem glücklich, da ich noch an mich glaubte und an meinen Stern? — — —

Helene von Monbart riß alle Wunden meiner Seele wieder auf, als ich mich schon fast entschlossen hatte, die Kinder H.'s zur Adoption zu überlassen. — „Wissen Sie denn nicht, daß Sie Ihr eigen Fleisch und Blut ins Haus Ihrer Todfeinde geben? Daß sie Ihnen entfremdet werden von Anbeginn?"

Ach, was sollt' ich tun? Was sollt' ich tun?

Schließlich gaben die Kinder selber den Entscheid. Sie baten so jämmerlich, sie doch „herzugeben". Sie seien so glücklich dort. Dieselben Kinder, die mir dann später den Vorwurf machten, ich hätte sie „verkauft"! — Verkauft habe ich sie auch wirklich, um das Linsengericht ihrer sorglosen Zukunft. Denn mein Schwager setzte sie bei der endlich errungenen Adoption zu seinen Erben ein. Er versprach mir schriftlich, beide mindestens sechs Wochen in jedem Jahr zu mir zu schicken, nach der Einsegnung je ein Jahr — und sie ferner ihrer Mutter nicht nur nicht zu entfremden, sondern in ihrem Sinn und der Liebe zu ihr zu erziehen!

Warum ließ ich mir diese Versprechen nicht gerichtlich geben? Wie konnte ich noch an einen Menschen glauben, nach allem, was ich schon an Menschenwert erlebt hatte! Noch glaubte ich in rührender Harmlosigkeit, daß der neue „Vater" Wort halten würde mit seinen Versprechungen.

Die Adoption war nun vollzogene Tatsache.

Nach siebenjährigem Kampf! — Ja, ich hatte meine Kinder wirklich um das Linsengericht ihrer sorgenlosen Zukunft „verkauft". Denn ich selber war ja ohne eigenes Vermögen; die wenigen Ersparnisse von mir und Konrad würde ihre Erziehung verschlingen. Und wer sagte mir, wie es mit dem Verkauf meiner Bilder in der Zukunft sein würde? Dann stünden sie mittellos, vielleicht vor dem Gespenst der Sorge. Es war gewiß das Beste für die Geliebten, vom sicheren Hafen aus auf das wild brandende Lebensmeer zu schauen.

Wenn je ein Entschluß mir schwer geworden ist, so war es dieser. Und wie tausendfach sollte ich ihn später bereuen.

Bitter war mir auch meines Schwagers Forderung, daß die Kinder seinen Namen zu führen hätten. Sie heißen nun Helga und Inge von H. Und Konrad Telmann, der so stolz auf seinen neuerworbenen Namen war! Es stimmt mich auch wehmütig, hieran zu denken.

Meine Schwiegermutter hatte Ernst gemacht mit dem Sterben. Trotz allem trauerte ich ehrlich um ihren Tod.

Aber ich sollte Jahr um Jahr einen bitteren Leidensweg gehen, um die Kinder mit tausend Bitten und Demütigungen anfangs vierzehn Tage jährlich und dann in jedem Jahr kürzer zu Besuch gesandt zu

bekommen. In diesen Jahren zeigte mir die Einsamkeit ihr furchtbarstes Gesicht, und ich glaubte, ich müsse das Leben zwingen, mir eine Seele zu schenken — eine einzige Seele.

Die Monbart sollte recht behalten — ich hatte mein eigen Fleisch und Blut ins Haus meiner Todfeinde gegeben. Warum man mich dort haßte, habe ich freilich nie recht begriffen, ich habe der ganzen Sippe niemals etwas zuleide getan. Es wäre denn höchstens die Geschichte vom Frosch und Glühwurm. — „Warum speist du?" fragt der Glühwurm. „Warum leuchtest du?" antwortet der Frosch.

Auch das Leuchten ist mir im Laufe der Jahre vergangen.

Zwischenspiel

Wie Kinder sind meine tausend Sehnsüchte. Sie umzittern den Kreislauf meines Lebens mit bunten, schillernden Farben, wie Regenbogenspiel.

Bald licht, bald grell, bald zart, bald tief, hüllen sie mich ein wie in einen Mantel millionenfach sprühender Tropfen.

Tränentropfen!

Wie Kinder sind meine tausend Sehnsüchte! Wenn sie aber nicht mehr Kinder sind, sondern zu Männern geworden, Männern mit giftigen Pfeilen, dann schwirrt von jedem der tausend Bogen Pfeilgift in das wehrlose Herz, das daran verblutet — — tödlich langsam — tödlich sicher!

Wie erzene Männer stehen meine tausend Sehnsüchte, hüten mein wehrloses Herz, daß es noch nicht sterben darf von ihren tausend Todespfeilen — weil es noch nicht genug gelitten!

Wie Weiber sind meine tausend Sehnsüchte, boshafte, geifernde, brünstige Weiber. — „Schau auf uns, wir sind glücklich, und wir werden geliebt — du aber bist allein, bist einsam — einsam — und du sollst leiden!"

Und die Kinder und die Männer und die Weiber zerren an meiner einsamen Seele, fressen an ihr wie Harpyien und Schlangen.

— — — Wie Kinder stehen meine tausend Sehnsüchte!

Niobidenarme

Wie kann man sie erfassen, die Einsamkeit, wie kann man sie zwingen, uns zu segnen, wenn sie uns schüttelt, daß wir erstarren. Dann liegen wir wie betäubt und sehen nur den einen hellen Punkt — sie! Und dann sehen wir gar nichts mehr — und liegen wie in dumpfer Betäubung. Lebendig tot!

Und wir rasen durch die Welt — wir sehen das Höchste, das Schönste — aber es dringt nicht erwärmend in unser Inneres, wir können nicht zu ihm — dazwischen wälzt ein dunkler Strom schwere, eisige Wasser. Und auf den Wassern zieht sie vorüber, die dunkle Frau, die Einsamkeit, die Vernichterin, und ihre Augen glühen uns an, blank, erstarrend. Sie zieht vorüber, aber wir ziehen mit, wir halten gleichen Takt. Durch alle Süße des Lebens, die nicht für uns erblühte — an allen Düften, allen Wonnen vorbei. Ist das der Gipfel? Oder ist es schon der Abstieg, schneller und schneller, und es geht hinunter in die schaurigen Tiefen der Vernichtung? Wie mühevoll war der Weg — wie haben wir gesehnt und gebangt und gerungen und gedarbt und gearbeitet und gekämpft — von dem Erwachen unserer bewußten Jugend an! Wie haben wir uns herumgeschlagen mit all unsern Feinden. Unter die Füße wollten wir sie zwingen, der Welt den Stempel unserer Persönlichkeit aufdrücken. Immer weiter, Jahr um Jahr haben wir das gewollt. Und die Hoffnung schritt uns zur Seite und träufte Balsam auch in unsere Verzweiflung. Und sie stählte uns, gab immer wieder neue Kraft. Uns selber unbewußt! Wir wollten jung sein, wir wollten jung bleiben, innen und außen. Um als Sieger auf den Gipfel zu kommen, von seiner Höhe Umschau haltend die Welt zu meistern. Und wir stiegen — ach, zu was der pluralis maiestatis — (die Einsamkeit und ich), ich lernte und schaute, ich wirkte nach innen. Und ich fühlte, und mein Gefühl zermürbte meine Kraft. Als Kind sagten meine Eltern: „Sie hat kein Gemüt!" Da schämte sich das Gefühl und barg sich nach innen und scheute sich, sein Selbst zu zeigen. Heiter und lebhaft nannte mich die Welt und schön und liebenswürdig. Doch ich war nur einsam, und ich suchte einen Weggenossen — zum Gipfel — zu meinem Gipfel.

Ich suchte einen Weggenossen! Und wie oft hab' ich mich getäuscht. Und doch — jede Lebenstäuschung — sie war nicht umsonst — sie half über so manchen Abgrund — sie gab so manche Blüte — an Gedichten und Bildern — an Mut und Kraft. — Heute weiß ich's — es waren die Notbrücken über Abgründe. Und sie stürzten ein, sobald sie überschritten waren. Einmal aber glaubte ich, die Brücke zu haben über alles Lebensdunkel bis ins Gefilde der Seligen. Sie hielt fünf Jahre. Fünf Jahre habe ich bewußt gelebt, ein menschenwürdiges Dasein, an der Seite eines Großen im Geist! Wie war ich da stark, wie bin ich da gewachsen an Seele und Kunst. Und dann ging er hinüber — heimlich, jäh — da ich mich am geborgensten fühlte. Und ich erwachte in einen leeren Tag, in ein leeres Leben. Da kam die Verzweiflung und ließ mich Hilfe suchen in andern Augen. In Augen, die nur einen schwachen Funken hatten von der Sonne seiner Seele. Und wenn dieser Funke nur einen Tag mich getröstet — welche Wegstrecken legt' ich an diesem einen Tag zurück, wie kam ich immer höher — immer höher. — Aber nun ist mählich die Hoffnung hinter mir geblieben; die Einsamkeit schaut mir immer tiefer in die Augen. Ich gab meine Kinder her um ein Linsengericht: der „guten Erziehung" und eines zu ererbenden Vermögens. Sieben Jahre kämpften sie mit mir, die Sippen, und redeten von meinem Mangel an wahrer Mutterliebe, die sich nicht selber opfern kann, die nur ihr eigenes Behagen, das Zusammensein mit den Kindern will, die nicht einsehen kann, was sie den Kindern verwehrt, wie sie ihnen den Weg zu ihrem Lebensglück versperrt. Und nach sieben Jahren wurde ich mürbe und gab das Letzte hin, meine Kinder. — Ich wollte weiter steigen, den alten steilen Weg, durch Sonnenbrand und Eislüfte, den alten, vertrauten Höhenweg, den ich wandere seit meiner Kinderzeit. Da ist mir plötzlich, als sei es ein falscher Pfad, der nie und nimmer zum Gipfel führt, zum Gipfel meines Seins. Und eine Müdigkeit beschleicht mich — und die Hoffnung ist geschwunden.

Vielleicht bin ich schon lange auf meinem Gipfel gewesen, und es war gar nicht die Höhe, von der ich geträumt — und ich sehe in Nacht und Dunkel, in Graus und Schrecken. Und alle Arbeit war umsonst. Und nun bin ich schon wieder auf dem Abstieg in schauerliche Niederungen,

wo Ottern und Schlangen hausen — in Not und einsamen Tod. Ich habe den Glauben an die Zukunft verloren, die göttliche Leichtgläubigkeit. All meine Stützen brechen zusammen. Und der Weg ist dunkel und steinig. Und eisig kalt oder aber versengend heiß. Und ich stehe und kann nicht weiter. Ich kann nur weinen; ich habe meine Höhen vergessen. Die Einsamkeit starrt mir in die Augen, und die Verzweiflung ist mein Weggenoß.

Da such' ich die Betäubung. Die Betäubung in der Arbeit, die Betäubung in aller Schönheit der Welt. Ich rase durch die Länder! Und ich lerne! Immer mehr, immer Neues! Aber es hilft mir nur zuweilen dazu, den Blick der Einsamkeit weniger bohrend in der Seele zu fühlen.

Fast ein Jahr lang hab' ich nicht hieran geschrieben. Heut ist ein trüber Dezembertag, und ich war lange krank. Vorher hatt' ich wieder viel Arbeit, manches Gelingen. Neue Welten von Schönheit und Kraft habe ich durchzogen. Meine Augen sind eigentümlich — in der Weltenweite schauen sie nur die Wunder von Schönheit und Sonne. Wenn ich aber dann lichtgeblendet in mich selber schaue, prallt mein Blick an eine schwarze Wand, ein wogendes Chaos von Schwärzen, je länger ich hinblicke — und mir ist, ich schaue in einen gurgelnden Schlund, der nur darauf wartet, mich zu verschlingen. —

Aber ich will nicht — will nicht!

Ich will all das herrliche Geschaute und all das mit tausend Schmerzen und Leiden Erworbene hinübertragen, über den Abgrund meiner Seele, in der die Verzweiflung kauert und der Wahnsinn — hinüberretten in die Arche Noah, die wie ein Pünktchen hervorragt aus der Sintflut meiner Leiden, meiner Erfahrungen. Ich will nicht untergehen, ich *will* nicht. Was ich einmal besessen, soll unvergänglich strahlen und meine Nächte erhellen.

Und während ich dies schreibe, grinst mir die Einsamkeit über die Schulter, und ich breche weinend zusammen. Ich bin ja viel zu schwach. Oder alle meine Triebe und Sehnsüchte sind viel zu stark, um sich mit der Resignation des Gewesenen abzufinden. Ich suche mir meine Zukunft mit bunten Lappen zu behängen; es sind echte Steine dazwischen, aber

ihr Glanz kann nur strahlen an der Hand der Liebe. — Ich *will* die Lappen nicht, ich will *ein* warmes Herz, ein einziges — und weiter nichts! Es ist ja alles nur Lebenslüge, eine neue und die allerschwankendste Notbrücke.

Ich will mir die „echten" Steine in den bunten Lappen meines Lebensnarrenkleides näher besehen. Sie heißen unbeschränkte, unbehinderte Freiheit, heute hier zu sein und morgen nach dem Äquator ziehen zu können, natürlich nur, soweit mir das meine bescheidenen Mittel und die damit verbundene Reisefindigkeit erlauben. Ich will den vollen Becher der Weltenschöne an die dürstenden Lippen führen und einen Trunk daraus tun, einen unersättlichen. Der Trank ist köstlich, wenn die Liebe ihn kredenzt. Von der Einsamkeit gereicht, wird er da nicht zum Giftbecher?

Jeder Mensch im Universum kommt mir vor wie ein Punkt und ein Kreis. Und dieser Kreis seiner Lebenssphäre und seiner Interessen ist bei keinem gleich. Vom Kreis eines Stecknadelkopfumfangs bis zum Kreis des Genius, der die Welt umspannt, sehe ich. Und diese Billionen Kreise, die drehen sich in rasendem Wirbel um- und ineinander, wie ein ungeheures Räderwerk. Wenn in diesem Riesenmechanismus auch Millionen Kreise wieder zum Punkt werden und ins Nichts verschwinden, dann recken sich immer wieder neue Millionen empor zum Kreislauf alles Lebendigen, zum ungeheuren Totentanz der Welt. Denn sie tanzen, bis der Finger der Vernichtung sie fortwischt aus dem Räderwerk, um immer wieder neuen Tanzlustigen Raum und Lebensluft zu schaffen. Lebensluft! Wenige haben sie — und wie wenige entbehren sie. Die meisten fühlen sich am wohlsten im warmen Stickbrodem der Konvention. Der gibt dem leeren Hirn Stütze und Stärke. Warum verachte ich die großen Massen und wäre doch glücklich, wenn sie mir Hosianna riefen? Glücklich im Ruhm, dem Surrogat der Liebe, in meinem Surrogat. — — —

Die Münchner geben ihren Neugeborenen Schnuller in Bier getaucht. Wenn die Kinder schreien, flugs stopft man ihnen solche „Saugnuddel" ins Mäulchen. Da verstummen sie — und strahlen und lächeln — und lutschen, lutschen unentwegt stundenlang, bis sie den Betrug

entdecken. Sehr oft aber entdecken sie ihn nicht, denn sie sind über dem Lutschen eingeschlafen. — — — Oft kam ich mir vor, wie so ein armer, dürstender, hilfloser Säugling. So oft ich schreie — immer wieder neue „Saugnuddel" steckt mir das Schicksal in den Mund. Dann scheint mir das Leben, die unerbittliche Sphinx, wieder ein lächelndes Antlitz zu zeigen, und ich glaube ihr wieder und werde wieder betrogen — zum tausendstenmal.

„Zwischen dem Steinmeer am Horizont
Erglimmt es zuweilen wie tagende Welten
In rosigem Schimmer und . . . rinnt in nichts.
Ich aber – ich öffne die sehnenden Arme
Und stürze dem Rosenschimmer entgegen,
Doch eh er den Stein meines Herzens erreicht,
Erlischt er wieder und ich – muß weiter.
Und nur die äffenden Wandelbilder
Höhnen gespenstisch erloschenes Leben!
Vor jedem rosigen Schimmer breit' ich
Niobidenarme – ewig ins Leere!"

Ob viele so schwer wie ich an ihrem Leben tragen? Meine Seele ist wie eine phonographische Platte. Jede Schwingung von außen gräbt ihr ein Zeichen ein. Aber die Musik, die daraus entsteht, ist eine schaurige Dissonanz. Und das Leben könnte so tiefe und so süße Töne geben, könnte ausklingen überirdisch weich wie Sphärenmelodien.

Für die Seele, die alles begreift, alles verzeiht, alles versteht, nur das eine nicht, daß sie allein sein muß in dieser ungeheuren Welt, so zermalmend, so vernichtend allein. Warum es unter all den Millionen Kreisen keinen einzigen gibt, der in gleicher Größe und im gleichen Takt sich schwingt wie der ihre. Werd' ich mich je hieran gewöhnen? — Werd' ich je anders sein, mich wohlfühlen im Stickbrodem der Konvention? — Ach, und wenn ich's tue, wenn ich mir eine feiste Seele anmäste — hab' ich dann nicht mein bestes, mein ewiges Teil verloren?

Die meisten, die in der sogenannten Jugend glühende Träume und Wünsche hegten, verlieren sie noch vor dem dreißigsten Lebensjahr. Und dann blicken sie von dem festen Standpunkt, ihrem engen Kreis, mit Verachtung auf die andern herab, deren Kreis so weltfern in goldenen

Lichtern verglüht, verzittert. Deren tausend Sehnsüchte darüber huschen, wie die Irisfarben des Regenbogens. Eine feiste Seele — die gäbe die Kraft, unentwegt alles zu tragen, wenn man nur satt und nahrhaft zu essen und zu trinken hat. Wie soll ich mir denn mein Leben einrichten, daß die Einsamkeit mir nicht das Herz zerfrißt — wie werd' ich denn gefestet vor ihrem tödlichen Kobrabiß? Ihr fest in die abgründigen Augen sehen, mich in ihre eiskalten Knochenarme schmiegen: ich fürchte mich nicht — ich bin bei dir, du kannst mir nichts tun, du hast mir ja schon alles genommen, nun gib mir, was du geben kannst — die Größe! — Wenn ich so zu ihr spräche, sollt' ich sie da nicht bezwingen? Für Momente vielleicht; wenn aber die Sündflut der Jahre über mir zusammenschlägt, muß ich da nicht erfrieren? Erfrieren mit einem Herzen, dessen Zündstoff Welten in Brand setzen könnte? Ach, wie, wie kann ich sie je bezwingen, die fürchterliche Titanin mit der Knochenfaust und den abgrundtiefen Augen? Werd' ich nicht doch ein jähes, ein gewaltsames Ende nehmen, nur um dem Tod in der Vereisung zu entrinnen? Abgeführt von dem Mann im Narrenkleid mit den grellen Augen? Oder aber, getötet von der doch noch errungenen „feisten Seele", stirbt mein Ewiges, das rinnende Licht meiner tausend Sehnsüchte, ab an Seelenverfettung? Wie werd' ich enden, wie?

*

III. Teil

Die Welt ein Tor zu tausend Wundern

Die Welt ein Tor zu tausend Wundern

Die Welt ein Tor zu tausend Wüsten. Dies Nietzschewort und seine furchtbare Wahrheit glaubte ich zu einem letzten symbolistischen Bild gestalten zu können, mit dem der Ring meiner Lebenssymbole sich schlösse: Ein nacktes Weib an Wüstenfelsen zusammengebrochen, von schwarzen Vögeln umschwirrt. Ich hatte es skizziert, aber ich sollte es nicht malen, niemals malen, denn das bunte tausendfache Leben des Kosmos zog mich in seinen Bann, lenkte mein Malerauge zu anderen Zielen. — Eigentlich war ich ja schon sehr viel in der Welt herumgekommen, mehr als tausend andere. Aber wie konnte ich mir ein Urteil von dieser Welt bilden, wenn ich die Tropen nicht kannte? Ich wandte mich also für nähere Auskunft an den Norddeutschen Lloyd. Dieser legte der „bekannten Künstlerin" ein Retourbillet Salonkabine nach Ceylon zu Füßen. Völlig unerwartet fiel es mir in den Schoß. Und ich betrachtete es als einen unerhörten Glücksfall. Denn seit ich meine Kinder nun endgültig aus den Händen gegeben hatte, war ich noch rast- und friedloser geworden. Nun sollte ich also meine erste Weltreise machen!

Wenn dies mein guter Vater noch erlebt hätte, der mir stets die völlige Aussichtslosigkeit einer solchen für mich in so drastischen Worten hingestellt hatte.

Ich rüstete mich also sach- und fachgemäß aus und zog an Bord des „Großen Kurfürsten", Anfang September 1906, allen Wundern Indiens entgegen.

Wirklich hatte ich ja vorher mit Europa so ziemlich reinen Tisch gemacht und konnte nun mit gutem Gewissen dem Tropenzauber entgegenfahren. An Bord stürzte ich mich in die „Indische Welt" der Madame Blavatzky, der eigentlichen Begründerin der Theosophie von Annie Besant. — Und es war gut so, denn die „Maja", die hohle Welt des

äußern Scheines auf diesem Luxusdampfer erster Klasse, fing an, mich immer mehr zu bedrücken.

Selbst Meerleuchten und das Kreuz des Südens ließen alle diese Weltmenschen kalt, die nur Sinn zu haben schienen für Flirt, Toiletten, Tafelfreuden und Shuffleboardspiel. Später allerdings, als es immer heißer wurde, nur noch für ein Sielen auf den Deckstühlen.

Meine Stimmung wurde mit jedem Tag verbitterter, und all diese wie auf Draht gezogenen, korrekt aussehenden Menschenpuppen fielen mir so auf die Nerven, daß ich Lust bekam, plötzlich etwas ganz Unvorhergesehenes zu tun, wie z. B. auf den Tisch zu springen, nur um sie einmal aufzuscheuchen.

Die Sonnenuntergänge wurden immer überwältigender — und die Hitze auch; im Roten Meer hatten wir 40 Grad Celsius in der Kabine.

Sieben Monate währte diese meine erste Weltreise! Mir war's, als wäre mir nun die Tür aufgestoßen ins Unermessene des Weltalls, und langsam, aber sicher begann die kosmische Tröstung auf mich zu wirken.

Freilich — Ruhe gab mir diese Reise nicht. Denn wenn der einfache Globetrotter von allen Strapazen des Schauens ausruht, hatte ich zu schreiben und zu malen. Ich schrieb regelmäßige Feuilletons für deutsche Zeitungen — damals geruhten sie noch etwas von mir zu nehmen — und malte ungefähr achtzig Bilder — unter den erschwerendsten Umständen. In Madura vor dem Tempel wurde ich fast von einem Elefanten zertreten, da ich im dichten Gewühl auf dem Boden kniend arbeitete, und in Ramisseran, auf Pamban, der kleinen Insel zwischen Ceylon und dem Festland, wollte mich ein fanatischer Fakir ins Gefängnis schleppen, weil ich durch Betreten des Allerheiligsten Tempelschändung getrieben hätte. Ich konnte ihn nur einschüchtern durch die Drohung „english governement".

Und dann badete ich täglich in neuen Wundern, und meine Seele trank mit vollen Zügen das tödliche Reisegift. Was war denn alle andere Weltherrlichkeit diesem gegenüber? Ich war, nachdem ich in Colombo im gastlichen Hause Freudenberg einige Tage gerastet und Ceylons Colombowunder in mich aufgenommen hatte, über Madura, Trichinopolis und Tanjore mit ihren Drawidischen Tempeln, die mich alle an den biblischen

Tempel Salomonis erinnerten, quer durchs Land, in sechsunddreißigstündiger Eisenbahnfahrt auf der bequemen indischen Bahn, nach Bombay gefahren. Diese englisch-indische Bahn ist die beste, die ich kenne.

In Bombay stieg ich im Taj-Mahal-Hotel ab, dem prächtigsten Gasthof der Welt. Wie ein Traum umgab mich dort der blendend orientalische Luxus nach den furchtbaren Entbehrungen der südindischen „stationrooms". —

Natürlich hatte ich mir Empfehlungen an die Konsulate geben lassen und bekam plötzlich ein Telegramm des Grafen Quadt, damaligen Generalkonsuls in Kalkutta, ob ich Lust hätte, als Gast des Maharadscha für ein paar Wochen nach Gwalior zu kommen.

Ob ich Lust hätte!

In Kalkutta führte mich der deutsche Konsulatssekretär Herr von K. zu allem Sehenswerten. Auch zu den Häusern mit den blauen Kränzchen für die Pest- und den roten für die Blatternkoten darin. (Zum Besuch des Prince of Wales hatte man die meisten davon übertüncht. Potemkin redivivus.) Diese interessierten mich ganz besonders.

Und dann K.'s „indische Witwe"! Die ihm Haus führt und sein Schlafgemach teilt, in einem schwarzen, wundervoll geschnitzten, thronartigen Ehebett schläft. Was mag aus ihr geworden sein? Er meinte damals, beim Nachhausekommen habe er stets Angst, sie nicht mehr vorzufinden.

Über Ahmedabad, Jaypur, Ajmere und das herrliche Mount Abou mit seinen dreißig Marmortempeln aus dem 11. Jahrhundert fuhr ich dann nach Gwalior. Der Maharadscha war seit Tagen auf der Jagd und sollte erst am andern Abend wiederkommen.

So fuhr ich in jämmerlichem Eselskarren von Minister zu Minister. Sie waren noch nicht verständigt von meinem Kommen. Ich wußte nicht, wo mein Haupt hinlegen; Hotels gab es nicht. Endlich am Abend traf ein Telegramm vom Sekretär des Maharadscha ein, daß ich in diesen Tagen erwartet würde. Da änderte sich mit einemmal meine Lage, und ich wurde aus dem Eselskarren in eine prächtige Hofkarosse gehoben, mit der gekrönten Schlange im Wappen, und nach meinem Palast gefahren. Wie im Märchen!

Fast drei Wochen lebte ich dort in eitel Freud und Herrlichkeit. Bis mich die überhandnehmende Blatternepidemie verscheuchte. Meinen Wagen umgaben stets pustelbedeckte Bettelkinder und tippten nach meiner Hand. Ich floh, trotzdem ich einen Leibelefanten besaß, Sipri mit Namen, auf dem ich jeden Nachmittag (mit Todesangst im Herzen) um die Felsenfeste ritt. Bände könnt' ich über Gwalior erzählen. — Ich traf dort beim englischen Konsul den französischen Dichter Vicomte d'Humières mit seiner jungen Frau, mit denen ich mich auf der Felseninsel Elephanta angefreundet hatte. Neulich las ich zufällig, daß auch er im Kriege gefallen sei.

Ich fuhr nun nach der Krone von ganz Indien, nach Agra. Dort der Tatsch Mahal, das Grab Schah Jehans und seiner „Mumtaz Mahal" ist die Perle der ganzen persisch-mohammedanischen Kunst, die mit den Sultanen von Nordindien aus Persien herüberkam. Der Italiener Austin de Bordeaux hat den Tatsch, dies weiße Marmorwunder, im siebzehnten Jahrhundert gebaut. Ich war viele Male dort, aber der Tatsch im Mondschein gab mir eine Begeisterung —: ihn gesehen zu haben, verlohnt fast dies ganze schwere Leben.

Von Agra reiste ich noch weiter nördlich nach Delhi, Lahore und Amritsar mit seinem goldenen Tempel. In Delhi feierte ich Weihnacht mit einem deutschen Leutnant, Herrn von Neumann, und einer Amerikanerin. Ich brach mir einen grünen Busch aus dem Hotelgarten und behängte ihn mit zwanzig Meter goldgelber Gendalblütenketten. Diese Blumenketten kauft man in ganz Indien meterweise vor den Tempeln. Lichter hatte ich auch erobert. Es wurde uns ganz weihnachtlich dabei zumute. Delhi mit all seinen früheren Residenzen, den herrlichsten Bauwerken im mohammedanischen Stil und den grünblau glasierten Ziegeln, die wie Juwelen leuchten, machte auf mich tiefen Eindruck. Ach, was machte keinen Eindruck auf mich in diesem Märchenland! Und das Delhifort mit seiner edelsteininkrustierten Senâne (dem Frauengemach), dem Jasminturm, Divan i Kas und Divan i Am. — Ich darf nicht allzu ausführlich werden und verweise diejenigen, die sich dafür interessieren, auf mein bei Heckner-Wolfenbüttel erschienenes Indienbuch: „Durch Glut und Geheimnis." Auch mit diesem Buch hatte ich kein Glück, verglichen mit Hans Heinz Ewers' drei Jahre später erschienenem „Indien und ich", das nicht nur von Irrtümern strotzt (z. B. der „Kuh" Nandi für das Wahrzeichen des Siva und der Fruchtbarkeit, den Bullen Nandi), sondern ihm auch großen klingenden Gewinn einbrachte. — Ich will ein Gedicht aus meinem „Kreuz des Südens", das auf meiner indischen Reise entstand, hersetzen, das Constantin Brunner für mein bestes hielt:

Buddha

Buddha starrt schwarz und schweigend und groß
Der rinnenden Nacht in den samtenen Schoß,
Dahinter die Abendgluten
Am Himmel zitternd verbluten.
So hat er gestarrt vom ersten Tag
In Tausende sehnender Herzen Schlag,
So hat er gestarrt und geschwiegen,
Wenn zum Himmel die Wünsche stiegen.
Und er starrt noch immer ... die Dschungelnacht
Wächst höher und höher in grüner Pracht,
Und flüsternd die Bäume sich neigen –
Sie kennen des Buddha Schweigen.
Sie wissen: nur eines frommt dem Sinn:
Nichts sehnen, nichts wünschen; – am Boden hin
Wunschlos und traumlos schwanken –
Flüchtig wie Blumenranken.
Einen Tag dem Buddha die Stirn umblühn
Und dann vermodern und dann verglühn.
Nirwana, das große Traumes-Nichts,
Unersättlich verschlingend den Born des Lichts.
... Und den Urwald durchraunt ein Neigen –
Der Buddha lächelt im Schweigen.

In Amritsar war's schon empfindlich kalt im Januar, Kaschmir-Eislüfte wehten mir dort über den Himalaja entgegen.

Aber nun hatte ich den nördlichsten Punkt meiner Fahrt erreicht und reiste südostwärts nach dem Herzen von Indien, nach Benares. Ich blieb dort länger, als ich beabsichtigte, denn ich hatte mir bald nach meiner Ankunft den Fuß verstaucht. —

Die Fahrt auf dem Ganges, frühmorgens, wenn die zehntausend Hindus ihr Bad nehmen, wenn die ganze Flut von gelben Blütenketten leuchtet und am „buring ghat" die Scheiterhaufen brennen (wir zählten zehn), wird mir immer unvergeßlich bleiben. „Und im Vorübergleiten wärmt mich der Toten Glut, die meinem kalten Leben wie letzte Liebe tut", schrieb ich in den Gedichten „Kreuz des Südens". Auch eine Fahrt bei Mondschein, bei dem die Geier langsam über den Wassern nach Beute kreisten, unternahm ich. Bekanntlich werden die Leichen von Priestern und Kindern unter vier Jahren nicht verbrannt, sondern in den heiligen Strom versenkt. — In Clarks Hotel fand ich menschliche Teilnahme ob meines Unfalls bei dem Manager, Mr. Thomas, einem Halfcast aus Goa. Das tat mir in meiner Verlassenheit sehr wohl — der Gute schreibt mir noch hie und da und berichtet von seinem Ergehen. Er hatte einen Zug zu Höherem und ist nun Lehrer geworden. Als ich wieder hergestellt war, besuchte ich Annie Besant im Hindukollege, der theosophisch-indischen Erziehungsanstalt von Madame Blavatzkys Nachfolgerin, und bekam von ihr unter den siebenhundert Schülern eine Reinkarnation Buddhas gezeigt. Annie Besant hinterließ mir den Eindruck einer sehr starken Persönlichkeit.

Dann fuhr ich über Lucknow nach Kalkutta, wo ich im Haus des damaligen Generalkonsuls Grafen Quadt viel Gastfreundschaft genoß, mit der Gräfin zusammen Ausflüge machte und in ihrem Garten malte. Sehr interessante Diners erlebte ich dort im Hause, mit wundervollem Blumenschmuck. Wie ja in ganz Indien mit Tafelblumenschmuck ein geradezu verschwenderischer Luxus getrieben wird. Bei einem Diner saß ich neben dem Governor von Bengalen, der mir erzählte, daß er auf der Tigerjagd fünfzig dieser Bestien erlegt hätte. — In grellem Kontrast zu aller Pracht im Haus des Generalkonsuls stand mein fürchterliches Hotel in der „Durimtolla". Wie ich später erfuhr, war dort gerade der Herd einer stark herrschenden Blatternepidemie. Durch unglücklichen Zufall war ich in diese Höhle verschlagen worden.

Ich reiste noch nach Darjeeling, „the snows" zu sehen; ich mußte doch dem Himalajagebirge meinen Besuch gemacht haben. Dieses „kleine" Ausflugsziel war in achtundvierzig Stunden Reise von Kalkutta zu

erreichen und gab mir unvergeßliche Eindrücke. Aber es war so kalt dort oben wie bei uns im strengen Winter. Das Volksgewühl aus Nepal und Sikkim auf den Sonntagsmärkten ist mir unvergeßlich. Ich erstand auch ein paar tibetanische Türkisohrringe von einem Buthia-Busti-Mädchen und überhaupt viele tibetanische Kuriositäten. Auch sah ich die Sonne aufgehen über der Spitze des Kichinjunga. Was habe ich dort nicht gesehen an Wundern und Merkwürdigkeiten! Die Moosbärte an den Rhododendronstämmen der ausgiebigen Wälder gefielen mir ganz besonders. Ich malte ziemlich viel in Darjeeling; vom Fenster und in der Mittagssonne war es einigermaßen möglich.

Als ich zurückkam mein Gepäck vom Hotel Metropole abgeholt hatte und auf der Fahrt nach Birma begriffen war, entdeckte ich beim Öffnen der Reisetasche, daß das Hotel auch eine ganz gemeine Räuberhöhle gewesen war. Drei kostbare Kimonos und ein Pack Türkisen aus Lahore fehlten mir.

In Rangoon war ich berauscht von der goldstrotzenden Farbenpracht der Shwe Dagoonpagode, dem größten buddhistischen Kultorte der Welt. Überhaupt ganz Birma stieg mir zu Kopfe wie süßer Wein. Gab es denn wirklich solch leuchtende Pracht? Wie ein Goldglanz lag es über allen Landen; er strahlte von den ungezählten, den Millionen von Pagoden unter einem ewig lichtblauen Himmel. Und dazu das buntgekleidete Volk in den rauschenden Seiden-„putsoes" (von Männern und Frauen schalartig um die Hüften geschlungenen Tüchern). — Ich fuhr später, vom verschollenen, wunderbaren Pegu aus, mit der Bahn bis Mandaley, der letzten Königsresidenz von unwahrscheinlich leuchtender Pracht, und dann den Irawadi noch weiter hinauf bis Bamho an der Chinesengrenze und wieder zurück, in vielen Tagereisen auf einem sehr merkwürdigen, mit buntesten Völkergemisch besetzten Dampfer, bis nach Prome. Am herrlichsten fand ich die verlassenen Residenzen Ava, Sagaing und Amarapura bei Mandaley. Das war so recht ein Land, eigens für meine phantastische Seele geschaffen. An Pagan, der ältesten Residenz mit ihren tausend Riesenpagoden, vom fünften bis zum dreizehnten Jahrhundert erbaut und dann verlassen, mußte ich leider vorüberfahren, konnte nur einige ihrer größten Tempel sich im Irawadi spiegeln sehen.

Ja, nun war mir die Tür in die Weltenweite aufgestoßen — nun konnten die kosmischen Tröstungen meine Seele wiegen. Ach, und noch viel, viel mehr vergiften! Denn wie konnte ich's denn nach all diesem je wieder im spießbürgerlich-europäischen Alltagsleben aushalten? Ich wurde, zurückgekehrt, eine Fremde unter Fremden, wovon mein in jenen Tagen entstandenes Gedicht zeugt:

Wie von anderm Stern

Und wieder zurück aus dem fernen Land,
Wo ich Wunder über Wunder fand
Und meiner Seele Heimatblau —
Scheint mir hier alles so matt und lau;
Bin so fremd und fern —
Wie von anderem Stern.

Und reicht mir einer als Freund die Hand —
Meiner Seele ist hier keiner verwandt.
Meine Seele ist fern
Auf anderm Stern.

Zwischen mir und den andern klafft eine Kluft,
Draus steigt es empor wie Mysterienduft —
Ich kann nicht hinüber —
Der Freund nicht herüber —
Ein jeder so fern,
Wie Stern von Stern.

Derweilen hier alles im Dunkel zog,
Meine Seele durch Glut und Geheimnis flog —
Nun ist sie dem Alltag fremd und fern
Wie von anderem Stern.

Von Rangoon fuhr ich nach Madras zurück. Sparsamkeitshalber zweiter Kajüte. Aber ich bat den Kapitän um einen guten Ausnahmeplatz als Künstlerin.

„Den sollen Sie haben", sagte er lachend und sandte mich nach einer Riesenkabine mit zehn Betten, scheinbar ganz neu hergerichtet, für mich allein. Ich machte mir's bequem, fühlte mich sehr behaglich. Zufällig

aber beim Herausgehen las ich über meiner Tür in Riesenlettern „Plaguehospital" — Pestspital. Wutentbrannt stürzte ich zum Kapitän. Der aber beruhigte mich. „That 's only for show." Es war noch niemals ein Pestkranker darin, aber wenn die Inspektion kommt, beruhigt es sie. Ganz geheuer war es mir trotz allem nicht, aber ich kam ohne Pest davon. Trotzdem sie in Birma ziemlich stark grassierte. Der Kürschner, zu dem ich ein Leopardenfell zum Präparieren gegeben hatte, war kürzlich daran gestorben. Ich ließ darum das Fell im „Waldfrieden" noch monatelang auf der Veranda liegen. Im Laufe der Jahre hat's sich wohl ausgelüftet.

Von Madras machte ich noch den wundervollen Ausflug nach den „seven pagodas" an der Koromandelküste. Das sind die ältesten indischen aus dem Felsen herausgeschnitzten Tempel. Man hat nicht den mindesten Anhalt über die Zeit ihrer Entstehung. Es sind aber nicht sieben, sondern etwa fünfzig Tempel — trotzdem das Meer schon einige verschluckt hat. Bei Vollmond soll man sie noch aus den Fluten leuchten sehen. Es läßt sich mit nichts vergleichen, dieses indische Vineta. —

Ich war dann noch in den drawidischen Riesentempeln von Conjeeveram, ehe ich von Madura aus nach Ramisseran auf der Insel Pamban fuhr. Dort steht der größte von allen indischen Tempeln. Ein Buch von Ehlers hatte mich darauf neugierig gemacht, aber als ich mit tausend Nöten hinkam, war weder Dakbungalow noch Stationroom (der südindische Hotelersatz) zu finden.

Der Hafenoffizier, Mr. White, quartierte mich in dem seit zehn Jahren leerstehenden, verfallenden Missionshaus ein, in einer einsamen Kaktuswildnis. Ich lag auf einem Brett ohne Betten. Ein Eimer laues Wasser war mein Bad für acht Tage, und Mitbewohner waren etwa achtzig Fledermäuse. Mrs. White gab mir eine Petroleumlampe, die schaurigen Schlafburschen des Nachts durch das Licht in Schach zu halten. Essen brachten mir sechs Boys des Hauses White. Es war kalt und fast ungenießbar, und die sechs Boys verfolgten jeden Bissen mit starrem Blick. Sie mußten das Eßgeschirr zurückbringen.

Wie ich's hier acht Tage aushalten konnte, ist mir noch heute ein Rätsel. Ich fuhr öfter nach dem Tempel, nach dem gerade Wallfahrt war, die über zwanzigtausend Hindus nach der kleinen Insel gelockt hatte. Ich

sollte dann von einem Fanatiker ins Gefängnis geschleppt werden, was ich schon erzählte.

Ja, Panban stellte viele Anforderungen an meine Nervenkraft.

Nach Ceylon zurückgekehrt, rastete ich erst wieder einige Tage im gastlichen Haus Freudenberg. Dort wurde ich der Zivilisation wiedergegeben.

Dann fuhr ich „up country", erst für ein paar Wochen nach Kandy. Dort, in der gemütlichen Florencevilla, hauste und malte ich, sehr viel sogar, für mehrere Wochen.

Und dann machte ich eine Reise nach den Ausgrabungen des Mr. Bell, nach den alten Singalesentempeln von Anunadhapura, Mahintale, Sigiri.

Zuletzt fuhr ich noch nach Banderavella und Nuvara Elya, „Nureglia", der Gebirgsstation auf Ceylon. Dort saßen wir wieder am Kaminfeuer wie in Darjeeling, und man konnte sich gar nicht vorstellen, daß man eben erst der erdrückendsten Tropenglut entronnen war.

Ich bestieg dann noch den höchsten Berg der Insel, die Pidurazalla. Eine Märchenschau! Die Rhododendronwälder standen jetzt in leuchtend roter Blüte. Wenn ich daran denke, weitet sich mein Herz in Sehnen. — Wann kehr' ich je nach all diesen Wundern zurück?

Von Ceylon aus ging es heimwärts. In Peradenya, der botanischen Station von Kandy, war mir meine zweite Türkisensammlung gestohlen worden, die ich mir in Lahore aufs neue gekauft hatte. Ich sagte mir nun, daß sich kein Millionär eine solch kostspielige Sache zum drittenmal anschaffen würde. Aber ich — ein armer Künstler — würde sie mir — „abdürsten". Es waren Tantalusqualen. Jedesmal, wenn ich mir sonst, fast am Verschmachten, einen „peg", ein Glas geeistes Whisky-Sodawasser, für eine oder eineinhalbe Ruppee geleistet hatte, unterdrückte ich nun diese Regung, schrieb mir aber dafür auf mein Türkisenkonto eine oder eineinhalb Ruppee. Als ich so durch viele Wochen langsam in der Tropenglut fast verschmachtet war, hatte ich die Summe beisammen und kaufte mir von meinen blauen Lieblingssteinen, den „metrics", den Naturtürkisen, für die ich ja eine krankhafte Leidenschaft hatte, zum drittenmal eine Auswahl.

Ein paar deutsche Herren, meine Tischnachbarn von Kandy (die mich acht Tage lang für eine Engländerin gehalten und die mich empört hatten, weil sie bei Tisch immerzu geeiste pegs tranken — ich sagte in meiner Wut „soffen" — und mich darob beriefen, daß ich nichts tränke), beredeten mich, mit ihnen in Suez auszusteigen und einen „trip" nach Kairo zu machen. Wie freute ich mich auf das Wiedersehen mit der malerischen Stadt. — Von dort reiste der eine nach acht Tagen ab, und der andere, Assessor B., überredete mich, mit nach Jerusalem zu kommen. Wir nahmen Cookbilletts, die für nur zwei Personen ganz ausgezeichnet waren.

Selbst nach den leuchtenden Wundern Indien nahm mich des gelobten Landes starre Größe gefangen. Wir wurden in Jerusalem stets für ein Pastorenehepaar gehalten, was mich teils ärgerte, teils erheiterte. — Aber Palästina war so wunderbar. — Nun beredete ich meinerseits den Assessor, mit nach Damaskus und nach den Ruinen von Baalbeck zu kommen.

Wir haben es nicht bereut. Baalbecks Größe und Lage, vor der Schneekette des Libanon, spotten jeder Beschreibung.

Nun aber bedauerte ich, nicht noch Babylon, Ninive und Bagdad sehen zu können, aber ich mußte endlich zurückkehren.

Indische Preuschen-Ausstellung

Ende April war ich wieder im „Waldfrieden" und fing an, meine indischen Studien auszuführen.

Johanna hatte sich diesmal auf einen kleinen Typhus ihrerseits beschränkt. Danach ging sie in Stellung zu Dernburgs in Grunewald, versprach mir aber, für meine indische Ausstellung sich wieder frei zu machen. Zur Empfangsdame eignete sie sich bei ihrer Liebe zu mir und bei ihrer glänzenden Suada ausgezeichnet. Aber dem Kassiererposten war sie nicht gewachsen, und ich mußte noch eine männliche Kraft dazu nehmen.

Anfang Frühling 1907 eröffnete ich meine große indische Ausstellung in den gleichen Räumen, die ich für meine griechische Ausstellung unter

Leitung des Architekten B. (fürchterlichen Angedenkens) hatte ausmalen lassen. Am Kölnischen Fischmarkt war's, unter lauter Kleidergeschäften. Das Lokal selber aber war geradezu herrlich. Trotzdem konnte es kein Kritiker unterlassen, die fragwürdige Lage zu tadeln. Genau wie seinerzeit von Hunderten und aber Hunderten von Kritikern jeder seinem Publikum versicherte, daß es eigentlich „Mors Imperatrix" heiße und nicht „Mors Imperator"..

Diese „Indische Preuschen-Ausstellung" war die erfolgreichste meines Lebens und hetzte darum eine Meute von Feinden und Kollegen auf meine Fersen. Ich hatte darin als „Clou" außer siebzig indischen „Farbenräuschen" in Landschaft, Blumen und Interieur mein großes, letztes, symbolistisches Bild: Leda und der Schwan oder, wie ich es nannte, Santa Vita, das heilige Leben, ausgestellt. Es sollte als Gegensatz zur Kirke (die die „Schweine"-Sinneslust des Mannes verkörpern wollte) die reine Sinnlichkeit, das Wunder der irdischen Sinnenliebe, darstellen. Das Weib auf dem goldenen Thron des Lebens, vor einem Dickicht leuchtender Hesperidenäpfel mit dem Wunder in ihrem Schoß, dem schwarzen Schwan, in höchster Verzückung. Zu ihren Füßen ein Lilienwald, und aus antikem Dreifuß wallen mystische Dämpfe — Santa Vita!

Auch die allwöchentlichen Lyrikvorträge hielt ich stets vor einem dichtgefüllten Saal. Ich erzielte zahlreiche Verkäufe — denke ich heute daran, erscheint es mir fast unglaubwürdig — und bekam nicht nur die ungeheuren Unkosten gedeckt, sondern auch noch einige tausend Mark Überschuß.

Aber eigentlich war ich jetzt ausstellungsmüde. In meiner Unschuld dachte ich: Nun noch nach London und Amerika mit deinen Bildern, dann fällt die furchtbare Ausstellungsarbeit fort, und du kannst nur reisen und malen, bist bekannt und berühmt für alle Zeiten. Ich wußte damals noch nicht, daß der Künstler, der nach dem Ruhm seiner Zeit strebt, aber keiner Clique angehört, sondern ein Outsider ist (wie ich's durch Mors Imperator geworden war) sein Leben lang durch eine tiefe Sandwüste stapfen muß, in der bei jedem neuen Schritt der vorige schon im Sande zerronnen ist.

Ganz im gleichen Schritt wandert so das Glück stets weit vor ihm her und

„Mit nimmermüdem Sehnen
Folgt er nun der windverwehten Spur
Seiner flüchtigen Sohlen bis zu Ende." –

Wie sagte doch der Teppich-Haim bei meiner ersten Ausstellung in der Potsdamer Straße? „Sie sind keine Geschäftsfrau!" Nein, gottlob (und dennoch leider), die bin ich nicht und war ich niemals.

Trotz allem — die Indische Preuschen-Ausstellung war ein großer Erfolg.

Am letzten Vortragsabend überreichte mir eine Verehrerin meiner Kunst einen Lorbeerkranz. Ich stand neben einem großen Strauß weißer Lilien (die ich stets für die indische Stimmung in der Halle duften ließ), da trat meine gute Freundin Clara Blüthgen an mich heran: „Hermione, bist du nicht glücklich? Höher hinaus geht es nicht mehr." Ich sah sie ganz entgeistert an: „Und das nennst du hoch?" — —

Ach, damals hatte ich ja noch Träume und Hoffnungen. Höher bin ich ja bis heute wirklich nicht gekommen. Und werde es wohl kaum bei meiner Wanderung durch den stiebenden Sand. Aber ich werde müder und verzagter mit jedem Jahr und angeekelter vom Lebenskampf.

Hiddensee und die Kinder

Johanna war nun wieder bei mir. Im Sommer wollte ich mit ihr nach Hiddensee gehen. Den mühsam erbettelten (durch tausend Ausflüchte erschwerten) Kinderbesuch wollte ich dort entgegennehmen. Ich hatte es mir so schön gedacht, den Geliebten alles an den Augen abzusehen. Aber es wurde sehr unerquicklich. Die Kinder waren wie umgewandelt, kühl und zurückhaltend. Steckten den ganzen Tag die Köpfe zusammen. Mit mir sprachen sie kein Wort. Das einzige, was ihnen Interesse abgewann, war die Bernsteinjagd. (Täglich kamen Briefe der neuen Mutter, nach denen jedesmal ihr Verhalten noch ablehnender wurde als vorher.) Wie recht hatte Helene von Monbart gehabt — ins Haus meiner Todfeinde hatte ich sie gegeben. Ich litt Höllenqualen.

Und nachdem ich mich ein Jahr lang nach diesem Besuch gesehnt hatte, atmete ich auf, als er vorüber war. Ach, ich dachte mit bitteren Schmerzen jener Verse, die einst, bei Klein-Helgas ersten Gehversuchen, meiner Seele entströmt waren:

Kinderfüße

Noch können die kleinen Füße nicht schreiten,
Mit beiden Händen selbst nicht geleiten
Kann ich mein Kind, das hinaus in die Weiten,
Aus meinen Armen zur Erde strebt,
Bittend und sehnend die Händchen hebt:
Laß mich hinunter vom Schoß doch gleiten,
Ich möchte dir stolz zur Seite schreiten ...
Ach, mein Geliebtes, alles erlebt,
Alles die drängende, kleine Seele!
Lernest das Gehen, das Wandern, das Schreiten,
Läufst uns vorüber – wie bald, in die Weiten,
Wanderst den langen, den endlosen Weg,
Über der Kindheit lenzknospenden Steg,
Durch eines Lebens Dornengeheg,
Wanderst in Wonnen, wanderst in Schmerzen,
Weiter und weiter von meinem Herzen.

Norge-Fahrt

Von Hiddensee wollte ich endlich nach Norwegen und Spitzbergen; auf dem Rückweg zu Björnsons. Ich hatte ja den Norden bis jetzt schmählich vernachlässigt. Aber dicht vor Bergen erreichte mich ein Telegramm der Drontjemer Reederei, daß Eisverschiebungen stattgefunden hätten (wir hatten Anfang August) und die Fahrt nach Spitzbergen für dieses Jahr unterbleiben müsse.

Aber ich lernte auf dem Schiff Freunde fürs Leben kennen, den Philosophen Constantin Brunner und seine Frau. Ziemlich rasch schlossen wir uns aneinander an, und Brunner, der Norwegen genau kannte, machte mir dann einen anderen Reiseplan, mit dem ich sehr zufrieden war. — Wer etwa dächte, daß ich nach meiner großen indischen Reise blasiert

geworden sei und die weniger befremdlichen, aber in sich nicht geringeren Schönheiten von Norwegen und seiner Fjorde und Wasserfälle, seiner wenn auch so viel niedrigeren und nicht so wild gezackten Schneeberge weniger genossen hätte, der irrt sich gründlich. Ich hatte mir auf Reisen angewöhnt, wenig zu vergleichen und das Ding an sich möglichst unmittelbar auf mich wirken zu lassen.

Der Trondjemer lichtgraue Speckſteindom ist ein großartiger, romanisch-gotischer Bau. Und die Skulkjaerfahrt nach dem Fjeldsaeter, dem Sanatorium, das der deutsche Kaiser schon fünfmal besucht hat, entzückte mich. Molde überschüttete mich mit Rosen. In Romsdaelen lernte ich in meinem Sommerhausknecht Lars Lied, der zugleich Dichter und Schriftsteller und im Winter ein begabter Student der Theologie in Kristiania war, einen der vorurteilslosesten Jungskandinavier kennen. Ich konnte ihm durch meine Anregung in deutschen Zeitungen im nächsten Winter einen Freitisch in Berlin und dadurch ein Berliner Kolleg ermöglichen. Das freut mich noch jetzt.

Noch viel Herrliches habe ich gesehen; am eindrucksvollsten war mir die tagelange Skulkjaerfahrt ins Innere mit der Stavkerk von Borgund. Und Stalheim mit dem Stalheimsklev. Gudwangen mit dem kleinen Felsenweg am Wasser, von dem aus ich drüben am Nerosjord an fünfundzwanzig Wasserfälle zählte.

Auch Hardangerfjord und Laatefoß gefielen mir, nur waren sie allzusehr von Touristen besetzt. Wie die Heuschrecken saßen die in allen Winkeln. Wirklich ein Nachteil von Norwegen, diese entsetzliche Modernität. Mit dem neuen Freunde Constantin Brunner traf ich mich nochmals für einige Tage in Bergen, und wir machten wunderschöne Ausflüge zusammen. Öfter waren wir auch in Tyskebriggen, dem uralten Stadtteil der deutschen Hansa, der ja nun fast ganz den Flammen zum Raub gefallen ist. Ein Jammer ist's.

Dann ging es wieder im Skulkjaer tagelang durchs Gebirge nach dem Sanatorium Mariastuen und von dort noch höher an großstiligen Wänden entlang nach Nystuen an den schroffen Fielefjeldbergen. Gegen Abend im Nebel begegnete mein Skulkjaer einer Renntierherde. Wie diese Hunderte, die durch den Nebel sich zu Tausenden wandelten, mich

wie ein unermeßliches Rentiermeer umgaben, das iſt vielleicht der größte Eindruck meiner ganzen nordiſchen Reiſe.

Und dann der Blick vom wilden Tynſee auf die Jotunkindere! „Jotunheim", die Heimat der Götter und damals mein Sehnſuchtsziel (das ich ſchon im nächſten Jahr erreichen ſollte). Dann ward die Gegend allgemach wieder ſanft und lieblich. Und über Fagernaes, Gjövik und Faaborg ging's zu meinen alten Freunden.

Bei Björnſon in Auleſtad

In Faaberg erwartete mich ſchon ihr Wagen, und in Auleſtad vor der Tür des Herrenhauſes ſtanden ſie beide, groß, ſtattlich, lächelnd — und ich flog ihnen ans Herz, Björnſtjerne Björnſon und ſeiner treuen Frau Caroline.

Zehn Tage blieb ich hier; das waren wieder einmal Stunden, die des Lebens wert ſind.

Ein halbes Jahr ſpäter feierte er ſeinen ſiebzigſten Geburtstag. Und noch nicht zwei Jahre ſpäter war er tot! — —

Das hätten wir uns damals alle nicht träumen laſſen. Er ſchien eine Konſtitution zu haben — wie für die Ewigkeit. Und wie geiſtig friſch und ſchöpferiſch er war. — Ja, es waren tiefſpurige Tage! Das ganze Haus mit dem lieblichen Blick ins grüne Gudbrandsdal war voller Beſuch. Aber bald hatte ich heraus, daß, wenn ich den Alten allein haben wollte, ich früh aufſtehen mußte. Und ſo ſaßen wir zwei denn jeden Morgen Punkt ſechs Uhr ganz allein bei Frühſtück und Zukoſt von „Gammel Oſt", ſeinem Lieblingskäſe.

Wie lieb er und Frau Caroline gegen mich waren, wie warm ich mich bei den Wundermenſchen fühlte! Immer wieder ſprachen wir von den römiſchen Zeiten und meinem Toten. Er hatte keinen beſſeren, treueren Freund als Björnſon. Eigentlich wollte ich nur drei Tage bleiben, ließ mich aber von Tag zu Tag zu einem Zuſchlag überreden, bis ich mich am elften blutenden Herzens losriß. —

Morgens von ſieben Uhr ab arbeitete der Dichter angeſtrengt und durfte natürlich nicht geſtört werden. Er ſchrieb gerade an einem Buch „Multicolor" und ſprach ſehr eingehend darüber, daß das Wenigſte im

Menſchen nur ſchwarz oder weiß ſei, ſondern eine jede Seele aus tauſend Tönen und Schattierungen beſtände. Das ganze Leben ſei „Multicolor". Davon kann ich ein Lied ſingen. — Um ein Uhr war Familienverſammlung auf der blumenbeſtandenen Altane, wo man ſtehend plauderte und Schokolade trank. Dann las Björnſon bis drei Uhr ſeine vielen Zeitungen, und zwar im kleinen Treibhaus. Die durchgeſehenen flogen auf den Boden und häuften ſich bald vor ihm wie ein kleiner Hügel. Ich bat ihn, daß er mir bei dieſer Zeitungsſieſta erlauben wolle, ihn zu ſkizzieren. Er ſchlug es mir anfangs rund ab, ich war ſehr traurig darüber. Da willigte er endlich ein. Das waren inhaltsreiche Stunden für mich — es iſt auch das letztemal vor ſeinem Tode, daß er einem Künſtler geſeſſen hat. Die Skizze wurde ſehr ähnlich, und ich konnte mich bis heute noch nicht davon trennen.

Dann malte ich noch das unendlich fein abgetönte Muſikzimmer. In Blaßroſa und Grün geſtimmt. Das ganze Haus war wie ein Muſeum, geradezu meiſterhafte Bilder, Zeichnungen und Skulpturen hatten ſich im Laufe der Jahre von Künſtler-Freundeshand angeſammelt.

Ich malte dem verehrten, geliebten Meiſter in ſeiner Studierſtube, einem großen, hellen Eckzimmer mit ſchöner Ausſicht in die grünen Vorberge des Gudbrandsdal, Lorbeergewinde zur Überraſchung auf ſeine Tür. Das machte ihm viel Freude. — Um drei Uhr war Diner, zu dem häufig noch Gäſte von außerhalb kamen. Danach arbeitete Björnſon wieder, ſpäter machte er einen Spaziergang mit Frau Caroline. Der Abend war wieder der Geſelligkeit gewidmet.

Björnſons Sohn Erling bewirtſchaftete das Gut von Auleſtad. Er hatte ein eigenes Haus, das gleichfalls mit Kunſtwerken vollgepfropft war, und eine reizende kleine Tochter. Von ſeiner Frau, einer reichen Bauerntochter, war er wegen deren Trunkſucht geſchieden. Frau Caroline erzählte mir viel erſchütternde Einzelheiten. Erling war gerade von einer Reiſe nach Amerika zurückgekehrt, wo er ſeinen Landsleuten politiſche Reden über König Haakon und über die norwegiſche Selbſtändigkeit gehalten und viele Triumphe geerntet hatte.

Es war ein intereſſanter Kreis. Ich hörte auch viel über die Tochter, Frau Dagny Langen, die, von ihrem Manne, dem Münchener Verleger Albert Langen, getrennt, in Paris ein ſehr gutgehendes Frauenkarikatur-

blatt herausgab. In Rom war sie seinerzeit ganz jung und bildschön gewesen und hatte sich dort ein paarmal ver- und entlobt. Wie sprunghaft sind Menschenschicksale.

Endlich also riß ich mich los. Der Abschied wurde mir sehr schwer. Ich hatte mich so völlig in Björnsons Eigenart eingelebt, hatte auch meine Kenntnis seiner Werke erheblich erweitert und vertieft — es waren goldene lebenswerte Tage gewesen.

Über Lillehammer mit seinen interessanten ländlichen Häusersammlungen eines dortigen Arztes fuhr ich nun nach Kristiania.

Ibsen war seit kurzem tot. Sein Grab berührte mich sehr wehmütig. Ich besuchte auch Frau Ibsen. Sie lebte jetzt in engster Gemeinschaft mit ihrem toten Mann und erzählte mir, daß sie sich täglich stundenlang mit ihm unterhalte und seine Stimme stets ganz laut und deutlich aus dem Nebenzimmer schalle. Und dann erzählte sie mir, wie unendlich glücklich sie mit ihm gewesen sei, und welch harmonische Ehe sie stets geführt habe. Mit dem Dichter des Hjalmar Ekdal und des Gregers Werle, dem Bekämpfer der Lebenslüge! — Es überfröstelte mich. — Auch wir sprachen viel von gemeinsamer Vergangenheit in München, Rom, Gossensaß. — —

Das Sanatorium Holmenkollen gefiel mir sehr, ebenso ganz Kristiania, das Volksmuseum und die Galerien. Auch besuchte ich Björn Björnson, den ältesten Sohn Björnstjernes, der Intendant des Theaters war, und sah eine sehr gute Aufführung von „Peer Gynt" und „Gengangere" (Gespenster), in dem Halfedan Christensen ein erschütternder Oswald war.

Dann fuhr ich über Trollhätta (der mich eigentlich enttäuschte) und den Mälarsee, die Seentour in drei Tagen, nach Stockholm. Dort das Naturmuseum Skansen fand ich noch weit großartiger als das in Kristiania. Auch die Museen imponierten mir. Schloß Drottningholm, das Bad von Saltsjöbaden. Welche wechselnden Bilder!

Auf einem russischen Schiff ging's dann durch die Schären nach Helsingfors, der Hauptstadt von Finnland. Nur wenige Stunden hatte ich zur Besichtigung der schönen, modernen Stadt in herrlichster Lage und reichem Gartenschmuck. Spät abends fuhr mein Schiff weiter nach Petersburg.

Russische Kohlsuppe

Ich wollte dort eine frauenrechtlerische Freundin und Schriftstellerin, Elisabeth Lichatscheff, besuchen, die mich schon seit Jahren darum gebeten hatte, und bei dieser Gelegenheit Petersburg betrachten. — Welche neue Welt umgab mich hier. Ich konnte nur langsam Fühlung gewinnen und Boden fassen. Aber wie eigentümlich die Einfahrt in den Hafen mit der Riesengoldkuppel der Isaakskirche darüber und all den andern bunten Kirchenkuppeln.

Die Eremitage später überwältigte mich fast.

Die Lichatscheff mit ihrer Schwester (zwei junge Witwen) wohnten im früheren Gärtnerhaus des Palais Stroganow an der Stroganowskaja, dahinter lag ein riesiger verfallender Park. Das Häuschen stand an einem Wasserarm, die Straße war von beiden Seiten mit Liguster-hecken besäumt. Herzlicheres Entgegenkommen und mehr Schmutz habe ich selten gesehen. Die beiden Damen wohnten zusammen mit sieben großen weißen russischen Windhunden, die sich gegenseitig zerfleischten. So war in jedem Zimmer ein Hund eingesperrt. Die guten Tiere waren nicht stubenrein erzogen und sielten sich auf allen Sesseln und Sofas. Gegessen wurde von einer Wachstuchdecke, in sehr urwüchsiger Art, aber reichlich. Ich wunderte mich über die billigen Fleischpreise: das Pfund Rindfleisch zwölf und vierzehn Kopeken.

Das war 1907 — heute kostet es durch den Krieg wohl das Sechsfache. Und nach der Bolschewikirevolution kostete es vierzig Rubel!

Die besten Bissen erhielten natürlich die Hunde. Aber die Fütterung von Mensch und Vieh war sehr zeitraubend.

Nachmittags kam viel Besuch, Studenten, Studentinnen, Beamte, Artisten, eine bunte Gesellschaft. — Manchmal gingen wir dann mit ihnen ins Varieté oder um irgendeine Berühmtheit, wie z. B. den Sänger Schaljapin als Mephistopheles, zu hören. Eigentlich ging alles drunter und drüber, doch war es interessant. Meine Fahrten in Stadt und Museen unternahm ich meist allein, nachdem ich's einmal gemeinsam probiert hatte. Nur die Isaaks- und die bunte Sühnekirche besahen wir uns zu dreien, und ich amüsierte mich dabei über all

das Knixen und Knien und Bekreuzigen der sonst mit dem Mund völlig freisinnigen Schwestern. Es waren sehr merkwürdige Wochen in der Hundevilla.

Ich fuhr dann schließlich noch für vierzehn Tage nach Moskau — malte dort auf dem Ivan Welicki am Kreml die Aussicht auf die Hunderte von Goldkuppeln, die Napoleon einstens hingerissen hatte. Ich machte auch einen Ausflug mit einem Kaufmann Nosl in ein berühmtes Kloster der Umgegend, aus dem mir Herr Nosl vor Jahren für meine „Löffelsammlung" einen Holzlöffel geschickt (nach einem Bild hiervon im Zeitgeist) und die Bemerkung daran geknüpft hatte: „Wie gerne würde ich Ihnen diese Merkwürdigkeiten einmal persönlich zeigen." Nun, ich nahm ihn beim Wort.

Ich bedauerte nur, Moskau und die Kremlsilhouette nicht auch im Winter sehen zu können.

Als ich zurückkam, empfingen mich meine Gastfreundinnen mit offenen Armen — aber mein Bett war noch nicht gemacht und das Waschwasser nicht ausgeleert! Einige Hunde hatten sich wirklich zerfleischt, wurden täglich verbunden — das ganze Haus roch nach Karbol.

Aber Elisabeth war kurz vor meinem Eintreffen aus dem Kaukasus zurückgekommen, die herrlichen Äpfel und Birnen von dort, die auf dem Tisch in meinem Zimmer lagen, dufteten dagegen an.

So oft ich konnte, ging ich nach der Eremitage und nach den andern kaiserlichen Sammlungen. Der Saal von Kertsch mit den griechisch-asiatischen Ausgrabungen und die taurische Venus machten auf mich den tiefsten Eindruck.

Und die wollene Nachtmütze Peters des Großen in Peterhof in seinem für die Nacht hergerichteten Bett!

Ja, ich kam reich beladen mit tiefen Eindrücken von dieser meiner nordischen Reise zurück. Aber ich hatte vergessen, in Moskau meinen Paß visieren zu lassen und mußte in Wirballen aussteigen, nächtigen und für schweres Geld telegraphische Revision fordern.

Stark erkältet kam ich anfangs Oktober 1907 nach dem „Waldfrieden" in Schmargendorf zurück.

Tempio-Ankauf

Ich malte sehr fleißig im Winter, und im ersten Frühling 1908 führte mich der Zufall nach Lichtenrade bei Berlin. Bekannte hatten mir gesagt, dort sei Grund und Boden noch erschwinglich.

Professor von Scala in Innsbruck und seine Frau hatten mich ja schon seit Jahren aufgestachelt, warum ich so viel Miete in Schmargendorf zahle, da ich doch für billigeres Geld auf eigenem Grund und Boden hausen könne.

Ich fuhr also nach Lichtenrade, an dem Tag, da ich zum erstenmal seinen Namen gehört hatte. Wir besichtigten eine Parzelle im kahlen Feld, ziemlich weit vom Bahnhof. Im Begriff einzusteigen, sagten meine Bekannten: „Ehe Sie kamen, vorhin, gingen wir hier in der Prinzessinnenstraße an einem Haus vorbei, wie ich mir denke, daß Sie sich ein ähnliches bauen würden." Ich wollte mir das Haus selber ansehen, und sie führten mich dahin. Ein kleines, weißes Haus mit Säulenportikus, auf einer Anhöhe stehend, darum ein großer, schlechtgehaltener Garten. Ich war entzückt von den architektonischen Verhältnissen des Hauses, und wir traten ein, um nach seinem Baumeister zu fragen. „Warum kaufen Sie nicht lieber dieses Haus?" fragte sein Besitzer. — Nach vier Wochen war ich Eigentümerin!

Und nun ging es an ein Umbauen und Tapezieren und Streichen. Wände und Türen wurden herausgenommen, Zentralheizung und ein Bad eingebaut, der Keller zum Mezzanin umgewandelt. Ich war Feuer und Flamme, ging ganz auf in dem neuen Plan, schmolz mit meiner Villa, die Tempio Hermione heißen sollte (was Freund Sudermann mir mit aller Gewalt ausreden wollte), förmlich in eins zusammen.

Dann wurde der Garten völlig verändert und angepflanzt. Ich kaufte ein paar hundert Zypressen, die wurden als Hecke um das Grundstück gesetzt. (Sie gingen in dem darauffolgenden heißen Sommer, in meiner Abwesenheit, alle zugrunde.)

Ausstellung in London

Als die Arbeit in vollem Gang war, alles eingeleitet und bestellt, fuhr ich mit meinen sämtlichen Bildern für zwei Monate nach London, um in der Mai-„Season" eine Ausstellung zu veranstalten. Mit unendlicher Mühe fand ich endlich ein ziemlich gutes Lokal in der Newman-artgallery of Oxfordstreet. Namenlose Strapazen begleiteten auch diese Ausstellung. Endlich war sie fertig und konnte eröffnet werden. Doch nach allen Unkosten war sie viel zu wenig besucht. Ich hielt Vorträge darin, verkehrte auch viel im Hause des Berichterstatters des Berliner Tageblattes, Otto Brandes, der von der Ausstellung entzückt war. Endlich erreichte ich es, daß König Eduard VII. sich eine Anzahl von Bildern des Schützlings seiner Schwester Viktoria nach Buckingham Palace kommen ließ. Das bestimmte den Erfolg. Nun wollte alle Welt die Bilder sehen, denen solche Auszeichnung zuteil geworden war. Alles strömte dorthin, die Verkäufe mehrten, häuften sich, und am Ende konnte ich nach allen Aufregungen und Sorgen sehr zufrieden sein. — Trotzdem war ich ausstellungsmüde. Es war alles gar zu teuer erkauft.

Aber an komischen Zwischenfällen fehlte es auch hier nicht. Die Besitzer der Artgallery hatten mir erklärt: „Leda und der Schwan sei in London in öffentlicher Ausstellung unmöglich." Sie wollten dies Bild lieber in ihr Bureau nehmen. Wer es dann vielleicht sehen wolle, könne es dort privatim besichtigen, aber es sei doch kein Bild für junge Mädchen.

Es hatte sich herumgesprochen von der Leda, und nun hatten die Herren den ganzen Tag Besuch von jungen Mädchen im Privatkontor!

Das erinnert mich an eine andere Begebenheit bei der Ausstellung meiner Kirke, vor Jahren, in Dessau. Der Aussteller meinte, das Mutterschwein im Vordergrunde sei anstößig, er wolle deshalb ein Blumenarrangement darum aufbauen. Mir konnte es gleich sein. — Aber an jedem Abend, durch volle vier Wochen, waren die Blumentöpfe vor der unterstrichenen Stelle sorgfältig zur Seite gerückt, zu seiner Empörung und meiner Erheiterung!

Neben allen Ausstellungssorgen aber genoß ich London nach Kräften. — Und eigentlich war ich entzückt vom Maibild der Stadt und des Landes. Konnte es jetzt fast verstehen, was mir ein Engländer früher einmal sagte: „England ist ja das schönste Land der Welt." Wie malerisch waren seine welligen Wiesenterrains mit den „styles", den Übersteiggittern, den vielen Riesenbäumen und den von blühenden Schlingrosen umwucherten Cottages. Ich habe nirgends solch üppigblühende „Crimsonramblers" und solch poetische ländliche Gärten gesehen mit solch satten Farben ihrer Riesenstauden und der tiefgrünen Heckengänge; Farben, die mich stets an die alter Glasbilder erinnerten.

Auch London hatte sein Maikleid an. Fast an jedem Fenster des fashionablen London blühende Blumen, meist Margueriten. Und die Sammlungen und Ausstellungen! Außerdem war gerade die franko-englische Ausstellung eröffnet worden, und „the white city", all die indischen Bauten darin, zauberten mir bei Nacht ein Stückchen Indien vor die Augen. London gefiel mir außerordentlich. Im Atelier von Alma Tadema lernte ich die schönste Malerwerkstatt kennen, die ich je gesehen, trotz Makarts Atelier, das ich in frühester Jugend einmal schauen durfte. — Und dann all die edeln, alten Häuser vom „Georgian time" mit den feinen Adamkaminen. Wirklich, die Londoner Häuser von 1750 sind das Vornehmste, was sich denken läßt.

Ich war ja früher nur vorübergehend in London gewesen; länger auf der Isle of Wight, die ganz sorrentinische Bilder aufweist. Zum erstenmal lernte ich nun London und England etwas gründlicher kennen. Ein deutscher Handwerker, der öfter für mich in meiner Ausstellung zu tun hatte, erzählte mir Schauergeschichten vom Deutschenhaß der Engländer und wie er selber verfolgt, angefeindet und verleumdet würde. Und er hielte einen großen, englisch-deutschen Krieg, in dem die Engländer uns vernichten wollten, für unvermeidlich. Wir schrieben 1908, und ich glaubte, der Mann litte an Verfolgungswahn. — Noch oft habe ich jetzt an den kleinen deutschen Handwerker in London denken müssen.

Wie entzückten mich Kew gardens, Richmond, Hampton Court und Windsor. — Übrigens machte ich auch prachtvolle Ausflüge ins Innere, so nach Stratford on Avon, Shakespeares Wiege. In der alten Normal-

school zeigt man noch den Platz, an dem er als Knabe gesessen haben soll, und in seiner Braut Ann Hathaways Bauerngärtchen blühen noch heut die gleichen Blumenarten wie einst.

Man steigt in England oft noch ab in den alten, unveränderten „inns", den uralten Gasthöfen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.

Oxford im Mai ist das herrlichste, das sich denken läßt; all die altersschwarzen, gotischen Hallen im jungen Grün des englischen Frühlings, die Rasenflächen übersäet mit Tausenden von gelben und weißen Tazetten und Jonquillen.

Und die Themseufer bis Maidenhead, die blumengeschmückten Hausboote, die leuchtenden Rosengewinde allüberall.

Ich war auch ein paarmal zum Weekend eingeladen (von Samstag auf Montag, von einer englischen Familie, die ich einst auf meiner Schweizerreise mit Stilzchen Monbart getroffen hatte). Entzückende Tage verlebte ich dort, lernte so recht das englische Behagen eines Landsitzes kennen. Üppigere weiße Rosenblüte wie dort sah ich nie.

Ich war in einem Boardinghouse abgestiegen, eine Guinea (einundzwanzig Schilling) die Woche. Beste Gesellschaft, elegantes Milieu, aber furchtbares Essen. Das echtenglische Essen gefiel mir überhaupt am wenigsten. — Auch einen „trip" nach dem Seebad Brighton unternahm ich. — Eines Tages besuchte mich Lady Alexander, eine Dame, mit der ich mich auf dem Irawadi in Birma angefreundet hatte. Das war eine Freude!

Umzug — Neue Pläne

Und dann war auch diese bunte Zeit verrauscht. Und ich kam zurück nach Berlin. — Die Zypressen um meinen neuen Tempio waren in der Hitze sämtlich eingetrocknet. Aber im Hause selbst war fast alles fertig. Nun kam der fürchterliche Umzug mit meinen Tausenden von Museumsstücken. Meine ganze Einrichtung war eigentlich ein einziges Museum. Johanna hatte leider wieder in ein Sanatorium gemußt. So konnte sie mir jetzt nichts von der schweren Arbeit abnehmen, und ich hatte alles

auf meinen Schultern. Aber es machte mir Freude. Von London hatte ich schöne Stoffe mitgebracht und richtete mir nun das Rokokoboudoir in Lila, Schwarz und Gold ein, das Atelier in Weiß, das Eßzimmer in Grün und Gelb und das Badezimmer in Orange mit gelben Farbentönen. Es wurde sehr originell. Im länglichen, hellgrünen Saal aber, der auf die Säulenveranda führte, sollten all meine Bilder zu einer ständigen Ausstellung vereinigt werden. Wochenlang hatte ich daran mit dem Tapezierer aufzubauen, aber die zweihundert Bilder kamen so dicht aufeinander und die Seitenwände so nahe beisammen, daß man sich kaum darin rühren konnte, geschweige einen Überblick gewinnen. Der frühere Besitzer des Grundstücks, Herr Zappe, riet mir daher, die angrenzende Parzelle von ihm zu kaufen und eine eigene Gemäldehalle zu erbauen. Das würde allerdings beträchtliche Mehrkosten machen. Aber der Saal als Bilderhalle für zweihundert Bilder war einfach unmöglich.

Ich wollte es mir reiflich überlegen und fuhr erst einmal für acht Tage in den Harz, um bei einsamen Fußtouren mit mir selber ins klare zu kommen. Als ich zurückkam, war mein Entschluß zugunsten der neu zu bauenden Halle gefaßt.

Wir machten einen Entwurf, Herr Zappe und ich, der uns beiden sehr gefiel. Zwanzig Meter Länge sollte diese Halle haben und hohe Oberlichtfenster zu beiden Seiten. Die Schmalseite bekam eine Giebelfassade mit zwei sitzenden, weiblichen Figuren. Antike Abgüsse wurden zu Seiten des grünen, wie patiniertes Erz wirkenden Portals eingemauert, und oben ringsum als Fries wurden Abgüsse der schönen tanzenden Mänaden verwandt.

Das Dach wurde flach und rings mit antik geformten grünen Vasen geschmückt. Den Eingang flankiernd aber sollten auf schmalen Sockeln zwei ruhende Sphinxe lagern. Solche Sphinxenhalle war der Traum meines Lebens gewesen, von Kindheit an, da ich in Darmstadt mit der Schulmappe täglich an den Sphinxen der Freimaurerloge vorüberging und von all ihren Geheimnissen träumte. Aber vorläufig hatte es mit all diesen Herrlichkeiten noch gute Wege.

Erst im nächsten Frühling sollte mit dem Fundamentieren der Halle begonnen werden oder gar erst im Herbst; ich hatte mich noch immer

nicht fest entschlossen, ihr Bau erschien mir ein allzu großes Risiko. Unter fünfzehntausend Mark würde sie für mich, mit dem Baugrund, nicht zu errichten sein. Das wollte reifliche Überlegung. — Freilich, war es nicht die beste Kapitalsanlage für Konrads Erbe, das mein Schwager mir auch für das Erbteil der Kinder überlassen hatte? So würde dann das Geld, im Tempio festgelegt, nach meinem Tod den Kindern verbleiben. Der Plan lockte und lockte. Herr Zappe machte mir noch einen Plan, das neue Gartenstück mit dem schon vorhandenen zu verbinden — dann würde es ein Park. Der Park von Tempio Hermione! Wie ein Rausch erfaßte es mich. Und war das nicht die Erfüllung meines Lebenstraumes? Ließe sich — in solchem Paradies — nicht alles, selbst die Einsamkeit ertragen?

Die zweite Weltreise

Ich trug mich schon wieder mit großen Reiseplänen, die mir jetzt, da ich sie niederschreibe, viel kühner erscheinen als damals, da ich sie faßte.

Ich wollte wieder eine Weltreise unternehmen, die zweite. Denn ich war der Welt und ihren Wundern gegenüber nun wie ein Löwe, der Blut geleckt hatte. Ich kannte so vieles noch nicht, z. B. Japan und China, Java und Siam!

Also kurz entschlossen bewarb ich mich beim Lloyd um eine zweite Kabinenehrenkarte. Aber — nun kam das Traurige — nur einmal im Leben wird solche einem Künstler zuteil. Also — selber zahlen! Nach kurzem Kampf entschloß ich mich dazu.

Die Kinder waren für acht Tage bei mir gewesen, nach langen Verhandlungen und Schwierigkeiten. Von den ausbedungenen jährlichen sechs Wochen war keine Rede mehr. Ich hatte es von den anfänglich zugesagten drei Tagen mühsam auf acht gebracht. Aber ihr Aufenthalt war kein Genuß. Sie spöttelten über alles, über die vielen Abgüsse im „Park", am meisten über den Springbrunnen, der gerade angelegt wurde.

Ich kämpfte ständig mit den Tränen. Wenn ich sie küssen wollte, wichen sie zurück oder wischten sich ostentativ die Wange.

Johanna, die, nachdem alles eingerichtet, wieder eingerückt war, wurde nicht recht fertig mit dem Haus. Die Kinder fanden sie „langsam und druckfig" und legten alles mir zur Last. Kurz, es war gut, daß ich wieder in die weite Welt ging, meinen Gram zu betäuben. Mitte September schon suchte ich das Weite, stürzte mich aufs neue in den Strudel des Kosmos.

Ich fuhr von Antwerpen, mit einem holländischen Dampfer diesmal; die See war, mit Ausnahme weniger Tage, glatt. Ich wollte erst in Java aussteigen, aber die Mitreisenden erzählten mir so viel Wunderdinge von Sumatra, wo wir zuerst anlegten, daß ich mich kurz entschloß, dort haltzumachen und mit einem späteren Dampfer nach Batavia weiter zu fahren. Ich habe es nicht bereut. Eine ganz neue Welt trat mir in Holländisch-Indien, zuerst also in Padang, entgegen. Das Tropenbehagen der Europäer kam mir hier fast noch mehr zum Bewußtsein als in Indien.

Schon die Haustracht der guten Holländer, die buntgeblümten Hosen, Sarongs und die Cappaya, die weiße Nachtjacke, entzückte mich. In Padang passierte mir das Kuriosum, daß, als ich im Kimono zur „Reistafel" antreten wollte, weil alle andern Damen barbeinig, in Sarong und Cappaya, erschienen, die Wirtin entsetzt auf mich zu stürzte: „Um Gottes willen, Sie können so nicht erscheinen, im Badekostüm!"

Mit zwei deutschen Gelehrten zog ich auf den Korallenfang, sah beim Konsul Schild die Kriegstänze einiger Südseeinsulaner — und machte von seiner Villa im Dschungl, gewissermaßen platonisch, eine Tigerjagd mit.

Lauter neue Sensationen! Dann fuhr ich mit der kürzlich eröffneten Bergbahn durch die wilde Anneschlucht nach dem „Bovelande", nach Fort de Kock, Pajakombo, dem Carbowengat, Mar von Manigno und Fort van der Capellen. Durch die Liebenswürdigkeit der dortigen „Controlors", Westenenk und Oldt van Barneveldt, wurde mir alles unendlich erleichtert, verschönt. Ich malte in Eingeborenenhäusern, begeisterte mich am Silberduft der Landschaft, den spitzgeschnäbelten buntbemalten Reisscheuern und den Messighits (den Moscheen) mit drei, vier übereinandergestülpten Dächern.

Tief befriedigt fuhr ich weiter nach Batavia. Dort verdankte ich sehr viel Anregung dem deutschen Generalkonsul Anton und Herrn Merten, dem Besitzer vom Hotel Nederlande. Sie fuhren mit mir in der ganzen Umgegend umher.

Dann ging ich nach Buitenzorg mit seinem weltberühmten „Plantentuin", dem, trotz Peradenya-Kandy, größten und schönsten botanischen Garten der Welt. Den Hauptgrund der unerhörten Üppigkeit der javanischen Flora bilden die täglichen, etwa zweistündigen Regengüsse. Hier genoß ich in den berühmten „Bergkammern" die wunderbarste Aussicht auf die Vulkane Merapi und Singgalang. Außerdem wurde ich von dem dort residierenden Gouverneurgeneral, Herrn van Hensoz, zur Tafel geladen. Durch einen netten Zufall kam er mir mit meinen Novellen „Dunkelkammer" in der Hand entgegen. Er meinte auch, ich müsse unbedingt den Teekönig von Java, in Malabar über Bandeong, besuchen und gab mir eine Empfehlung an diesen. Dort verlebte ich dann sehr interessante Tage. — Auf einer von zweiundzwanzig erloschenen Vulkanen umstandenen Hochebene hat Herr Boscha eines der größten „tea estates" (wie man in Indien sagt) der Welt geschaffen. In vier Stunden rast das Automobil die Serpentinwege des Berges hinan. Oben reichen sich raffinierteste Kultur und absolute Urwüchsigkeit brüderlich die Hand. Als ich mit Herrn Boscha spazieren ging, warfen sich rings an den Wegen all seine Arbeiter vor ihm in den Staub. Und abends, wenn sie ihren Tagelohn erhalten (etwa vier Pfennig pro Tag), nehmen sie ihn kniend und das Geldstück küssend entgegen.

Aber der menschenfreundliche Unternehmer hat ihnen ein ganzes Dorf gebaut mit Rathaus und Missehit (Moschee) und Wayang Wayang (das jedem Javaner unentbehrliche Puppenspiel). Und dort leben in Wahrheit Glückliche — Bedürfnislose, in einem ewigen Frühling.

Ich habe noch viel Buntes und Merkwürdiges auf Java gesehen. In meinem Roman „Erloschene Vulkane", der auf Malabar spielt, sind all meine Eindrücke festgelegt. Der Borobudur, der älteste, verfallende Buddhatempel der Welt, gehört zu den wenigen ganz großen, überwältigenden Lebenseindrücken. In einer paradiesischen Gegend liegt er. — Und dann die Eingeborenenstaaten vom Djokia und Soerakarta oder

Solo. Beim Susuhunam von Solo, Paknam (der Nabel der Welt), erlebte ich die Vermählungsfeierlichkeit von vier seiner vielen Töchter. Es war ein großes Fest, zu dem auch alle Farmer der Umgegend mit ihren Frauen geladen waren. Die Diener in roter Nelsonlivree servierten, aufrecht gehend, französischen Champagner, und die Prinzen königlichen Geblütes krochen den ganzen Abend auf allen vieren um den Susuhunam herum. So verlangt es die höfische Etikette. — Bände könnte ich darüber erzählen, aber ich fürchte, meine Leser können sagen: Das ist ja gar keine Lebensgeschichte, das ist ein Buch mit Reisebeschreibungen. Darum fasse ich mich kurz.

Mehrere feuerspeiende, noch lebende Vulkane besuchte ich, so den Schwefelkrater Papandayan bei Garoet, den Cava manuk (den Vogelkrater), den Tankoban-Prahoe. Vor allem aber den Bromo mit seinem Feuerkegel in der Sandsee. Einer der merkwürdigsten Krater der Welt! Von Tossari aus bestieg ich ihn, den Höhenkurort von Südjava.

Ich muß mich kurz fassen, kann all die Wunder der Vegetation und des Kults höchstens streifen. Von Batavia aus fuhr ich nach Singapore, wo mich die Geheimnisse des größten „Fleischmarktes" der Welt durchgrausten und erschütterten. Auch darüber kann man in meinem Roman „Yoshiwara" die einschlägigen Kapitel nachlesen.

Nun fuhr ich über Hongkong nach Schanghai. Vorher war ich im Portugiesen-Schönheitsfleck Macao und im altchinesischen Extrakt Canton gewesen, der mich mit seiner Farbenpracht derart berauschte, daß ich mich tagelang fast arm kaufte an alten goldgestickten Mandarinengewändern. Canton ist ein chinesisches Märchen und eine Stadt der Toten, in der ihnen jeden Tag frischer Tee und Orangen gebracht werden und wo für all und jedes etwaige irdische Bedürfnis bei ihnen vorgesehen wird; das muß man erleben, um daran zu glauben.

In Schanghai, im Haus des damaligen Generalkonsuls Herrn von Buri (es war gerade Opiumkonferenz), verlebte ich höchst interessante Tage. Aber in meiner Unschuld war ich nicht genügend warm gekleidet, ein Teil des Gepäcks war auch zurückgeblieben, so erkältete ich mich ernstlich. Mit einem Mantel der Frau von Buri trat ich die Fahrt auf dem Yangtsekiang nach Hankau an. Mein Zustand unterwegs, bei

eisigen Lüften, verschlimmerte sich aber derart, daß ich in Hankau mit telegraphisch beordertem Arzt und Krankenschwester in die deutsche Klinik des Dr. R. geschafft werden mußte. Es waren keine schönen Wochen. Die Fieberkurve stieg auf und ab, es hatte sich eine starke Rippenfellentzündung entwickelt. Als es besser wurde, las ich sehr viel, fuhr auch am letzten Tag in der Rickscha nach Althankau und dem wundervollen Tempel, die ja im letzten Aufstand ein Raub der Flammen geworden sind.

Kurz vor der Abreise hatte ich noch eine scharfe Auseinandersetzung mit Dr. R., der, trotz seiner anfänglichen Beteuerung, nur Künstlerpreis von mir zu nehmen, die Globetrotterschraube an meinen Beutel legte! Ganz wie die meisten deutschen Landsleute im Ausland, Schröpfköpfe setzend, verfuhr er. Auf meine Einwände meinte er lächelnd: „Freuen Sie sich, daß der chinesische Tael zur Zeit so niedrig steht. Was meinen Sie, was sonst dreißig Taels täglich für Sie betragen würden? Es zwingt Sie ja keiner, nach Peking zu fahren." — Später meinte er: „Sie haben ja zweite Klasse nach Peking genommen — das ist hierzulande unmöglich." — „Wenn Sie mir das Geld für die erste Klasse abnehmen?" fragte ich. — Es lebe die deutsche Landsmannschaft im Ausland!

Nun fuhr ich also nach Peking! Es war Mitte März, und um die Räume in der Gesandtschaftsstraße ragten meterhohe Eiswälle. Man friert nirgends so sehr wie in China. Aber welche ungeahnten Herrlichkeiten nahmen hier Geist und Seele wieder auf. Ein Sandsturm an der chinesischen Mauer, bei dem ich mich flach zu Boden werfen mußte, um nicht von den Zinnen hinabgeweht zu werden, ist so ziemlich der stärkste meiner dortigen Eindrücke. Und die Kaisergräber der Mingdynastie. Und die Landschaft um Peking. Vor allem aber die herrlichen, echtvergoldeten Schnitzereien vor und in den Kaufläden und die Fülle blühender Blumenzwiebeln in jedem Laden, vor jeder Tür. Seit dieser Zeit bringt mir jede Hyazinthe das Bild Chinas vor die Seele. Peking ist die einzige chinesische Stadt mit breiten Straßen, die doppelt breit erscheinen durch die niedern Häuser.

Und dann, unter tausend Beschwerden (in Taku lagen wir drei Tage und drei fürchterliche Nächte vor der Barre), kam ich endlich durch die berühmte Binnensee nach Japan.

Von Kobe, das mich schon so echt japanisch anmutete, fuhr ich für vierzehn Tage nach Kioto, und hier — die Kirschbäume blühten — schlugen die Wellen des Japanrausches über mir zusammen. Der steigerte sich dann ständig, in Nara, in Yokohama mit Enoshima und Kamakura mit seinem berühmten Bronzebuddha, dem Daibouts. Um dann, über Tokio und seinen Schogungräbern, in Nikko zu gipfeln. „Nenne nichts großartig, bevor du Nikko gesehen", sagt ein japanisches Sprichwort. Wirklich, das altjapanische Kunstgewerbe im „Hondo", dem Allerheiligsten von Nikko, eröffnet dem Künstler neue Schönheitswelten. Und die japanische Gebirgswelt in Nikkos Umkreis mit all den unbeschreiblich malerischen Teehäusern. Und seine wundervolle Kryptomerienallee nach Imachi.

In Tokio erlebte ich noch das Kirschblütenfest im Park des Kaiserpalastes und ward dem, leider wie sein ganzer Hof europäisch gekleideten, Herrscherpaar vorgestellt.

Ein Geishafest, das mir vornehme Japaner, an die ich empfohlen war, im Maplerclub von Tokio gaben, gehört zu meinen reizvollsten Erinnerungen. Zu meinen farbenprächtigsten aber der Abendgang nach dem brühmten Frauenmarkt von Yoshiwara in Tokio. Worte vermögen kaum den Farbenzauber dieser „Mädchenpaläste" zu schildern. Straßen auf, Straßen ab, in jedem Haus etwa zwanzig, in altjapanischer Tracht in den gleichen Farben gekleidete, käufliche Frauen, in kniender oder huckender Stellung auf roten Kissen, vor wundervoll goldgeschnitzten Hintergründen, wie im Käfig hinter Gittern. Diese Frauen trifft hier kein Odium. Sie genießen die Achtung und Liebe der ganzen Bevölkerung. Es ist ein unglaublich malerischer Anblick. Einige Gassen sind sogar mit Kirschbäumen besetzt, und der Blütenschnee weht bis hinter die Gitter in das Haar der Schönen. Am Eingang zum Frauenviertel erhebt sich über einer Art Tür eine weibliche Gestalt mit einer Lampe — fast wie eine Madonna.

Wieder und wieder war ich in Yoshiwara. Die Grundidee meines Romans „Yoshiwara" ist dort entstanden.

Und dann hatte man mir so viel erzählt von Miajyma, der heiligen Insel, auf der seit Jahrhunderten kein Mensch geboren werden und

keiner sterben darf (wenn sich's vermeiden läßt, heißt das wohl), so daß ich beschloß, nicht zu scheiden, bevor ich sie gesehen hatte, und von Kobe aus mit einem Küstendampfer dahin fuhr. Mit mir fuhr noch ein einziger Passagier, ein Amerikaner, Mr. Moore. Er schien mir anfangs recht uninteressant. Das Schicksal aber warf uns zusammen, und ich fand in ihm einen der uneigennützigsten Freunde meines Lebens.

Wir stiegen in Miajima im gleichen Hotel ab, Mr. Moore im Hauptbau, ich in einem der kleinen japanischen Häuschen; meine Stube habe ich andern Tages gemalt und erwartete dann Mr. Moore bei mir zum Tee. Es war alles wie ein Puppentraum. Wir blieben mehrere Tage dort und machten die schönsten gemeinsamen Ausflüge, auch nach einem Aussichtsberg mit Tausenden von Stufen, bei dem ich allein schwerlich auf den Gipfel gekommen wäre. Dann suchten wir „das heilige Feuer" — im dichten Wald unerfindlich, fanden aber dafür eine echte reine Freundschaftsflamme. — Wir hatten kristallinische Lüfte, und es war alles wie in Duft und Glanz getaucht. Mr. Blanchard Moore reiste ab, aber ich konnte mich noch immer nicht trennen. Es war mein letzter Eindruck von Japan.

Ich fuhr endlich über Hiroshima nach Tsuruga, von wo ich mich nach Wladiwostok einschiffte. Herrlich ist dessen Lage an der Amurbai. Die Koreaner in ihren weißen Gewändern verschönen die ganze Stadt.

Und dann ging es auf siebzehntägiger Fahrt, im Postzug zweiter Klasse, nach Moskau. Der russische Generalkonsul hatte es mir geraten. Es kostete nur wenig über hundert Rubel, aber man mußte sich selber verproviantieren, von den an den Stationen sitzenden, farbig kostümierten Völkerschaften, die kaum russisch verstanden. Den „Tschai", den Tee, bereitete jeder sich selber in der mitgeführten Teekanne und entnahm das heiße Wasser dem Samowar auf den Stationen. Das mutete mich ganz japanisch an, ich benützte dazu auch mein japanisches Teekännchen.

Das Schlimmste war, nach dem Waschraum zu gelangen. Der Zug war überfüllt, und man mußte Waschraum „stehen", wie etwa im Krieg Butter und Kartoffeln. Es war fürchterlich. — So rechnete ich mir denn aus, daß früh vier Uhr der Andrang geringer wäre. Aber ich konnte die ganze Nacht kaum ein Auge zutun vor Angst, die Zeit zu verschlafen.

Das bunteste Völkergemisch drinnen im Zug und draußen an den Stationen. Hundert Augen hätte man haben müssen. Mein Gegenüber war eine hübsche junge Livländerin, die Berge von Proviant aus Wladiwostok mitschleppte, an jedem Tag aber irgend etwas für verdorben erklärte und aus dem Zug feuerte. Die prächtigsten Würste und Konserven flogen so täglich ins sibirische Land. Die Leute konnten dort wirklich behaupten, daß es Wurst, Schinken und Delikatessen regne.

„Man muß es rausschmeißen", ihre stehende Redensart, verfolgte mich bis in meine Träume.

Es wäre alles so herrlich gewesen ohne dies stumpfe, seelenlose Gegenüber, dem kein noch so interessantes Geschehen, Erleben und Sehen einen geistigen Schimmer ins Auge zaubern konnte. Hätte ich jetzt im Krieg all die herrlichen Eßwaren, die dies Mädchen als „verdorben" zum Fenster hinausgeworfen hatte! Nachts machte ich mir mit meinem Laken eine spanische Wand, um sie wenigstens für diese Zeit nicht auch noch sehen zu müssen.

Die melancholischen graugrünen Wellenhügel der Mongolei, blutrote Abendsonne darüber, flogen an uns vorbei. Am Baikalsee fing das Wintereis gerade zu tauen an, aber in der sibirischen Steppe hatten wir Mitte Juni den berauschendsten Frühling! In keinem andern Land der Erde sah ich jemals solche Blütenfülle. Unabsehbare Wiesen, tiefhimmelblau von Vergißmeinnicht, rot und gelb von Primeln. Und die Maiblumen! Wahre Orgien von Maiblumen feierten wir in dem endlosen Zug. Da war kein Abteil, sogar in der dritten Klasse, in dem nicht alles mit frischen Maiblumensträußen besteckt war. An jeder Station wurden neue gekauft, um ein Nichts. — Wie eine Duftwolke umschwebte es den Riesenzug.

Denke ich an diese Landreise von siebzehn Tagen, fallen mir zuerst drei Dinge ein: das Anstehen beim Waschen, das „Rausschmeißen" und der sibirische Blütenrausch.

An der Chinesengrenze waren die Paßschwierigkeiten ebenso schrecklich wie an der deutschen. Die Livländerin wollte eine Fülle japanischer Elfenbeinschnitzereien schmuggeln, ihr bestes Versteck schienen ihr die Strümpfe. Auch ich war so dumm, ihr einiges in meinen Strümpfen

unterzubringen. Die Zollbeamten waren sehr streng. Sie trennten mir z. B. das Mantelfutter auf, um zu sehen, ob keine japanische Seide dazwischen stecke. Kaum waren sie fort, als die Livländerin triumphierend zwei große Porzellanvasen unter ihren Röcken hervorholte, die sie sich an Schnüren umgehängt hatte. Sie lachte sich fast tot über die dummen Zollbeamten. Da — die Tür öffnet sich aufs neue zur Revision — ein alter Zolltrick — und die Vasen, die Vierhundert-Rubel-Vasen, wurden ihr einfach fortgenommen. Ja — wer zuletzt lacht, lacht am besten. Eine halbe Flasche Wutki fanden sie in meinem Proviant, den sie einfach austranken.

Nun war ich also zum zweitenmal in Moskau, wo ich bei Bekannten, Herrn und Frau Löwenthal, wohnte. Und dann ging's über Warschau nach Berlin zurück. Die Warschauer Juden schienen sich verschworen zu haben, mich dort und im Bahnabteil mit ihrem Jiddisch zur Verzweiflung zu bringen. —

Im Tempio wieder ein paar mühsam eroberte Besuchstage der Kinder, sehr unerquicklich, im Zeichen beißender Spottlauge. Johanna bewältigte die viele Arbeit nicht mehr. Außer der von mir gehaltenen Aufwärterin und dem Gärtner hatte sie eine Freundin aus dem Krankenhaus eingeführt, Frau Podzuweit, die ich scherzhaft Frau Obergärtnerin nannte. Sie stammte vom Lande und war selig, in Gartenarbeit sich austoben zu können. Sie kam bald jede Woche, und unter ihren geschickten Fingern wuchsen Blumen die Fülle. Alle Beete säumte sie mit Veilchenrändern und schuftete von früh bis in die sinkende Nacht. Übrigens hatte Johanna jetzt drei Sprengknaben angeschafft, für eigenes Geld (um sich zu entlasten). Diese Kinder durchbrüllten täglich für Stunden den Garten und verbrauchten dreifach mehr Wasser mit dem Schlauch, als nötig war. — Ein paar Monate sah ich zu, dann machte ich der Herrlichkeit ein Ende. —

Tempio

Die Halle war schon im vorigen Herbst fundiert worden, und ich hatte nach altem Brauch in einer Flasche eine Urkunde darunter eingraben lassen; jetzt war das Richtefest, das die Handwerker sehr lärmend feierten. — Dann kamen italienische Arbeiter, das Fußbodenmosaik zu machen und die Säulen mit gelbem Stukkomarmor zu bekleiden.

In dieser Zeit kamen die Kinder wieder für ein paar Tage. Ich hatte für mein wehrloses Herz mich sehr vor diesem Besuch gefürchtet. — Aber er verlief ganz anders. Es schien den Heranwachsenden plötzlich ein Verständnis aufzugehen für den Stil und die Schönheit meiner Tempioschöpfung, und sie fingen an, mich mit eigenen Augen zu betrachten. Das Glasstückchen aus diesen ihren Augen, das ihnen wie in Andersens Märchen ein Zerrbild aus mir, meiner Welt und meinem Leben gemacht, war herausgefallen. Sie sahen wieder das „Ding an sich". — So meinte Helga einmal: „Weißt du, du mußt in deinen japanischen Kimonos umhergehen, es paßt nichts anderes so zu dir." Und Inge: „Die weißen Säulen müssen am Tempio stehen, und es muß alles so sein, wie es ist, und es ist sehr schön."

Das machte mich alles sehr glücklich, und ich fing wieder an, leise auf die Liebe meiner Kinder zu hoffen. An den langen Sommerabenden spielten wir alle vier „Schreibspiele", und das starke poetische Talent dieser erblich doppelt belasteten Kinder begann sich voll zu entfalten. In wenigen Tagen — wie Blumen im Märchen.

Einen starken Eindruck machte es auf sie auch, als an Inges Geburtstag ein schlanker, schwarzer Italiener, ein Stukkoarbeiter, eine blaue Blume hinterm Ohr, dem sie ein Glas Bowle brachten, es in einem Zug leerte: „Alla salute delle Signorine!" War das den in Italien Geborenen wie ein Heimatgruß? Ich hatte das Gefühl, daß es ihnen diesmal zum ersten Male bei mir gefallen hatte. Und das beglückte mich sehr.

Bald nach ihrer Abreise besuchte mich mein Japanfreund, der Amerikaner Blanchard Moore, und lud mich für acht Tage nach Norwegen ein. Wir wollten uns in Kristiania treffen. Er war einige Zeit bei Tolstoi gewesen und hoffte nun, durch mich bei Björnson eingeführt zu werden. Aber es sollte anders kommen; Björnson war schwer erkrankt und konnte niemand mehr sehen. So waren wir nur in Jotunheim, dem wildesten und unbekanntesten Innengebirge von Norwegen, dessen Kette ich von Nystuen und Tyn im Vorjahr mit Sehnsucht betrachtet hatte. Nun bereisten wir also die wilden „Jotunkindere".

Leider war's nur eine kurze Freude. Mr. Moore kam dann noch für einige Tage nach dem Tempio. Johanna verliebte sich schleunigst in ihn,

obgleich er äußerlich ganz unansehnlich war. Er schied mit dem Wunsche, mich bald in Amerika begrüßen zu können. „Das hat gute Wege", meinte ich.

Kurz darauf besuchte mich ein Herr H., den ich einst in Athen mit Katharina kennengelernt hatte. Damals diente er auf einem österreichischen Kriegsschiff sein Jahr ab. Jetzt war er Ehemann einer reichen Amerikanerin aus der Stadt Philadelphia geworden und wohnte in deren Vorort Cynwyd. Er begeisterte sich für meine Bilder und meinte, in dem engen Raum, so dicht beisammen, kämen sie unmöglich zur Geltung, und er schlüge mir eine Ausstellung in Philadelphia vor, die er managen wollte. Ich müsse dann aber umgehend die Bilder einpacken lassen, natürlich alle ohne Rahmen und die großen gerollt, und selber sofort mit ihnen herüberkommen.

Das leuchtete meinem Abenteurergeist nur allzusehr ein. Wenn Herr H. der rechte Mann war, war es eine gute Sache.

Nach Empfang seines Briefes aus Philadelphia, in dem er alles nochmals präzisierte und mir anbot, mich in Pension zu nehmen, sagte ich kurzentschlossen zu und ließ die mühsam eingeschachtelten und aufgestellten Bilder wieder alle von den Wänden nehmen, die großen aufrollen und alles in zwei ungeheuren Blechkisten nach Hamburg senden.

Dort nahm ich sie als Passagiergut mit auf den Dampfer und fuhr nun zum erstenmal nach der Neuen Welt.

In Hamburg wollte ich in einem Hotel H. übernachten, der Wirt aber erwies sich als Preller, und das machte auf mich einen peinlichen Eindruck. War das eine böse Vorbedeutung, daß ich auch in Philadelphia mit „H." kein Glück hätte?

In Neuyork nahm er mich dann selber in Empfang und brachte mich nach Philadelphia und Cynwyd. Drei Wochen schwebte das Damoklesschwert über mir, daß die Bilder, die ich als Atelierumzugsgut angegeben hatte, schwindelnd hohen Eingangszoll — ein kleines Vermögen — kosten sollten. Diese ständige Todesangst um einen geradezu unerschwinglichen Zoll war kein Heilmittel für meine Nerven, dazu erkältete ich mich schwer in dem wahnsinnig überhitzten Haus. Die sinnlose „Radiatorheizung" in den Häusern und Bahnen von Amerika scheint mir einer der

größten Mißstände für Neuankommende. Sie brachte mich, die ich doch von den Tropen an starke Hitze gewöhnt war, fast zur Verzweiflung. Auf Anraten des jungen Ehepaares ging ich in den letzten Tagen des „Indiansummers" nach dem benachbarten Riesenseebad Atlantic City. Es brachte mir keine Besserung. Vorher war ich, mit Empfehlungen versehen, nach Washington gefahren. Graf und Gräfin Bernstorff waren sehr gütig gegen mich, ich wurde zum Diner geladen, und danach fuhr die Gräfin mit mir spazieren. Der Graf verschaffte mir eine Audienz beim damaligen Präsidenten Taft. Das war das einzige Mal, daß ich mir in Amerika für zehns Cents (vierzig Pfennig) die Schuhe wichsen ließ! — Übrigens verbrachte ich zwei Tage im Kapitol und in der pompösen Congreßlibrary, und an einem dritten fuhr ich auf dem Potomac nach Washingtons Heimstätte, Mount Vernon.

In Cynwyd war's unerquicklich. Die schwarze Dienerin war wegen Trunksucht Knall und Fall entlassen worden, die junge Frau hatte alle Hände voll zu tun mit einem Säugling, verstand von Haushalten keine Spur, und alles ging drunter und drüber. So mußte ich in den sauren Apfel beißen, bei den Zimmern zu helfen und die Küche zu übernehmen. Frau H. erinnerte mich in vielem an meine Livländerin, „man muß es rausschmeißen". An jedem Abend wurden Berge von Weißbrot-, Fleisch-, Kartoffel- und Gemüseresten zum Abfall geworfen. Das Herz tat mir weh.

Übrigens war Frau H. eine in Paris geschulte, sehr gute Koloratursängerin und in jeder Beziehung „ein kleiner Racker". H. selber, der erst Feuer und Flamme für meine Ausstellung gewesen war, hatte ganz plötzlich, echt amerikanisch, ein „vacuum — cleaner"-Geschäft übernommen und war den ganzen Tag unterwegs nach „Kunden". Aber einen sehr schönen Ausstellungsraum in der Chestnutstreet hatten wir gewonnen. Wann aber würde die Bilderzollfrage erledigt sein? Ich wurde immer kränker, mein Husten war fürchterlich, und meine Nerven wurden immer schwächer. Da es nun möglicherweise noch Wochen, ja Monate dauern würde, ehe die Bilder frei wurden (wenn das überhaupt gelang), beschworen mich H.'s, ihnen die ganze Sache anzuvertrauen und selber für meine Bronchien Genesung im Süden zu suchen. Es sollten mir dann

allwöchentlich die „Einnahmen" geschickt werden. Lange sträubte ich mich, aber ich wurde täglich elender, die Hoffnungen täglich dunkler und der Aufenthalt im Hause H. täglich unerquicklicher. — In den letzten guten Spätherbsttagen hatte ich die Stadt der Bruderliebe ausgiebig besichtigt und mich in ihren amerikanischen Riesenmaßen verloren; nun wandte ich ihr also, nach schweren inneren Kämpfen, endlich den Rücken, von H. vorsorglich zur Bahn gebracht. — Ich sollte ihn und Philadelphia nicht wieder sehen.

Von Neuyork fuhr ich geradenwegs nach Cuba-Habana, und seine vielgerühmte Tropenpracht mutete mich nach Indien und Java recht kläglich an. Trotz mannigfacher Ausflüge ins „tropische" Innere, z. B. nach der Tropfsteinhöhle zu Matanzas. Danach fuhr ich mit einem amerikanischen Dampfer nach Veracruz. Die unerträglichen Zollängste begannen langsam zu weichen. In Veracruz umwehten mich erschlaffende Lüfte; die Frauen gingen alle mit offenem, langem Haar, und die Aasgeier säuberten die Straßen. Überall ragten buntglasierte Kuppelkirchendächer in die tiefblaue Luft.

Nun war ich also in Mexiko. Wie ein Renner hob ich den Kopf empor und witterte Morgenluft, meine Lebensluft! Mexiko, auf, hinein in seine Geheimnisse! — Schon auf dem Schiff bedauerte ich von ganzer Seele, daß mir in dieser Jahreszeit Yukatan und die Ergründung seiner Tempel ganz unmöglich wäre. Im Frühling und Sommer sind für alles Verbindungen, Bahnen. Zur Zeit war es mir aber ein verschlossenes Paradies. Drum sollte mir wenigstens Mitla nicht entgehen! Vorläufig aber war ich erst in Veracruz bei seinen fetten Aasgeiern, die mir Malabarhill und die Türme des Schweigens in Erinnerung brachten. Ich las, ich studierte Prescotts „Conquest of Mexico"; den gleichen Weg wie die Conquistadores, den gleichen Weg wie Fernan Cortez würde ich machen, von der Fieberzone am Meer immer höher hinauf nach Mittelland und Gebirge. Allerdings etwas bequemer als Cortez, fuhr ich in einer Tagereise über Jalapa (die Heimat der Jalapawinde), Fortin (die Kaffeeregion) nach Orizaba, am Pico d'Orizaba, mit seinem ewigen Schnee!

In Fortin erstand ich für ungefähr zwanzig Pfennig ein ganzes Kistchen voll schwer duftender Gardenien. In Orizaba wandelte ich

mitten im Winter unter blühenden Oleandern. Wieder die herrlich bunten Kirchenkuppeln auf dem Hintergrund blühender Alamedas. Und abends beim Wandeln durch die dunkeln Gassen sah ich manch dunkle Männergestalt, im spitzen Sombrero, Mandoline spielend oder flüsternd, vor einem dicht vergitterten Fenster, hinter dem eine weibliche Gestalt sich ihm entgegenneigte. Die spanisch-mexikanische Art des „far amore".

Auch im Stierkampf war ich, der hier noch etwas merkwürdig unzivilisiert Urwüchsiges hatte.

Ja, ich war in Mexiko. Ganz plötzlich, ohne langes Überlegen war ich nun hier mitten in seinem Herzen.

Und dann fuhr ich nach Mexikocity und stieg in einer kleinen spanischen Casa dos Huespedes ab. Aber die Kost war fürchterlich, und in der ersten Nacht stahl man mir die Stiefel vor der Tür. So ging ich doch lieber ins zivilisierte Hotel de Genève im ganz modernen Fremdenviertel.

Ja, Mexikocity hat so moderne Stadtviertel, daß es einem unmöglich deucht, in Mexiko zu sein. Hier sollte ich also das erste Geld von H. erhalten, nachdem ich in Veracruz bereits die Kunde vorgefunden hatte, daß die Zollfrage sich endlich befriedigend für mich abgewickelt, die Bilder schon im Ausstellungsraum aufgestellt würden und er „Nacht und Tag" daran arbeite. Natürlich schickte er kein Geld, sprach nur von den immer größer werdenden Unkosten, und daß ihm sein vacuum-cleaner-business leider nicht genügend Zeit gestatte, er deshalb eine Sekretärin angenommen habe. Er schickte auch ein paar Zeitungsausschnitte. Aber nun wußte ich schon genug, die Sache würde sich *nicht* erfolgreich gestalten, denn H., der seine ganze Kraft dafür einsetzen wollte, widmete diese Kraft einem einträglicheren „business", dem vacuum-cleaner. Das Hamburger Omen sollte recht behalten. Nun rechnete ich also nicht mehr mit Philadelphia und seinen Goldquellen. Ich schaltete es einfach aus — aber ich lebte und webte in Mexiko.

Anfangs stand ich ihm so kühl gegenüber — es war alles so blaß und staubig, verglichen mit den dunkeln indischen Gluten. Aber mählich nahm mich sein feiner Silberzauber völlig gefangen. — Ich weiß gar

nicht mehr, wie lange ich dort war — im höchsten Fall waren es drei Monate. Aber mir schienen es drei Jahre, vor der Fülle des Gelernten, Geschauten. Ich könnte auch hierüber Bände schreiben und kann doch nur ein paar Streiflichter wahllos aus meiner laterna magica auf diese weißen Blätter werfen.

Beim deutschen Gesandten B. wurde ich durch Zufall und Menschenkenntnis Mitwisser eines angehenden tragischen Konflikts. Ich lernte Menschen kennen vor der Lebenswende — vor Entscheidung zu Tod und Verderben. So oft denke ich seither daran.

Vielleicht aber hat sich alles nur in einem kleinen Ehebruch glatt verlaufen. Wer kann es sagen? — Welche Menschentypen auch im Hotel de Genève! — Und wieder große Stiergefechte. Und Ausflüge in die unsagbar reizvolle Umgebung.

Um die große Kathedrale wurden neue Kanäle gelegt. Bei diesen Ausgrabungen fand man wieder Hunderte von Menschenschädeln, von der großen Schlacht, die hier in „Tenochtitlan" zwischen den Kriegern Montezumas und den Söldnern der Konquistadores stattgefunden hatte, von dem Blutbad, das den Kämpfenden bis über die Knöchel gespritzt sein soll. — Alle furchtbaren Kämpfe verrauscht — verklungen — alles gewandelt. — —

Am Mercado del Volador (dem „Diebesmarkt", eigentlich Trödelmarkt) fand ich einen Knopf mit Kaiserkrone von einer Dienerlivree Kaiser Maximilians! Auch diese so glänzend einsetzende Tragödie verrauscht — verklungen —!

Im Museum Schätze bis ins graueste Altertum zurück, weit über Azteken- und Toltekenzeit hinaus, hier, gewissermaßen an der Wiege jener Völkerschaften, doppelt eindrucksvoll. Weihnacht wurde im Gesandtschaftspalais und im Hotel de Genève sehr prächtig gefeiert, auch in der ganzen katholischen Bevölkerung, dem Prachtgemisch von Indianern und Spaniern. — Porfirio Diaz war noch am Ruder, auch er ein echtes Kind seines Landes. Ich ließ mir viel über ihn erzählen, er war der Abgott des Volkes. Wer hätte gedacht, daß er so bald schon abgesetzt und flüchtig würde! In Mexiko ist man niemals vor Überraschungen sicher.

Cuernavaca! Welch eigentümlich schöne Tage verlebte ich dort im dunkel-schönen, schwermütigen Bordagarten, dem Lieblingssitz von Kaiser Maximilian und Charlotte. Und vor dem Palast des Fernan Cortez, von dem so seltsame Felsenschau sich bietet. Ja, Mexiko wuchs mir immer mehr ans Herz. Als ich im Abendglühen nach Mexikocity zurückfuhr und die Vulkane Popokatepetl und Iztaccihuatl schöner denn je aus der Ebene hervorragten — wie konnte ich sie da verstehen, die Leidenschaft der Konquistadores für dieses herrliche Land.

Ich fuhr dann noch über Puebla und Cholulla (welche Bilder aus der mexikanischen Geschichte stiegen da vor meinen Augen empor), durch weite Landstrecken, nur mit Orgelkaktus bewachsen, stundenlang durch „Pulquefelder" (Agaven, aus deren Saft der landesübliche Agavenwein, der berauschende Pulque, bereitet wird), nach Oaxaca. Wieder überall fein silhouettierte, reichgeschmückte Kirchen! — Dann in vier Stunden nach Mitla, den geheimnisvollen Toltekentempeln, noch gänzlich wohlerhalten mit ihrem wie griechische Bänderornamente wirkenden Schmuck. Als wenn die zum Teil unterirdischen Tempel erst gestern verlassen wären. Auch Mitla liegt von Orgelkakteen umgeben. Ein sehr poetisches Gasthaus nahm mich auf. Durch einen dunkeln Kramladen kam man in einen wahrhaft paradiesischen Tropenpatio mit leuchtend rotblühenden Bäumen, Palmen, Schlingrosen. Ein Märchen von einem Garten. Überhaupt die „Fondas" in den kleineren mexikanischen Städten sind oft von unbeschreiblichem Reiz umflossen, wie das ganze Land.

Auch die neuausgegrabenen Pyramiden von Sonne, Mond und Sternen mit den merkwürdigen Wandmalereien, nahe Tezcuoco, besah ich mir noch, und Amecameca, das mexikanische Oberammergau. Am Popopark hätte ich mich am liebsten wieder angekauft. Das ist eine moderne Villengründung, drei Stunden Schnellzug von Mexikocity, in einem wundervollen Lorbeer- und Pinienwald, unmittelbar gegenüber vom Popocatepetl und seinem ewigen Schnee. Landschaftlich schönere Bilder sah ich selten. Und hier oben war die reinste und leuchtendste Luft, ein ewiger Frühling, das ganze Jahr blühen die Rosen. Und es waren solch verführerische Preise! Ein Baugrund von ungefähr zwei Morgen

prächtigstem Wald, mitsamt Bausteinen von silbergrau glänzender, marmorartiger Beschaffenheit — etwa achttausend Mark. Aber freilich — ich hatte nun den Tempio! Und die Kinder hätte ich hier niemals herbekommen. Also mußte es beim Traum verbleiben, ebenso wie das Dalmatiner Kloster! Das an der „Pest"-Wirklichkeit zerschellte. Wie froh bin ich nun hierüber!

In Mexiko sah ich noch sehr großartige Stiergefechte. In den Zeitungen füllte der staubaufwirbelnde Selbstmord einer jungen Deutschen, die angeblich von vier Stierfechtern vergewaltigt worden war, täglich lange Spalten. Stierfechter stehen auch in Mexiko im Vordergrund des Interesses. Ich behandelte dies alles in meinem Roman „La Paloma".

Dann fuhr ich nach dem weltfernen Cuautla, dem künftigen Karlsbad von Mexiko. Verträumtere Gärten, verschlafeneres Poetenland wie dort sah ich nirgends. Wie oft packt mich jetzt die Sehnsucht nach Mexiko, das ich damals gar nicht so besonders schätzte!

Und dann ging's über Queretaro (wo ich Maximilians Blutspuren verfolgte und Opaleinkäufe machte) und Zacatecas (den alten Silberminen in wildromantischem Talkessel, von kahlen Berghängen umgeben), über Aguas Calientes (berühmt durch seine heißen Quellen und Spitzen), in einigen Tagereisen über Albuquerque nach dem Gran Canyon von Arizona! Ja, der Reiseteufel hatte mich wieder — mit Haut und Haaren.

Alles andere ist mir dann für Tage in der gigantischen Größe des Gran Canyon, dem „Chosm of horrors", dem Spalt des Schreckens, versunken.

In meinem späteren Roman „Im Schatten der Mormonen" ist er geschildert, wie er meinen berauschten Augen sich darstellte, als der Maßstab für alles Größte an Naturwundern, das diese Erde trägt.

Und dann ging's weiter nach Los Angeles. — H. hatte natürlich kein Geld geschickt. Auch seine Nachrichten blieben aus, ich hatte keine Ahnung, wie die Sachen in Philadelphia standen. Aber ich wollte doch wegen Geldmangel nicht in meinem „sightseeing" behindert werden. Also hieß es sich einrichten und alles am Körper abzwacken, um es Auge und Geist zuführen zu können.

Ich fand auch glücklich in „Peoples hotel" ein dunkles, kaltes Zimmer für zwanzig Cents. Und dicht nebenan ein Frühstück für fünf und ein Diner für fünfzehn Cents, so konnt' ich mir noch fünf Cents für den Abend spendieren und hatte immer erst fünfundvierzig Cents für mein Leben verausgabt. Behielt von drei Dollars pro Tag noch zwei und fünfundfünfzig Cents übrig und machte nun hierfür die herrlichsten Ausflüge. Nach Mount Wilson, Mount Lowe, nach den verschiedenen „beaches", all den Seebädern der Nachbarschaft. Ich genoß die Schönheit der Natur in vollen Zügen. Dann baldowerte ich eine billige Küstenlinie nach San Francisco aus. Aber die sollte mich fast das Leben kosten. Und sehr viel Zeit. Zwei Tage warteten wir in San Pedro auf die Abfahrt, und dann wurde es bei hohem Seegang in der Nußschale geradezu fürchterlich. In San Francisco mußten wir auf allen vieren, bei strömendem Regen auf schlüpfrigen Brettern ans Land kriechen.

Aber San Francisco bot mir viel des Neuen und Anregenden. Die Spuren von Brand und Erdbeben waren noch nicht ganz verwischt, und man konnte noch eine Ahnung bekommen von der grauenhaften Verwüstung am „golden gate".

Eine Schwester von Mrs. Sutherland, einer Bekannten von Atlantic City, hatte mir Quartier gemacht, und hier fand ich's für billiges Geld ganz behaglich.

Natürlich mußte ich trotz Winter nach Yosemite valley, dem berühmten Felsental der Sierra Nevada. Es übertraf auch, trotz Eis und Schnee, meine kühnste Erwartung. Auf dem Mount Tamalpais hatte ich überwältigenden Rundblick. Nach vierzehn Tagen verließ ich die Stadt höchst befriedigt, um nach Saltlake in Utah zu fahren und dort haltzumachen. Die Fahrt durch die Nevadawüste mit ihren in Abendduft gehüllten öden Hängen, unter denen noch so viele unentdeckte Nibelungenhorte eine spätere Welt mit Verderben überschwemmen werden, war unwahrscheinlich schön. In Saltlake stieg ich aus, nahm ein Zimmer und wanderte durch die echt amerikanisch aussehende Stadt. Ich ging auch ins Informationsbureau am Tempel. Dort lernte ich in einem Herrn Redakteur Schultheiß einen biederen Schwyzer kennen, der mich zu sich nach Hause, in seine kinderreiche Familie, mitnahm. Ich mußte

dort nächtigen. Er holte selbst mein Gepäck vom Hotel, und ich saß nun in einer waschechten Mormonenfamilie. Sie zeigten mir noch einiges am andern Morgen, und ich mußte ihnen versprechen, wenn ich je wieder nach Amerika käme, auf ein paar Wochen Einkehr bei ihnen zu halten. Dann reiste ich höchst befriedigt weiter nach Chikago. Bei Tagesgrauen kam ich an, von Mr. Blanchard Moore, der mir schon Quartier besorgt hatte, abgeholt. Und ich blieb vierzehn Tage in der Riesenstadt und überlegte mir, ob ich im nächsten Jahr hier eine Preuschenausstellung eröffnen sollte. Mr. Moore riet mir aus Kräften ab, er selber stand allen Künstlerkreisen fern und würde mir, wie er meinte, nicht helfen können.

Und dann fuhr ich weiter über Buffalo nach Neuyork. Aber den Niagarafall im Winter besah ich mir, und er übertraf all meine Erwartungen. In Neuyork nahm mich Mrs. Sutherland in Pension, und ich blieb einige Wochen bei ihr. Es war eine interessante Umgebung. Fabelhaft echtamerikanische Hausfrauenunordnung auf winzigsten Raum beschränkt; dazu ein sterbender Mann (früherer Redakteur an der „Sun") und ein Hausfreund, mit dem zusammen sie einst eine Goldmine entdeckte und besaß. Übrigens erfuhr ich nachträglich, daß Mrs. Sutherland eine gefeierte Tänzerin gewesen war. (Nach ihres Mannes Tod nahm sie wieder eine Anstellung als „Amor" in einem großen Ausstattungsstück an; zur Zeit aber lebte er noch.)

Ich hatte Empfehlung an eine deutsche Schriftstellerin Frau von Ende. Dieser Dame, die mit ihrem Sohn, der ein guter Violinspieler war und eine angesehene Musikschule besaß, ein schönes Haus an der 59th street bewohnte, erzählte ich von meinem Philadelphia-Mißgeschick. Ich hatte Nachricht vorgefunden, daß H. die Bilder verpackt und an einen Neuyorker Spediteur gesandt habe. Es sei nichts verkauft worden, er habe aber mit einigen Bildern seine Spesen gedeckt — er und seine Familie seien auf dem Weg nach Europa.

Frau von Ende meinte nun, daß es ein Jammer sei, daß die Bilder in Neuyork lägen und nicht ausgestellt würden, und bot mir ihr Haus für eine fünftägige Ausstellung an, aber keinen Tag länger, wie sie immer wieder versicherte. Ich ging darauf ein, hätte es aber lieber *nicht* tun sollen. Denn was nützten mir fünf Tage? Damals dachte ich

freilich, es ist besser als nichts, und traf umfassende Vorbereitungen. Die großen Bilder mit breiten, schwarzen Stoffstreifen als Rahmen schauten pompös im Musikzimmer aus. Die andern Bilder wurden über das ganze Haus verteilt. Es wirkte unendlich originell.

Nun bat ich den Grafen Bernstorff, mir die Ausstellung zu eröffnen. Er kam auch wirklich mit seiner Gattin und hielt vor zahlreichem geladenem Publikum eine Ansprache, in der er Amerika mit Deutschlands „most famous lady painter" bekannt machte.

Das wäre alles nützlich gewesen für eine Ausstellung von fünf Wochen. Für fünf Tage war's ganz unnötig verschossenes Pulver. Denn mir hat es nicht das mindeste genützt.

Natürlich erschienen, nach der glänzenden Einführungsrede des Botschafters, spaltenlange Berichte und Abbildungen in den größten Zeitungen. Doch als das große Publikum sich auf den Weg machte, die vielgerühmten Bilder anzusehen, da waren längst die fünf Tage verstrichen und die Bilder wieder verpackt und aufgehoben.

Mir hat dies nicht im aller-allermindesten genützt. — Nun fuhr ich ab, komischerweise auf der „Philadelphia". Am Tag der Abreise hatte ich noch einen Brief erhalten, der mich in allen Tiefen aufwühlte. Ich hatte Helga gebeten, mir zu schreiben, wann sie und Inge mich in diesem Jahr besuchen kämen, damit ich rechtzeitig für meine Geliebten das Nest bereiten könnte. Darauf kamen nach langer, beängstigender Pause ein paar kurze Zeilen: „Liebe Muz" (so nannten mich die Kinder von frühester Jugend an), „Du fragst, wann wir in diesem Jahr zu Dir kommen wollen. Nun höre mich ruhig und ohne Aufregung an — was ich Dir ebenso ruhig, aber fest enschlossen schreibe: Wir wollen überhaupt nicht mehr kommen! Wir wollen uns niemals wiedersehen! Denn es hat nicht den leisesten Zweck. Wir sind in so andern Gedanken und Interessen aufgewachsen als Du, es liegt solche Fremdheit zwischen Deinen und unsern Kreisen. Wozu uns alle drei unnötig quälen? Also rege Dich nicht auf und tue nichts Unvernünftiges — es ist unser felsenfester Entschluß. Trotzdem mit herzlichen Grüßen Helga — Inge. Du kannst uns ja immer schreiben, unser Leben aus der Ferne verfolgen. Wir werden Dir auch stets gerne antworten und Dir von unserm Leben berichten."

Das traf mich wie ein Keulenschlag! Ich hatte den Brief auf dem Schiff erhalten und in meiner Kabine gelesen, die Herr von Ende stimmungsvoll zum Abschiedsgruß mit roten Nelken ausgeschmückt hatte. Wie Hohn leuchteten mir diese Glücksblumen, die roten Nelken. Wieder und wieder las ich die Unglückszeilen!

Und dann fing ich an zu schreiben und zu schreiben. An die Kinder, an Schwager und Schwägerin.

Viele der Episteln wurden zerrissen, viele flogen hinaus, anklagend, beschwörend, verzweifelt, zum äußersten entschlossen. Nein, das wollte ich mir nicht bieten lassen, das nicht!

Im Tempio fand ich denn auch schon Antworten!

Mein Schwager schrieb: „Die Kinder sind entsetzt über Ihre ungestümen Forderungen, Ihre Drohungen — und wenden sich voller Befremden von einer Mutter, die so wenig von innerer Harmonie und schönem Maß in ihrer Seele finden kann. Sie haben sich selber schwer geschädigt durch Ihr Ungestüm. Helga und Inge sind Ihnen dadurch nur noch ferner gerückt. Es zeigt so recht die Oberflächlichkeit Ihrer Natur, die alles Seelische an die Öffentlichkeit zerrt, die in Reklamewesen ihre Gefühle ausströmt. Warum sind Sie nicht glücklich im Gedanken, daß die Kinder von uns ins rechte Erdreich gepflanzt worden, in dem all ihre Gaben sich voll entwickeln können. Freuen Sie sich von weitem an ihrer Entfaltung und sprechen Sie mit Goethe: ‚Die Sterne, die begehrt man nicht!'"

Ich beruhigte mich aber nicht hierbei, und meine Briefe klangen immer verzweifelter. Die abenteuerlichsten Pläne faßte ich. Bis zum Kaiser wollte ich gehen, der sollte seinen Admiral bitten, mich nicht durch seine Grausamkeit zu Tode zu martern.

Dieser hatte aber doch wohl gemerkt, daß die Sache nicht so glatt auszuführen war, wie er sich's gedacht hatte. So schrieb er mir, daß er zu persönlicher Rücksprache käme und hoffe, mich wieder zu „vernünftiger Einsicht der Weisheit seiner Entschlüsse" zu bringen.

Er kam. Und ich bat, ich flehte, ich stammelte, ich schluchzte. Schließlich stürzte ich ihm zu Füßen und umklammerte verzweiflungsvoll seine Knie. Da sagte er: „Ich will sehen, was sich tun läßt, ob ich die Kinder

dazu bringen kann, von ihrem Entschluß abzugehen. Es wird ein hartes Stück Arbeit."

Dann ging er schnell. Aber ich war wunderbar getröstet. Denn ich wußte nun, daß er eingesehen hatte, daß ich mir das in keinem Fall bieten ließe, und daß er eines Gewalts- oder Verzweiflungsstreiches meinerseits gewärtig sein würde, falls er auf seiner Weigerung beharrte.

Und dann kamen die Kinder — für vierzehn Tage diesmal. Es war alles zum festlichen Empfang hergerichtet.

Johanna wollte durchaus drei Sprengknaben zu ihrer Hilfe. Aber schließlich beruhigte sie sich mit einem, der allerdings an epileptischen Krämpfen litt und uns manchen Schreck verursachte.

Die Halle war nun fertig von innen und außen und harrte der noch in Neuyork lagernden Bilder. Zu beiden Seiten des Eingangs thronten die weiblichen Sphinxe, an deren Gestaltung ich mitgeholfen hatte. Rhododendron und Rosen standen davor. Die Langseiten waren von Tannen umsäumt — wie ich's an den japanischen Tempeln liebte. Ein Pfauenpaar stolzierte gravitätisch umher, Zeus und Here. Oft schlug Zeus sein Rad vor den Sphinxen. Das sah phantastisch aus. Des Abends nächtigte er auf einer der weißen Vasen der Vordervilla, Tempio I, vor welcher der Adorant die Hände emporhob — hier opfert man der Kunst. Die Crimsonramblergänge zu beiden Seiten des Hauses standen in voller Blüte. Vor dem Fenster des „Kinderzimmers" im Mezzanin, das in Weiß und Rosa gestrichen und eingerichtet war, stand ein Vogelkäfig mit Goldfasanen, die in der Sonne schillerten. Es war wirklich schön, und in diesen Tagen wurde es uns dreien wie ein Märchen vom Glück. Des Abends saßen wir schreibspiel-dichtend auf der Vorderaltane unter den weißen Säulen und sahen die Sonne blutrot im Westen versinken, und bei Vollmond schimmerte der ganze kleine weiße Säulenbau wie von eitel Marmor.

Nie wie in diesen Tagen freute ich mich an meinem neuen Besitz, und es war mir fast, als habe der Tempio und seine Schönheit mitgeholfen, mir die Herzen meiner Kinder wieder zu gewinnen. Sie wichen nicht mehr aus vor meiner scheuen Zärtlichkeit, sie drängten sich an mich, sie schlangen ihre Arme um meinen Hals. Bald merkte ich, sie waren eins

auf das andere eifersüchtig. Von dem furchtbaren Zwischenspiel seit ihrem letzten Besuch sprachen wir niemals. —

Und dann waren auch diese Tage verronnen. Ich mußte wieder an Storms Worte denken: „Es gibt Tage, die den Rosen gleichen." Diese Tage waren im wahrsten Wortsinn Rosenzeit gewesen.

Aus Amerika kamen Briefe. Ein Herr Niven wollte eine Preuschenmappe mit meinen symbolistischen Bildern herausgeben. Auch hatte ich mich nun trotz Mr. Moores Abraten zur Ausstellung in Chikago entschlossen.

Es war früh kühl geworden. Mitte September sollte ich abreisen. Vorher aber hätte Johanna mir beinahe das Haus in Brand gesteckt, indem sie ihre Federboa auf die Heizung legte. Ich spüre den brenzlichen Geruch, komme heraus und sehe die hellen Flammen, die schon an den vergumwickelten Röhren der Zentralheizung emporflackern. Ich lösche mit einem Eimer Wasser. Eine Minute nachher wäre es zu spät gewesen.

Ich fuhr also zum zweitenmal nach Amerika! Diesmal waren Mrs. Sutherland und Mr. Niven am Pier. In Neuyork war eine tötende Hitze. Viel Not hatte ich mit dem Photographieren der Bilder. — Jetzt zum erstenmal sah ich mir die Stadt gründlich an und fuhr dann über Niagarafalls im Herbst (ein Gegenstück zum Winterbild) geradenwegs zum Yellowstone Park. — Ich hatte wenig Zeit, er wurde bald geschlossen. Aber ich verbrachte dort goldene Tage. Dann fuhr ich nach Utah-Saltlake zu meinen lieben Mormonenfreunden, bei denen ich drei eindrucksreiche Wochen verlebte. Mein Buch „Im Schatten der Mormonen" ist dort aus eigenster Anschauung geschöpft. Ich war auch im Haus eines Mormonen mit mehreren Frauen. Die Vielehe ist ja jetzt seit zwanzig Jahren verboten. Die Landschaft von Utah ist begeisternd schön, und es ist wirklich das Land, in dem Milch und Honig fließt. Der alte Brigham Young hat in jeder Beziehung dort sein Leben genossen. Und sein Bienenkorb ist fröhlich weitergediehen und gibt Futter für Mormonen und Gentiles.

Von Utah fuhr ich geradenwegs nach Chikago. Mr. Moore hatte mir schon Quartier gesucht, diesmal in der Michiganavenue. Dort fand ich auch im „fine artsbuilding" ein Lokal für meine Ausstellung. Ich blieb

aber nur kurze Zeit in Chikago und fuhr erst nach St. Louis, entfernte amerikanische Verwandte zu besuchen. Cousin Henry holte mich an der Bahn ab, wir kannten uns nicht, es war ganz romantisch. Wir fuhren im Auto nach seiner Vorstadtvilla, wo uns Gattin und Sekretärin herzlich empfingen. Ich verlebte schöne Tage in St. Louis, wir machten viele Ausflüge, und Mr. Reichard versprach mir, nach Chikago zu kommen, mir bei dem Aufbau meiner Ausstellung zu helfen. Vorher aber half er mir, meine „Preuschenmappe" aus Mr. Nivens Händen zu lösen, die keinen vertrauenswürdigen Anfang mit den Bildern gemacht hatten. Ich gab sie nun auf eigene Faust heraus, mit deutschem und englischem Text — aber nicht in Amerika, sondern bei der Berliner Photographischen Gesellschaft, die das in sehr künstlerischer Weise ausführte. Ich bin damit auf meine Kosten gekommen. Titelblatt war das Porträt der Kaiserin Friedrich. Dann kamen nach der Reihe ihres Entstehens: Mors Imperator, Lebenssphinx, Asrael, Kirke und die Schweine, Vampir Sehnsucht, Gloria, Lebenshunger, Leda und der Schwan, Moloch Liebe, in wundervoller Wiedergabe. Der Text gab eine kurze Erklärung der symbolistischen Bilderkette.

Cousin Henry kam dann auch später, freundete sich mit Mr. Moore an, und beide Herren halfen mir mit rührender Aufopferung bei meinem schwierigen Werk. Die Eröffnung war sehr feierlich, viele Blätter sprachen eingehend über die Bilder, ich wurde sogar — echt amerikanisch — um Mitternacht aus dem Bett getrommelt, um einem Reporter meine Gemälde zu zeigen. Und als ich ihm die großen Bilder vorgestellt hatte, sagte er verständnisvoll: „I see, this is ‚Kirke and swine' and that other lady and swan." Leda war ihm unverständlich gewesen. Aber im ganzen war es mehr ein Achtungs- als ein Kassenerfolg. Die fünf rauschenden Neuyorker Tage hätte ich mir zu den Chikagoer fünf Wochen als Einleitung gewünscht. Dann hätte ich wirklich nachhaltigen Nutzen davon gehabt. So war's trotz allem und allem doch nur ein Kampf gegen Windmühlen, denn Amerika kann nur erobert werden mit Hilfe eines goldstreuenden Managers.

Weihnachten verlebte ich mit Freund Blanchard. Es war ganz idyllisch. Ich hatte die guten Seiten dieses echten Menschen und Freundes

immer mehr schätzen gelernt. Anfangs war er Großkaufmann für „Slides“ (Films) gewesen, mit einem Riesengeschäft. Sein einer Kompagnon war der Reverend Hubbell, der andere der Detektive Captain Hall. Verhältnisse, wie sie nur in Amerika vorkommen. Moore hatte mit vielem Erfolg japanische Vorträge mit selbst aufgenommenen Lichtbildern gehalten. Seine russische Reise und sein Besuch bei Tolstoi gaben ihm neue Stoffe. Er hatte die sibirischen Gefängnisse ziemlich gründlich „studiert“ mit Hilfe amerikanischer Trinkgelder. Nun hielt er seine übrigens sehr gehaltvollen Vorträge im Anzug eines sibirischen Sträflings mit einer über den halben Kopf geschorenen Perücke und klirrenden Ketten. Ich lächelte im stillen, aber für die Amerikaner war es genau das Richtige, und er mußte seine Vorträge an etwa fünfzig Schulen, Kirchen und Anstalten wiederholen, mit ungeheurem Erfolg. Manchmal ging ich mit ihm zu solcher Veranstaltung. Es war das sicherste Mittel, Chikago von allen Seiten kennenzulernen; heut in einer vornehm frommen Gemeinde, morgen in der schlichtesten Volksschule von Englewood, ein andermal in einem Magdalenenstift.

Moore war übrigens von kindlicher Güte. Er war mit einer schönen, temperamentvollen Sängerin verheiratet, seiner Zeit mietete er ihr ein eigenes Theater. Dort verliebte sie sich in ihren Partner und ließ sich scheiden. Aber sie wurde sehr unglücklich und beschwor ihren früheren Mann, ihr zu verzeihen. Er gab ihr das Geld für die Ehescheidung vom zweiten Gatten. Er selber hatte nun genug von ihr und war wie ein gebranntes Kind, das das Feuer scheut. Aber er war ein idealer Freund — wenn er in der Nähe war. Briefe schreibt er fast nie.

Sonntags waren wir meist zusammen. Dann kochte er mir seine und meine Leibgerichte. Und wir schwärmten in japanischen Erinnerungen. Gleich nach Weihnacht reiste ich ab, auf geradestem Weg nach Florida.

Unterwegs erlebte ich einen Eisenbahnzusammenstoß, bei dem mehrere tote „coloured people“ zu verzeichnen waren. Das Fenster neben mir zersplitterte, ich selbst kam aber mit dem Schreck davon.

Jacksonville, die Floridahauptstadt, berührte mich ganz fremdartig — mehr Neger als Weiße. Und dort sah ich zum erstenmal das Wahrzeichen von Florida, Georgia und South Carolina: die life oak (immergrüne

Eichen) Wälder mit den bis zum Boden hängenden Moosbärten. Es macht einen vollkommen urweltlichen Eindruck.

Von hier fuhr ich nach St. Augustine, wo ich Neujahr feierte. Am „Independance day“, dem Tag der Freigebung der Sklaven, erlebte ich eine ungeheure Prozession von Coloured people. St. Augustine hat Märchenhotels. Am größten ist das „Ponce-de-Leon-Haus“ mit einem traumhaft schönen Park, in dem ich malte. Überhaupt Pracht und Luxus in Florida suchen ihresgleichen. — Ich versank wieder einmal so sehr in der Weltenschöne, daß mir auch alles andere darob versank.

Von Daytona ging ich nach Palm beach, wo ich mehrere Wochen blieb und malte, und später nach Miami. Die Üppigkeit und Blütenfülle jener Ufer sucht ihresgleichen. — Dann fuhr ich nach Key West, der größten all der kleinen Koralleninseln mit der neuen, wunderbar merkwürdigen Keybahn. Sie schien mir ungefähr wie die Bahn von Mestre nach Venedig, man fährt stundenlang von Brücke zu Brücke durchs Meer. — In Key West, berühmt wegen Schildkröten und Schwämmen, sammelte ich mir am Strand eine ganze Menge von letzteren, auf die ich sehr stolz war. Inge hat sie später bei ihrem „Großreinemachen“ fortgeworfen.

Nun ging's zurück nach Tampa an der Westküste, dem berühmten Zigarettenort mit einem weltbekannten maurischen Hotel. Danach fuhr ich auf dem St. Johnsriver durch die Orangendistrikte und zuletzt nach Silversprings, der Jugendquelle des Vasco de Gama, die er von den Indianern gezeigt bekam. Diesen Jungbrunnen mußte ich aufsuchen, koste es, was es wolle!

Und dann, zum theatralischen Schlußeffekt, machte ich die Fahrt auf dem Oklawaha. Das ist das Phantastischste von all meinen Reiseerlebnissen. Er kommt vom Jugendbrunnen, dessen Wasser in unwahrscheinlichster Klarheit bis auf den Grund sehen läßt; ich konnte mit dem Glas einen muschelverkrusteten Stuhl und Zeitungsblätter drunten erkennen. Der Oklawaha ergießt sich in den St. Johnsriver und wird bald nach seinem Ausfluß von Silversprings dunkel und dunkler. „Schwarzes, gekrümmtes Wasser“, sagen die Indianer, Oklawaha. Der Vergnügungsdampfer, der acht, sage acht Hochzeitspaare beherbergte,

ist hoch und schmal, um sich allen Krümmungen anzupassen. Wie durch ein Traumland fährt man. Zu beiden Seiten dichter Wald, der sich über dem schmalen Wasser wie Lauben zusammenwölbt, meist „lifeoaks" mit langen Moosbärten. Dann hohe Zypressen und Kohlpalmen. Alles mit blühenden Ranken durchwuchert. Auf moosigen Steinen liegen träge Alligatoren, in Riesengröße. Und fremde, bunte Vögel umkreisen uns. Noch zauberhafter aber wird die Stimmung bei Nacht, mit dem Scheinwerfer vom Schiffsmast. So unwahrscheinlich wird dann alles, die roten Ahornknospen leuchten wie glühende Blutstropfen. Und über die grauen Moosgirlanden rinnt rosiger Schein. Das Bild spiegelt sich wider im tiefschwarzen Wasser. Kein Laut ertönt auf dem Schiff, alles verharrt in Schweigen — wie durch eine Traumwelt fahren wir. Ja, vom Jugendbrunnen zog ich durch der Träume Wasser, hinaus ins Leben.

Ich habe dann noch öfter, in Georgia und in South Carolina Rast gemacht, in den alten Sklavenstaaten, in Charlston, Savannah und anderen. In Richmond sah ich das klassische Kapitol und die grauen Eichhörnchen.

In Washington machte ich wieder Aufenthalt für Kapitol und Congreßlibrary und war bei Bernstorffs zu Tisch.

Dann fuhr ich von Neuyork aus nach Berlin zurück. Mein junger Alligator, den ich von Jacksonville in einer Holzschachtel mitführte und der mich hundert Jahre überleben sollte, war schon tot, als ich ihn in meiner Kabine ins Waschwasser warf. Ich setzte ihn in Spiritus und besitze ihn noch. Ein Alligator in Spiritus — der Gewinn von drei Amerikaausstellungen!

Zurück zum Tempio — Neue Weltreise

Nach dem Tempio Hermione zurückgekehrt, traf ich alle Vorbereitungen zur Eröffnung meiner ersten Gemäldeausstellung in der neuen Halle. Es war eine Welt zu tun, in allen Ecken und Enden. Ein fertiges Ganzes sollte doch vorgeführt werden. Endlich war alles so weit. Auch der Garten prangte im schönsten Blütenflor. Der zweite Juni 1911 sah mehrere hundert Personen bei mir vereinigt. Ein wundervoller

Katalog für fünfzehnhundert Mark war verschickt worden; ich hatte weder Zeit, Mühe noch Kosten gespart.

Johanna war in ihrem Element. — An der schwarzen Pforte empfing ein echter Inder in Nationaltracht die Herrschaften, ließ sich die Namen nennen, die er laut weiter meldete, und ein anderer Diener in Kniehosen führte dann die Gäste den Rasenplan hinauf zu mir (die sie in der Säulenveranda des Wohnhauses empfing) und geleitete sie durch die Räume des Oberstocks nach der rückwärtigen Treppe. Von dort brachte sie ein dritter Diener durch den Park in die sphinxenflankierte Gemäldeausstellung.

Es war alles sehr eindrucksvoll. Wie es aber gewöhnlich bei solchen großen Empfängen geschieht: die Besucher beschauten alles Drum und Dran mehr als die Bilder selber.

Trotzdem war ich zufrieden mit dem Anfang. Es kamen auch viele Besprechungen. Die eine, „Ein Griechentraum in der Mark", freute mich am meisten. Aber der tägliche Besuch nach den ersten Wochen flaute ab, und ich erkannte bald, daß ich stets neu und zu besonderen Veranlassungen um das Publikum werben müsse. — Ich gab noch einmal ein Rosenfest mit von mir gesprochenem Prolog. Wieder die Überfülle! Aber die Sache war unendlich anstrengend und kostspielig. Ein paar Sonntagsveranstaltungen mit Vorträgen verregneten gründlich.

Die Kinder waren wieder mit unendlicher Mühe erbettelt worden. Sie selber kamen jetzt sehr gerne, das fühlte ich, wenn sie es auch nicht auszusprechen wagten, überhaupt noch wenig Eigenart verrieten. Helga war schon erwachsen, sogar in Kiel schon in die Welt geführt worden. Inge sollte eingesegnet werden bei einem Pfarrer moderner freiheitlicher Geistesrichtung. Von den ausbedungenen sechs Monaten nach der Konfirmation, die mir versprochen worden, war bei ihr ebensowenig die Rede wie bei Helga, ich mußte ja Gott danken, daß sie überhaupt kamen, wenn auch noch so kurze Zeit.

Mein Schwager hatte Glück. Nachdem fünf junge H.'s vor ihm gestorben waren, fiel das Majorat mit Schloß J. wider alles Erwarten an ihn. Die geliebten Kinder lebten jetzt dort in Glanz und Üppigkeit. Das Schloß und der Park wurden neu hergerichtet. Alle „Freunde" gratulierten mir, wie gut es mit dieser Adoption geworden

sei. Ich selber aber bekam nach und nach das Gefühl, daß die rechte Lebensluft für meine beiden Künstlerkinder weit eher um den Tempio wehe als im Schloß J. Trotzdem mußte ich mir ja sagen, daß ich vom weltlichen Standpunkt das Rechte getan hatte, indem ich ihre Zukunft sicherstellte. Wieviel sorgenvoller müßte ich für sie in die Zukunft blicken, wenn sie sich früh auf eigene Füße hätten stellen müssen.

In diesen acht Hochsommertagen, in denen es ganz stille war von Ausstellungsbesuchern, schlossen wir uns immer inniger aneinander. Ohne viele Worte, es lag einzig im Gefühl. Es beglückte mich innig, daß ihnen der Tempio so sehr in die Seele griff. Und ich fing ihn damals gleichfalls immer mehr zu lieben an.

Heute hasse ich ihn — trotz seiner Schönheit. Denn er wurde mir ein Klotz am Bein, und die Spekulation auf seine Ertragsfähigkeit erweist sich immer mehr als eine irrige.

Der Abschied nach den acht Tagen wurde mir sehr bitter, denn ich wollte ja im Herbst wieder eine Weltreise machen. Freilich — da ich doch nicht mit den Kindern zusammen sein konnte, war es ja gleich, ob ich hier oder am Nordpol weilte. —

Die Liebsten waren gegangen; es wurde immer heißer in diesem Sommer, und wir sprengten fast den ganzen Tag. Er mußte doch alles imstande sein für die Besucher und für mich.

Aber ich fühlte schon jetzt, daß der Tempio mir außer Geld auch ein gut Teil Lebenskraft mit fortnähme. Denn den ganzen Tag verlangte irgendwo irgend etwas meine persönliche Kraft.

Und es war so tausenderlei zu bedenken und zu besorgen. —

Ich lag im leichten Kimono am Springbrunnen und las. Da sah ich einen etwa achtzehnjährigen Jüngling nach der Halle schreiten. Als er mich sah, machte er kehrt und kam auf mich zu.

„Darf ich in die Ausstellung ohne Eintrittsgeld; ich bin Maler, Kollege, Franz Cäsar Jentsch, außerdem auch Schriftsteller, also doppelter Kollege!" — Ich bejahte.

Nach geraumer Weile kam er wieder heraus mit rotem Kopf, wie berauscht. „Darf ich der großen Künstlerin die Hände küssen für ihr wundervolles Werk."

Und nun überschüttete er mich mit einem Wasserfall von zum Teil ganz guten Beobachtungen.

Erzählte mir im Münchner Dialekt mit den Gebärden eines treuherzigen Naturburschen von verschiedenen gemeinsamen guten Bekannten. Daß sein Vater ein bayerischer Oberst sei, der ihn verstoßen habe, weil er kein Offizier, sondern ein Maler werden wollte; daß er der Lieblingsschüler von Leo Putz sei, der ihm noch jetzt die Wege ebene. Durch seine Empfehlung habe er schon viel Geld mit graphischen Arbeiten verdient. Außerdem sei er auch Schriftsteller. Er zitierte mir einige gute Verse, die, wie ich später erfuhr, nicht von ihm waren. Sein einziges Glück aber sei seine kleine Frau, ob er sie mir bringen dürfe? Ich konnte nicht nein sagen. Anderen Nachmittags kam er mit einem schmächtigen, hübschen, blutjung aussehenden kleinen Wesen, das ebenso verständnisvoll vor den Bildern tat.

Dann beschworen sie mich, daß ich sie für die Nacht aufnehmen möchte. Gerne tat ich's nicht. Nach acht Tagen mußte ich sie gewaltsam hinaussetzen, weil ich Besuch bekam. Da ich nicht wollte, daß sie sich einnisteten, hatte ich ihnen gesagt, daß sie auswärts essen müßten, traf aber Johanna alle Augenblicke dabei, wie sie der „armen kleinen Frau" etwas zusteckte, eine Tasse Kakao, ein Butterbrot. Nun quartierten sie sich in der Nachbarschaft ein; „ich würde wohl erlauben, daß die kranke Frau manchmal in meinem herrlichen Park ausruhe." Was besagte, daß sie schon von morgens früh an die Liegestühle im Garten herumschleppten, Tische desgleichen, und niemals wieder etwas auf den alten Platz zurückbrachten. Aber Franz Cäsar (angeblich war seine Mutter eine italienische Gräfin!) fing nun an, sich nach und nach nützlich, wie er hoffte, unentbehrlich zu machen. Er half stundenlang den Garten sprengen. Wenn er in die Stadt ging, hatte er stets etwas für uns zu besorgen oder irgendeine für mich nützliche Neuigkeit.

Wenn Besucher kamen, spielte er den Sekretär, erhob das Eintrittsgeld. Ich ärgerte mich von Woche zu Woche mehr über die beiden und fand sie aufdringlich. Aber sie dauerten mich auch wieder. Johanna kam den ganzen Tag nicht zu regelrechter Arbeit, so viel hatten die beiden mit ihr zu plaudern. Sie erzählten auch eine rührende

Liebesgeschichte, wie sie sich beide gefunden hätten — sie sei Studentin der Medizin gewesen.

Zum 3. September plante ich für diesen Sommer ein Abschiedsfest. Wenige Tage später wollte ich ja meine fünfte Weltreise antreten. Und da ich etwas ganz Eigenartiges bieten wollte, kam ich auf ein griechisches Mondfest.

Der Gedanke war gut. Die Zöglinge der bekannten Tänzerin Frau Holtfreter sollten, aus der griechischen Halle die Stufen hinabsteigend, bei Vollmond auf dem davor befindlichen Rundplatz altgriechische, klassische Tänze aufführen. Vorher wollte ich griechische Verse sprechen, in griechischem Gewand.

Eine starke Propaganda leiteten wir in die Wege. Jentsch verdoppelte seinen Eifer.

Und der große Tag nahte heran. Ein alter Verehrer und Freund, Dr. Alfred Rühl, war zu Besuch gekommen, ein hochbegabter Mensch, aber, wie ich sah, ein Todeskandidat. (Noch kein Jahr später sandte mir seine Frau die Todesanzeige.) Aber damals war er ganz Leben und Feuer und Bewunderung. Und noch ein anderer unvorhergesehener Besuch erschien mit dem Wiener Schauspieler Hermann Benke, genannt „der Gott von Währing". Mit diesen freundete sich Jentsch auf das innigste an.

Das Fest sollte wieder angeordnet werden wie die Eröffnungsfeier. Diesmal sollte Jentsch die Gäste durch die Wohnräume leiten, weil er meinte, man müsse bei den vielen herumliegenden Kostbarkeiten ein scharfes Auge auf sie haben und könne das keinem Diener überlassen. Aber als die Flut hereinbrach — es waren siebenhundert Menschen — da erwies sich alles als zu klein. Und es drängte sich — allerdings bei herrlichstem Wetter — Kopf an Kopf.

Das Fest verlief programmäßig, überaus glänzend und wundervoll eigenartig.

Alles, und auch ich, war tief befriedigt.

Der eine Lohndiener, der sich im Badezimmer umgezogen hatte, konnte nach Festschluß seine Mütze nicht finden. Nach langem Suchen sah er sie endlich im hintersten Winkel unter dem Diwan. Ich selber machte am andern Morgen die traurige Entdeckung, daß mir die Einnahme von

vierhundert Mark fehlte, die ich noch am Nachmittag in der Kommode im Badezimmer geborgen hatte. Ich war außer mir, teilte das sofort Jentsch mit, der ebenso außer sich darüber geriet und meinte, ob man nicht bei dem Diener, der sich zuletzt so lange im Badezimmer aufgehalten hatte, nachsehen sollte. Ich kannte den Mann als grundehrlich. Es waren aber immer Menschen ab- und zugegangen. Das war mir ein starker Dämpfer auf die Freude des gelungenen Festes. Und eine Einbuße für meine Reise.

Doch nun traten deren Vorbereitungen in den Vordergrund.

Am Vorabend meiner Abreise fiel mir Johanna weinend um den Hals, sie fürchte sich diesmal so namenlos vor dem Alleinsein, ob ich nicht erlauben wolle, daß die Jentschs während meiner Abwesenheit unten im rosa Kinderzimmer schliefen. Sie würden regelrechte Miete zahlen, davon könne sie Licht und Heizung bestreiten, ich möge es doch zugeben.

Ich sagte nein, weil ich Angst hatte, sie würden sich alsdann allzu fest einnisten. Aber nachdem mir Johanna gelobt hatte, noch gleich nach meiner Abreise morgen abend die oberen Räume abzuschließen, gab ich endlich, wenn auch sehr ungern, ihren Bitten und Tränen nach.

Ich setzte auch noch ein Schreiben auf, was alles die Jentschs durften und was nicht, und glaubte nun, ihre Bewegungsfreiheit genügend eingeschränkt zu haben.

Als ich Herrn Zappe hiervon erzählte, war er sehr unzufrieden mit mir und meinte, ich hätte das nicht tun sollen. Er konnte den Jentsch nicht leiden und mißtraute ihm.

Ich fuhr nun den andern Tag nach Hamburg, von Jentsch und Johanna zur Bahn geleitet. Als der Zug abfuhr, stützte er sie liebevoll.

Nun versank einmal wieder mein Alltagsleben, und das Bilderbuch der Welt rollte seine immer neuen Bilder vor mir auf. Anfangs war die See sehr glatt. In Teneriffa verbrachten wir einen Tag. Ich machte später zum erstenmal die Äquatortaufe mit und erhielt den schönen Namen „Tintenfisch". Dann gab es Bälle, Konzerte; ich hielt einen Vortrag und nahm viele Bestellungen auf mein eben erschienenes „Perlenkrönlein" entgegen. Zu dieser meiner Autoanthologie hatte Jentsch, mein „Hausdieb", das Titelblatt gezeichnet, was mich noch heute ärgert. — Es waren viele Farmer aus Südwest unter den Reisenden,

und ich hörte manch Interessantes über die dortigen Zustände. In Lüderitzbucht hielten wir uns einen Tag auf, und ich bekam eine Ahnung der starren Züge dortiger Landschaft. Bis ganz an die neuen Diamantfelder aber bin ich leider nicht gekommen.

Kapstadt — Kimberley

Vor Kapstadt wurde es so schauerlich stürmisch, daß ich schon glaubte, wir gingen zugrunde. Es soll aber dort fast immer ähnlich bewegt sein. Darum hieß das Kap auch früher „Sturmkap" — Capo tormentoso.

Herr von Oppel, ein Deutscher in der englischen Verwaltung, an den ich von Berlin empfohlen war, holte mich an der Reede ab, brachte mich in ein schön gelegenes Hotel der Oberstadt und nahm mich dann gleich mit zu seiner Mutter. Bei dieser liebenswürdigen alten Dame hab' ich während meines dortigen Aufenthalts eine wahre Heimat gefunden. Ich malte auch viel in ihrer einzig schön gelegenen Villa am Fuß des Tafelberges und machte mit ihrem Sohn ausgiebige Wanderungen in die großartige Umgebung. Auch auf den Tafelberg selber mit seiner Wunderschau. Am meisten interessierte mich die Einführung in die südafrikanische Flora, in der Herr von Oppel genau Bescheid wußte. Der silberschimmernde Seidenbaum stand leuchtend in der duftblauen Landschaft.—Sehr merkwürdig war mir die völlige Verschiebung der Jahreszeiten. Es ist im ganzen eher kühler als bei uns. Die Weinlese aber ist in unserem Frühling, im April.

Von der Holländerzeit sind noch wunderschöne Kulturüberreste vorhanden. Am feinsten ist wohl die „Groote Schuur", die frühere Residenz von Cecil Rhodes, in der jetzt General Botha wohnt. Ich las Rhodes' Biographie und lernte den Gründer von Rhodesia erst hier verstehen, bewundern und lieben. Welch neue Interessen traten mir auf Schritt und Tritt entgegen. Wild romantisch, aber fast rivieraartig sind hier die Natur und die Ufer mit ihren vielen Seebädern, von wildesten Felsenschroffen unterbrochen.

Von Kapstadt fuhr ich nach Kimberley, der Stadt, die Rhodes gegründet hat, mit ihren Diamantenwäschereien. Ich bekam alles, dank

der Empfehlung des Generalkonsuls von Humboldt, aufs eingehendste gezeigt. Am interessantesten fand ich die riesigen Arbeiter-„Compounds", in denen all die bunten Völkerschaften schlafen, wohnen und essen.

Rhodesia — Bulawayo — Matoppos — Khami

Durch wüstenartiges Gelände fuhr ich nun durch die Kalahari nach Bulawayo im neuen Rhodesland Rhodesia. Staunenswerte Dinge sind hier geschaffen in der kurzen Zeit, seit das „Matabeleland" von seinem Häuptling, dank Rhodes Energie und Klugheit, an die Engländer übergeben worden ist. Dann fuhr ich nach den Matopposhills, seinem Grab. Wohl die großzügigste Grabstätte der Welt; rings unabsehbares Hügelland mit „Coopjes", Riesenfelsblöcken, besät. Neben einem besonders gigantischen Fels ist auf einer liegenden Steinplatte sein Name eingegraben: Cecil Rhodes — und weiter nichts. Ein Grab, so eindrucksvoll wie für einen Moses. Aber hat nicht auch Rhodes Lebenswasser aus Steinen sprudeln lassen?

Und dann fuhr ich noch im Auto — ach, für schweres Geld — nach der ungeheuren Ruinenstätte von Khami. Sie soll in ihrer Art ebenso großartig sein wie das Ruinenfeld von Zimbabwe, das für einen Menschen allzu kostspielig, fast unmöglich zu erreichen gewesen wäre. Aber auch hier in Khami war ja „Ophir", das Wunderland der Königin von Saba. Man findet auch hier allüberall jene geheimnisvollen Goldschmelzöfen wie in Zimbabwe. In Khami ist eine unendliche Umfassungsmauer mit dem bekannten Fischgrätenmuster. Die Scherben von Jahrtausenden fand man zwischen den Backsteintrümmern von sieben verschwundenen Völkern und Kulturen. Manche Gelehrten wollen vom Ophirtraum und der Königin von Saba nichts wissen und behaupten, Zimbabwe und Khami seien einfach Hottentottenniederlassungen gewesen, die dann die Völkerwellen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende mit ihren verschiedensten Kulturen überflutet hätten. Vielleicht wäre das eineebenso merkwürdig wie das andere. Kann aber die Königin von Saba nicht Hottentottenblut gehabt haben? Oder können die Hottentotten erst später gekommen sein? — Ja, dunkel sind noch viele Teile der Weltgeschichte.

Alle Ruinen in Khami sind von üppigster Vegetation überwuchert. Alles sproßte und knospte in Millionen Blüten. Mit einem Schauer im Herzen schritt ich durch diese ungeheure Einsamkeit. Wenn ich mich in diesem Layrinth verirrte und dann des Nachts eine Beute der darin verborgenen Raubtiere würde?

Bulawayo ist ein echtes Neuland mit ungeheuren Möglichkeiten für seine Pioniere. Das fühlte ich auf Schritt und Tritt. Das lag förmlich in der Luft.

Das achte Weltwunder

Und dann, in weiterer Eisenbahntagereise fuhr ich nach den Fällen des Sambesi, jetzt sehr geschmacklos Viktoriafalls benannt, dem „achten Weltwunder"! Dreieinhalbmal so breit wie der Niagara! Ist das auszudenken?!

Hier war, wenn möglich, noch mehr Neuland, und in dem mehr als primitiven Hotel, unter glühenden Wellblechdächern, verlangte man Phantasiepreise. Trotzdem, wieviel hatte man schon an der Ursprünglichkeit verdorben in den siebzehn Jahren, seit Livingstone dieses achte Weltwunder entdeckt. Das zeigten am deutlichsten die Aufnahmen eines dort seit fünfzehn Jahren eingewanderten Photographen. Wie sehr gelichtet war heute die Zahl der Nilpferde und anderer Jagdbeute! Wieviel wegbarer war der Urwald geworden, wieviel zugänglicher die Eingeborenen! Sechs Tage verbrachte ich hier mit einem einarmigen Buren-Goldsucher, der diesen Arm bei seinem Beruf verloren hatte, und einem kleinen englischen Bierbrauer aus Oranjestaat. Wir machten gemeinsame Fahrten nach den verschiedenen Ansichten des Sambesifalles und Flußfahrten im Kanoe, mit der steten kleinen Angst, eines der zahlreich am Ufer auftauchenden Nilpferde könne den Kahn umkippen. Aber vielleicht sind auch die Nilpferde schon zivilisierter geworden. Das wäre das erstemal, daß mir die „Zivilisation" erwünscht käme!

Der Bure erzählte mir viel Interessantes aus Krieg und Leben, und daß es zweierlei „Buren" gäbe, Gebildete und „Doppers". Bei letzteren würden auch die Säuglinge schwarz gekleidet, um Wäsche zu sparen.

Auch den Baum sahen wir, in den Livingstone seinen Namen geritzt hatte.

Der Sambesifall selber ist so breit, daß, wenn man vor dem Hauptfall steht, sich seine Enden im Duft verlieren. Ich sah ihn vom „rainwood", dem Regenwald, dem der ständige Wasserstaub märchenhafte Üppigkeit gibt. Zwischen den Stämmen wachsen die „roten Lilien" dicht am Boden zu Tausenden, riesenhafte Feuerblumen wie runde Stachelbälle. Ich habe mir mit Hilfe eines Coolie Knollen davon ausgegraben. Sie sind aber leider nicht gekommen. Auch keine einzige meiner Kaplandzwiebeln. Aber an die Feuerblumen vom Sambesi denke ich noch oft. Wie Tausende roter Flammen brechen sie aus dem üppigen Unterholz des „Regenwaldes"; dazu klang der Donner der wilden Wasser mit überwältigender, tobender Wucht. Über eine Stunde stand ich davor, mit dem Buren-„Prospektor". Und wir fühlten es nicht, daß uns der feine Wasserstaub bis auf die Haut durchnäßte. Wir hatten Zeit und Ort vergessen, und daß einer neben dem andern stand — wir waren verstrickt in den elementaren Bann dieser Gewalten.

Solche Stunde hebt über alles irdische Leid, alle Alltagsnot empor. Solche Stunde aber küßte mir die tötende Sehnsucht und die Ruhelosigkeit ins Herz, den Trieb der Jagd nach gleich Erhabenem. — Der „Gran Canon" des Kolorado in Arizona, der Feuersee von Kilauea auf Hawai und die Fälle des Sambesi — das sind vielleicht die erhabendsten Schauspiele der ganzen Welt, und ich Glückliche durfte sie alle drei auf mich wirken lassen. Wie klein wirken, mit diesem verglichen, alle dafür erlittenen Entbehrungen und Strapazen.

Johannesburg — Pretoria — Durban

Bei der Rückreise über Bulawayo nach Johannesburg und Pretoria fielen mir die merkwürdigen Reisenden in der Bahn auf. Es waren wilde Gesellen, meist „prospectors", Goldsucher, die das Gestein in den Einöden nach Gold und Edelsteinen durchsucht hatten und die monatelang jeder menschlichen Gesellschaft entwöhnt waren. Laut und lärmend erzählten sie von ihrem Leben — ein jeder konnte sich nicht

genug tun im Sprechen — mußten sie sich doch für die lange Stille schadlos halten.

In Johannesburg hatte mich die Umsicht des Generalkonsuls von Kapstadt in der Familie eines deutschen „Randmagnaten" in Parktown einquartiert. Dort erhielt ich einen ziemlich genauen Einblick in die Einrichtung der Minen am „Rand". Und in die schwindelnden Löhne der meisten Goldgräber. Die Farbigen verdienen bei weitem weniger, höchstens ein Drittel. Wir waren auch in vielen Schmelz- und Sortierhäusern — welch bunte, neue Welt tat sich da wieder vor mir auf. Noch besser gefielen mir aber Autofahrten in die Umgegend, nach den Bungalows reicher „Share-Inhaber". Parktown, das Grunewaldviertel von Johannesburg, besitzt eine kostbare Villa an der andern mit italienisch angelegten Gärten und einer Fülle von Kunstwerken.

In Pretoria rührte mich das einfache Haus des Ohm Krüger. Die Frau des deutschen Konsuls, von dort gebürtig, führte mich herum und erzählte mir, welch unvergeßlichen Eindruck es ihr schon als Kind gemacht hatte, wenn sie mit einer Bestellung bei Krügers von seiner Frau (die dauernd mit dem Strickstrumpf vor dem Kaffeetopf saß) mit einem Schälchen Kaffee erfrischt wurde und Ohm Krüger ihr dabei freundlich übers Haar gestrichen hatte. Ohm Krüger war ein „Dopper" vom reinsten Wasser.

Pretoria nimmt als Stadt einen Riesenaufschwung und liegt eingebettet in die köstlichsten Tropenbäume. Von Pretoria nach Durban fuhr ich mit vielen Buren zusammen, und es fiel mir auf, daß die meisten Frauen und auch Säuglinge schwarz gekleidet waren. Ob mein Burenfreund recht hatte mit seiner Behauptung?

Die Hafenstadt Durban, im Garten von Natal, hat eine unvergleichliche Lage und die schönsten Tropenvillen und botanischen Gärten, die sich denken lassen. Die kühnste Phantasie bleibt hier hinter der Wirklichkeit zurück. Ich ging öfter in die Bibliothek und las über all die aussterbenden Negerstämme dieser Gegend. Das Herz blutete mir dabei. Hier war Zululand, in dem der Sohn Napoleons III. sein Leben ließ. Was nicht im Krieg vernichtet wurde, zerstört jetzt langsam und sicher

der Alkohol. Die Häuptlinge aller übriggebliebenen Stämme liegen Tag und Nacht im Rausch. — Wie auf einem Maskenball spazierten in Durban Neger aller Stämme auf den Straßen umher, sogar Feuerländer vom Kap Horn sah ich mit eingeflochtenem Stroh in den Haarbüscheln und die kühnsten Frisuren mancher Negerfrauen, besonders der Bassuto.

Von Durban bis Tanga — Durch Portugiesenland und Sansibar — An Afrikas Westküste

Dann gings wieder aufs Schiff. Und nun fuhren wir an der Westküste empor.

In Beira machten wir halt. Die Flamboyants blühten, und ich fuhr mit der Rickscha tief ins Land hinein und skizzierte Negerkrals.

In Lourenço Marques war die nächste Landungsstelle. Eine elegante portugiesische Stadt ist hier in den letzten Jahren entstanden, mit einem aufblühenden Seebad im Norden. Ein schönerer Strand mit bewegterem Badeleben ist selten zu finden.

Und dann ging es nach Mosambik, das mich entzückte. Wie Lourenço Marques modern ist, zeigt Mosambik auf Schritt und Tritt die versunkene Größe des Portugal früherer Jahrhunderte. Das Kastell ist trotzig, mächtig und hat eine Wunderschau. Am interessantesten aber waren mir viele der verfallenden Prachtvillen in undurchdringlichen Palmendickichtgärten. Ich ging in die Höfe. Überall wimmelten Neger mit zahllosen Kindern von schwärzestem Schwarz.

Der Konsul erzählte uns, daß all diese Villen vor etwa 150—200 Jahren von reichen eingewanderten Portugiesen erbaut seien, die dann Negerinnen geheiratet hätten. Und nun seien all diese Palastbesitzer mit pomphaft portugiesischen Namen wieder waschechte Neger geworden. — So rächte sich das Land an den Eindringlingen!

Wir machten auch einen Ausflug nach den Salzseen und ins Innere, kamen noch an Hunderten traumhaft schöner, verfallender Prachtpaläste vorbei, die teils ganz verlassen waren, teils von Negern durchkribbelt. —

Die Goma, den Negertanz, habe ich nirgends schöner tanzen sehen als in Mosambik.

Dann ging es weiter nach Sansibar, das mir wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht erschien oder wie ein Stückchen Indien mitten in Afrika. Überall (freilich auch verfallende) Paläste im maurischen Stil in üppigen Tropengärten. Und die Gewürznelkenwälder! Über ganz Sansibar lagert es wie eine Wolke von Nelkenduft. In der fast völlig arabischen Stadt sieht man wunderbar geschnitzte Türen. Aber der deutsche Konsul schimpfte über seinen Märchenpalast mit Ausblick auf Palmengärten und Meer. „Ein modernes Haus, mit allem Komfort der Neuzeit, so eine echte Berliner Vorstadtvilla, wäre mir lieber!" — „Wahrlich, Sie verdienen all diese Schönheit nicht bei solch barbarischen Anschauungen", meinte ich lachend. „Sie irren, mein Maurenschloß ist barbarisch", entgegnete er.

Dann ging es weiter nach Dar-es-Salam. Dort fuhr ich mit der Rickscha zwei Stunden lang bei Vollmondschein in den Palmenwäldern am Meer umher.

Nach dem Kilimandscharo

Aber in Tanga entfloh ich meinem Schiff. Ich schickte nur mein Gepäck weiter nach Mombasa. Ich selber aber fuhr auf der eben erst eröffneten Usambarabahn nach Moshi, dem Kilimandscharo entgegen.

Wie ein Student in Ferien erschien ich mir bei diesem neuen Seitensprung. Der Kilimandscharo stand ja nicht in meinem Programm. Die Bahn brauchte zwei Tage. In Buiko mußte man nächtigen — in einer Pionierkneipe. Ein gefälliges deutsches Fräulein empfing die Gäste. Mein Zimmer neben dem Speisesaal versprach nichts Gutes, aber das Fräulein spazierte mit mir am Pangani entlang. Drüben hingen die Zweige der himmelhohen Bäume bis tief ins Wasser.

„Dahinter liegt die Massaisteppe", sagte sie. Die schönen, kriegerischen, ach leider jetzt gleichfalls aussterbenden Massai, von denen ich so viel gehört hatte, hausten also dort.

„Da kommt einer", meinte sie und sprach höchst freundlich in seiner Sprache mit ihm, tätschelte ihm auch zärtlich Brust und Rücken.

Die Sonne sank glutrot hinter der Massaisteppe. Wir kehrten um, „weil wir sonst auf Schlangen treten", meinte Fräulein Else M., die Tochter eines sächsischen Obersten, wie sie mir erzählte. Aber wir kamen einen andern Weg zurück und kehrten in einem dunkeln Kral ein, in dem ein junger Massaikrieger, am Boden hockend, Feuer schlug. Wieder girrte und tätschelte Fräulein Else so lange mit ihm, bis ich empört erklärte, wenn sie jetzt nicht mitkäme, ginge ich allein. Das brachte sie wieder zur Besinnung.

Andern Tages in Moshi hörte ich an der „Boma", dem Gericht, daß sie demnächst, wegen perverser Neigung zu Eingeborenen, abgeschoben würde. Noch höre ich ihre triumphierende Stimme: „Ich gehe nie, nie mehr von hier fort." Welche Nachtseite, arme Else, hast du mir enthüllt.

In Moshi, dem oberen (drunter wird jetzt eine moderne Großstadt begonnen, und vier große Hotels werden auf einmal gebaut), gefiel es mir über alle Maßen. Wir sind hier auf ein Drittel Höhe des „Kibo", wie die Eingeborenen den Kilimandscharo nennen, es wehen reinere, herrliche Lüfte! Und wie leuchten des Nachts die Sterne! Ich war in der Musterschambre des Dr. Förster einquartiert und täglich bei Herrn und Frau Freitag (von der Boma) zu Gaste. Wieviel habe ich da gelernt über die Wadschagganeger, die hier oben in der dritten Zone des Kilimandscharo, im dichten Bananengürtel ihre blätterversteckten Krals bewohnen. Ihr Häuptling ist Salema, der Sohn des seinerzeit vor der Boma gehängten Fürsten. Doch das sind alte, längst vergessene Geschichten — — —

Nach und nach reifte ein Entschluß in mir. Ich wollte nicht mehr auf der Usambarabahn zurück, um von Tanga zu Schiff nach Mombasa und von dort auf der Ugandabahn über Nairobi nach dem Viktoria Nyanza zu fahren. Das war sehr zeitraubend, und außerdem konnte das ein jeder.

Durch die Löwenwüste nach Voi

Nein, ich wollte per Hängematte durch die Wüste Serighetti nach Voi an der Ugandabahn. Dr. Förſter zeigte es mir auf der Karte. „Aber," meinte er, „Sie finden keine Träger, kein Zelt, keine Geſellſchaft, und außerdem erlaubt's die Boma nicht, denn die Serighetti wimmelt von Löwen, iſt wie die Engländer ſagen, geradezu „the place for lions". All das fing an, mich immer mehr zu reizen. „Das wäre nun endlich eine afrikaniſche „Saffari", wie in der Suaheli-, der Verkehrsſprache zwiſchen Negern und Weißen, ſolche Fußreiſe heißt. Ich war ja noch nie gereiſt, wenn ich nicht am eigenen Leibe erfuhr, was eine Saffari bedeute.

Als ich bei Freitags von meinem neuen Plan ſprach, wollten ſie ſich darüber tot lachen. Das ſei ja ganz unmöglich, abgeſehen von allen Löwen; ich könne mich ja gar nicht verſtändlich machen. Ja, wenn noch irgendein andrer Europäer dabei wäre, der des Suaheli mächtig wäre. Dann wär's keine Kunſt, meinte ich.

Bei Dr. Förſter auf dem Speicher entdeckten ſie eine gichtbrüchige Hängematte. „Ein Zelt hat der engliſche Kommiſſionar, Mr. Edward", meinte Dr. Förſter. Und ſchickte ſich an, mir die Proviantkiſte zu richten. „Sie reiſen bei normalem Verlauf der Sache elf, höchſtens zwölf Tage, aber Sie müſſen Proviant für 3–4 Wochen mitnehmen, für unvorhergeſehene Fälle." Das hörte ich nicht gern.

Als ſie auf der Boma ſahen, daß ich von meinem Vorſatz nicht abzubringen ſei, wollten ſie mich eine Schrift unterzeichnen laſſen, daß ich dieſe Saffari gegen ihren Willen, auf eigene Verantwortung, unternähme. Das aber tat ich nicht. Schließlich bequemten ſie ſich dazu, mir unter unendlichen Mühen Träger zu verſchaffen. Von den Wadſchagga, von den Wataweta, von den maleriſchen Maſſai, die genau ausſehen wie die Bilder der alten Ägypter auf den Pylonen am Nil. (Sie ſollen mündlicher Überlieferung nach auch vom Nil herübergekommen ſein.)

Die Boma gab Raffiaſtangen und Soldatendecken. Förſter hatte Vorhänge gegen den Sonnenbrand nähen laſſen. Endlich konnte die Reiſe losgehen.

Die Löwen ſchreckten mich eigentlich am wenigſten. Erſtens glaubte ich nicht recht daran, zweitens wußte ich, daß bei nächtlichen Wachtfeuern und Geſchrei kein einziger feiger Löwe einen Angriff wagt. Drittens wollte ich einmal — bei aller vermeintlichen Sicherheit — das Gruſeln lernen.

Alſo machte ich mich bei Sonnenaufgang, bei dem der Gipfel des „Kibo" in Roſenſchein glühte, auf den Weg. Aber die Leute hatten noch niemals jemanden in der Hängematte getragen. Die zwei Mann am Kopfende ließen ſie tief hängen, die Vordermänner trugen meine Füße hoch.

Die gemäßigte Bergzone hatten wir bald verlaſſen; drunten in der Ebene brannte die Sonne ganz mörderiſch. Aber all meine Zeichenſprache vermochte nicht, mir die Beine tief und den Kopf hoch zu betten.

Endlich kam man ans Waſſer, und Kürbisflaſchen und Fäſſer wurden gefüllt (wir wanderten vier Tage lang durch eine Durſtſtrecke).

Dann raſteten wir an der Shamba eines Italieners. Gottlob, der ſprach Suaheli und konnte den Leuten meine Wünſche begreiflich machen. Trotzdem vergaßen ſie es immer wieder und ſchleppten mich auf ihre Weiſe, den Kopf nach unten.

Herr Mengardi beſuchte hier am Himobach mit mir einen hochintereſſanten Maſſaikral, den Wohnort dieſes ausſterbenden Nomadenſtammes, deſſen Mitglieder ſich nur von Milch und Ochſenblut nähren.

Abends in Taveta ſchleppten mich die Träger ſchon wieder kopfunter vor Mr. Edwards' Füße. Er war ſtarr vor Staunen.

Die deutſchen Neger mit ihrem Askari kehrten nun zurück, und Mr. Edwards mußte ſeinerſeits für engliſche Negeruntertanen ſorgen. Das war ſehr ſchwer. Und gelang erſt nach der zweiten Nacht, am dritten Tag. Dieſe neuen Träger aber ließen mich beim Probetragen einfach fallen.

In Taveta war es ſehr merkwürdig. Herr Edwards hatte allerhand wilde Tiere um ſein Bungalow und eine Schlange in der Toilette erlegt. Das Sparrenwerk im Hauſe war beniſtet von Fledermäuſen. Ihr furchtbarer Geſtank ſchuf mir ſtändige Seekrankheit. Ich ſollte ihn ſpäter, in Cambodja, noch gründlicher kennenlernen.

Endlich aber konnte es weiter gehen. „Heia Saffari" (los zur Reise), schrien die Träger, „Heia Saffari", wohlmeinend tröstend Mr. Edwards, und „Heia Saffari", etwas kleinlaut, auch ich.

Nun war ich also für mindestens zehn Tage dem Wohlwollen oder Mißfallen von siebzehn, mit dem englischen Askari achtzehn, völlig unzivilisierten Kreaturen preisgegeben. Freilich wußten sie, daß, wenn sie mir nur ein Haar krümmten, alle Höllenstrafen ihrer warteten. Aber es war für mich doch alles leichter gesagt als getan.

Die erste Nacht im Zelt — wieder in der Hängematte. Ich spürte schon jetzt meine Glieder nicht mehr — oder vielmehr — ich spürte sie nur allzusehr.

Die Wilden hatten Feuer angezündet. Da murrte es wie leiser ferner Donner. Was war das? „Simba, Simba", riefen die Leute und begannen einen Höllenlärm. „Simba" heißt Löwe, wie ich mit der Zeit verstehen lernte. Nachts um drei Uhr, bei Vollmondschein, schrillte die Pfeife des Askari, die Träger taumelten empor — ich kroch zerschunden aus meiner Matte, das Zelt wurde verpackt. Zwanzig Schritt von den Wachtfeuern zeigte mir dann der Askari im feuchten Sand (nach der kleinen Regenzeit) frische Löwenspuren. „Simba", sagte er wieder. Es durchgrauste mich durchaus angenehm.

Bei Tagesanbruch sah ich herrliche, fremdartige Blüten im Sande. Auf mein Zeichen brachten sie die Männer. Da faßte ich den Plan, das nächste Jahr irgendwo in Afrika diese Blüten zu malen und zu katalogisieren. Denn es waren mir ganz neue, märchenhaft scheinende Pflanzen. Ich bin natürlich nicht dazu gekommen — man lebt ja viel zu kurz. Und tausend Alltagsnichtigkeiten rauben einem so oft Freude, Kraft und Mut. Und dann kam der Krieg. —

So ging es nun zehn Tage lang — ungewaschen und ungekämmt. Ich sah wilder aus als die Wilden. Was lag mir daran! Alle Kultur schien verloren, versunken. Ich lebte nur in der befremdlichen, ungeheuerlichen Gegenwart. Am liebsten war mir die Stunde vor meinem Zelt bei den Wachtfeuern, abends, ehe die Löwen kamen. Denn die erschienen immer erst gegen Mitternacht und umschlichen heimlich und scheu unsere Stätte. An jedem Morgen sahen wir die Spuren, und ich

hätte wohl auch ihre Augen aufleuchten sehen können im Schein des Feuers. Ich wollte sie aber doch lieber nicht leuchten sehen. Ich fühlte mich sonderbarerweise im offenen Zelte sicherer.

Dann war der letzte Abend gekommen.

Ich lag auf meinem Plaid — mit meiner Zigarette — und starrte in den Sternenhimmel. War denn ich das wirklich, die all diese merkwürdigen Sensationen durchlebte — ich, die zivilisierte Besitzerin des Tempio Hermione? Warum fühlte ich mich denn so wohl bei diesem wilden Bild? Der Raubritter in mir hatte nun vielleicht endgültig das Osterlamm erschlagen. Nun gibt's kein Sehnen mehr nach Liebe und Verstehen und Gemeinsamkeit, nun gibt's nur noch ein tiefes Allesauskosten dieses wundervollen, kurzen, ach, so kurzen Lebens. Und darum — immer mehr — immer mehr! Sättigung gibt es nicht von allen Lebenswundern als nur durch den Tod. Aber vielleicht fangen danach erst die wahren Wunder an. —

Ich hatte heute die doppelte Ration Chinin genommen, wir lagerten am fieberschwangeren Buravider. War das etwa schon ein Fieberanfall?

Wieder das leise Murren in der Ferne, unsere tägliche Abendmusik. Heute sollt' ich sie zum letztenmal hören. Und ich schlief ganz friedlich dabei ein, mit einem leisen Bedauern, daß diese schöne, wilde Zeit nun bald für immer dahin war! —

Am andern Tag ging unser Weg durch Paradiese; herrliche Tropenbäume, von wilden Blüten umrankt, umstanden sie, die starren Finger der Euphorbien ragten dazwischen.

Dann zeigten sich die ersten, schwachen Spuren der Kultur, die sich aber bald mehrten: Sesalplantagen, Fabriken — da lag auch schon Voi, das Ziel unserer Reise.

Im Bungalow öffneten meine Träger wortlos die Tür eines Zimmers und stülpten die Hängematte einfach um. Wie ein Stein plumpste ich auf das harte Bett.

Und nach ein paar Stunden nahm ich das schönste Bad meines Lebens.

Danach kam die „große Abrechnung".

Alles war schon mit Mr. Edwards festgelegt worden. Die Leute zogen wieder der Serighetti entgegen. In dieser Nacht aber konnte ich nicht recht schlafen, mein Wiegengesang fehlte mir — das Löwengemurre. —

An den Quellen des weißen Nil

In der Frühe des nächsten Tages fuhr ich gen Port Florence am Viktoria Nyanza.

Es war eine wundervolle Fahrt über die Hochebene. Zu beiden Seiten Rudel von Antilopen, Zebras, Gazellen. Aber es kam mir alles zahm und klein vor gegen mein jüngstes, großes Erleben. Und dennoch hatte ich jetzt ein wenig das Gefühl wie der Reiter über den Bodensee. Ich war ja drüber hinweggekommen über das Ungeheure, aber eigentlich war das das größte Wunder von allem.

Der Viktoria Nyanza mit seinem luxuriösen Salondampfer schien mir ein unermeßlicher, gebirgsumsäumter See; und Entebbe mit seinen schönen Bungalows und Tropenparks — alles kam mir sehr zahm und konventionell vor. Nur vom Garten des englischen Generalkonsulats hatte man einen vollen Überblick, nicht nur über die herrlichen Ufer, sondern auch über die gegenüberliegende „Todesinsel", das durch die Schlafkrankheit ausgestorbene Eiland. Die letzten Frauen hatte man kürzlich von dort fortgeführt, die letzten Mangroven, das Heimatsgebüsch der Tsetsefliege, der Krankheiterregerin, abrasiert. Ich malte eine große Studie des farbenprächtigen, leuchtenden Bildes.

Die Insel des Todes sieht aus wie die Insel der Seligen. Entebbe ist übrigens ganz beleckt von der Zivilisation. In allen Läden sieht man Postkarten von Schlafkranken in jedem Stadium!

Dann fuhren wir weiter nach Jinje. Das ist auch ein aufblühender Ort mit zahllosen Villenvierteln und geradezu herrlichen Bungalows. Außerdem hat er noch eine kleine Sehenswürdigkeit, an der unser eleganter Schiffskapitän uns den Tee servieren ließ — auf großen Felsplatten mitten im Wasser — die Quellen des Nil! Ich habe sie gemalt; sie sind sehr „hübsch" und erinnern mich lebhaft an den Rheinfall von Schaffhausen.

Vielleicht aber hat nur die „Zivilisation" sie mir verekelt. —

Und dann fuhren wir nach Campala, der Hauptstadt von Uganda, d. h. nur zu ihrem Hafen. Wir müssen noch zwei Stunden Rickscha dahin fahren. Ein Ugandaneger, „prince Joseph", holte mich ab. Ich hatte an den Residenten geschrieben, der ihn mir herausschickte. Ich sah, von ihm geführt, alle Merkwürdigkeiten dieser „Siebenhügelstadt", die wirklich sehr merkwürdig und eigenartig ist.

Vor allen Dingen besuchten wir den jungen, elfjährigen „Kabaka" (König) in seinem von den feinsten Königsbastmatten umgebenen landesüblichen Palast. Er hat einen englischen Hofmeister, und seine Wohn- und Schlafzimmer sind gutbürgerlich, behaglich, europäisch eingerichtet. Leider war er selber verreist ins unermeßlich große Landesinnere. Das Trommelhaus im Palasthof war ebenfalls vom feinsten Mattengeflecht umgeben. Trommelklang und Mattengeflecht sind die stärkste Eigentümlichkeit dieser von arabischer Kultur beleckten Ugandaneger, außerdem vielleicht noch „barkcloth", der aus Baumrindenfasern bereitete Stoff, von dem ihr „Kamzu", ihr arabisches Hemd, gewebt ist.

Prinz Joseph, ein köstlicher Cicerone, führte mich noch ins „Ständehaus", in dem eben Sitzung war. Die dort anwesenden Minister in ihren langen, wallenden weißen Hemden erinnerten mich an alte Römer in der Toga. Sie versprachen mir, dank des Dolmetschen Joseph, mich im Tempio zu besuchen, worauf ich allerdings noch heute warte. Dann nahm mich einer der Minister mit, mir sein Haus zu zeigen. Es hatte zwei Stockwerke. Oben war alles mit arabischen Goldstickereien behängt, und im Schlafzimmer stand ein ungeheures, europäisches Ehebett. Die Frau Minister war zur Zeit in der christlichen Kirche. Die Missionare haben stark gearbeitet in Uganda. Die berühmte Graskathedrale war allerdings kürzlich abgebrannt.

Nun ging es zum Grab des berühmten „Mthese", des Großvaters des jungen Kabaka. Der Weg war weit, an lauter mattenumgebenen Einzelkrals vorüber, dicht mit Bananen umpflanzt. Bananen sind ja die Haupttragspflanzen des Landes. Durch unabsehbare Bananenfelder, in denen überall zerstreute Krals liegen, waren wir nach Campala gekommen.

„Das ganze Land ist in dieser Art", erzählte Prinz Joseph, „Bananen und Krals, Krals und Bananen, über weite Berge und Täler verstreut." Der hohe, spitze Graskral, das Grab des Mtheſe, des Grausamen, sieht auf der Höhe am Horizont genau wie eine Pyramide aus.

Als ich oben angekommen war, staunte ich über das wunderfeine Königsmattengeflecht, das den Hof umspannte. Drinnen schien es ganz dunkel. Nur langsam konnte das Auge die einzelnen Dinge unterscheiden. Mit einemmal fühlte ich mich heftig am unteren Saume meines Rockes zurückgehalten. Nun sah ich's — alte Weiber, auf allen vieren, die mir Einhalt geboten. Das waren die noch im Grabhaus lebenden weiblichen Anverwandten. Tiger- und Pantherfelle lagen über dem Grab, dahinter starrte es von Speeren und Schilden. Mtheſe war noch dem Glauben seiner Väter treu. Aber sein Sohn nebenan hatte ein christliches Grab. Der junge Kabaka soll sogar ein sehr guter Christ sein. Mir schien das Christengrab neben dem des blutgierigen Heiden Mtheſe einigermaßen stillos.

Im Garten des Residenten malte ich noch eine Abendbeleuchtung. Er erzählte mir viel vom Besuch Roosevelts und von ihren gemeinsamen Löwenjagden.

Der Resident selber ist einer der besten lebenden Löwenjäger, und ganze Albums hat er mit all seinen erlegten Bestien.

Erst abends spät kam ich an Bord. In der Nacht noch ging der Luxusdampfer zurück nach Port Florence. Dort bummelte ich ein paar Stunden. Es schien mir ein kläglicher und wilder Ort.

Und dann saß ich wieder im Zug, der mich zurückbringen sollte über Voi und Nairobi nach Mombaſa.

Ich schleppte mich noch immer im Handgepäck mit dem Rest von Dr. Försters Konserven, wurde aber gar nicht damit fertig, so eifrig ich auch daran arbeitete! Man hatte mir wie überall in Uganda für mein Zweite-Klassebillett ein ganzes Abteil erster Klasse eingeräumt; es war ein ganz behagliches Reisen.

Am interessantesten waren mir die Völkeransammlungen an den Stationen. Die splitternackten Kavirondos entzückten mich am meisten. Wie antike Statuen die Frauen, wenn sie, ihre schwarzen „Amphoren" auf dem Kopf, würdevoll neben der Bahnlinie zu Markte schritten. Diese völlig nackten Kavirondos sollen der sittlichste von allen Negerstämmen sein. Zahllose Stämme sind auf den Bahnhöfen vertreten. Sie kommen aus Neugier. Aber in zehn Jahren wird auch hier die Zivilisation triumphiert haben. Der Anfang ist ja schon gemacht. Ich sah viele, die ihre zehn Zentimeter herabgezerrten und gespaltenen Ohrläppchen, in denen meist ein talergroßes buntes Holzstück, nach Suahelisitte, prangt, wie Gummistrippen wieder übers Ohr hinaufgeklappt hatten. Es sah abscheulich aus. Aber das war das erste Zeichen der neuen Zeit. Dann waren andere, die Ballonmützen trugen. Wieder andere hatten sogar Unterhosen auf ihre muschelgeschmückten Beine gestreift. Das war jammervoll. Zum Glück lugten die Muschelschnüre und blauen Glasperlen schelmisch verräterisch aus allen Ritzen und Enden.

Am „zivilisiertesten" aber war wohl eine völlig nackte Kavirondofrau, die ihrem höchst unmotiviert mit einem Hemdchen bekleideten Säugling beim Halten des Zuges sorgsam und schämig die nackten Füßchen bedeckte. Ich fürchte, bei diesen Wilden hat die Zivilisation ein dankbares Publikum. Völlig wie indische Idole behängt waren die Kiukiufrauen. Das Herz blutet einem beim Gedanken an ihre künftige „Gesittung".

Auf der Ugandabahn nach Mombaſa und über Aden nach Ceylon

Überhaupt dies Innerafrika. Wie bald wird es aufgesogen und überzogen werden vom Allerweltsschlamm, der sich so glatt und schön in alle Lücken schmiegt. Jetzt aber ist es noch herrlich und wunderbar, und ich danke Gott, daß ich es gesehen habe.

In Nairobi war ein so buntes Völkergewühl wie beim Turmbau von Babel.

Mombaſa liegt in einer palmenumgrünten Mulde und hat noch viele portugiesische Überreste. So die alte Zwingburg, das jetzige Gefängnis.

Ich traf es sehr gut in einem altportugiesischen, von einem deutschen Wirt neuhergerichteten Haus. Das war aber so ziemlich das erstemal,

daß ich gute Erfahrungen mit einem deutschen Wirt im Ausland gemacht habe.

Vor allem schmachtete ich nach meinem Gepäck; ich war völlig abgerissen. Aber ach! Mein Gepäck war nicht vorhanden. Wo mochte es schwimmen? Ich würde mich also in Ceylon neu ausrüsten müssen — eine ziemlich kostspielige Sache. Und dann fand ich einen monatealten Brief von Franz Cäsar Jentsch, dem Hausgenossen Johannas im Tempio, daß er wegen der Krankheit seiner Frau in die oberen Räume habe ziehen müssen auf Gebot des Arztes, „weil unten das Wasser von den Wänden troff." Das war natürlich beides Lüge. Ich schäumte und gab mich dunklen Befürchtungen hin. Wie würden sie, die Schonungslosen, unter meinen Kostbarkeiten hausen! —

Ach, die Wirlichkeit sollte meine kühnsten Befürchtungen noch weit, weit übertreffen!

Wir feierten Weihnacht sehr gemütlich auf dem flachen Hausdach des Hotels in Mombasa, das einen Prachtausblick über Stadt und See bot. Dann war ich in Christmetten, zu denen die frommen Neger von Mombasa sich drängten. Auf dem Markt wurde überall „Pombe" verkauft, das berauschende bierartige Getränk dieser Neger. Man merkte leider überall seine Wirkung, auch bei den großen Maskenzügen.

Dann ging es weiter zu Schiff nach Aden. Es war mir recht peinlich, unter dem Luxus der ersten Klasse so abgerissen herumzugehen, aber was tun? In Aden fuhr ich wieder zu den Tanks des Königs Salomo in den wilden Felsenterrassen. Meinen deutschen Dampfer, auf dem schon meine Kabine belegt war, hatte ich verpaßt.

Und nun blieb mir die Wahl, entweder zehn Tage hier zu warten oder mit neuem Billett mit dem englischen „P and O" weiter zu fahren. Ich entschloß mich Hals über Kopf zu letzterem und kam gerade noch mit knapper Not zurecht.

Die Kost war fürchterlich. Ich hatte an Freudenbergs nach Colombo telegraphiert, und die Söhne holten mich vom Dampfer ab, leider mit einem Auto und nicht mit der geliebten Rickscha. Auch hier Fortschritt! Ich blieb zwei Tage und feierte Wiedersehen mit vielem. Colombo schien mir schon so etwas wie eine Heimat. Ziemlich viele Briefe fand

ich vor. Einen Eilbrief von Mombasa, mein Gepäck habe sich gefunden und sei nun direkt nach Hongkong abgegangen. So brauchte ich mich nicht neu auszurüsten. Aber ein anderer Brief erschütterte mich aufs tiefste. Er kam von Herrn Zappe und brachte Kunde vom Tempio.

Tempio-Raub

„Meine Befürchtungen haben sich bestätigt. Nachdem Jentsch und Genossin noch am Abend Ihrer Abreise mit Sack und Pack in die oberen Räume zogen, sind sie jetzt — verduftet. Johanna liegt im Spital.

„In der Halle fehlen etwa 60—80 Bilder.

„Im Haus sieht es furchtbar aus. Alle Wäsche ist verschwunden, bis auf zwei Küchentücher. Auch die Antiquitäten und das Silber scheinen mir sehr gelichtet. Die goldgestickten Kimonos von Ihrer letzten Asienreise fehlen fast alle. Auch im alten Porzellan sind große Lücken, besonders unter den Empiretassen. Was an Leibwäsche und Toiletten fehlt, kann ich nicht beurteilen. Im Müll fand ich Silberlöffel, verbrannte Handtücher, Pelzreste und anderes.

„Aber das ist alles nichts gegen die innere Zerstörung des Hauses. Die Verbrecher reisten ab, ohne das Wasser abzustellen. Obgleich ich ihnen stets eingeschärft hatte, dies auch bei nur eintägiger Abwesenheit zu tun. Als die große Kälte im Januar kam, platzten alle Rohre. Ich ging zufällig vorbei, ohne eine Ahnung zu haben, daß das saubere Paar das Weite gesucht hatte, und höre von drinnen ein starkes, meerartiges Rauschen. Ich ließ die Tür aufbrechen, und Wasserfluten wälzten sich mir entgegen, in denen alles in wildem Wirbel herumschwamm. Wie lange schon, wer kann das sagen? Auch der Wasserkessel der Heizung war geplatzt.

„Oben im ersten Stock sah es womöglich noch fürchterlicher aus. Alles in wüster Unordnung. Fette Wurstschalen und Haare auf den hellgelben Brokatsesseln. Ein ungemachtes Bett mitten im Saal. Kurz — überall Schmutz und Unordnung, Zerstörung und Verwüstung!

„Ich benachrichtigte sofort die Polizei und gab den Schaden im Haus vorläufig auf zehntausend Mark an, das wird freilich nicht reichen.

„Und die Wiederherstellung von allem kostet wohl ebensoviel. Ich bedaure Sie von Herzen, aber — ich hatte Sie ja gewarnt! Und übrigens sollte mich's wundern, wenn mit all diesem nicht der Schwamm ins Haus gekommen ist!"

Da saß ich nun im fernen Asien, und drüben in der Heimat hatten Verbrecher, denen ich nichts als Gutes getan hatte, meinen Tempio zerstört, vielleicht meine Existenz vernichtet! Ich war wie zerschmettert!

Ich schrieb sofort an Zappe — stundenlang schrieb ich ihm in meiner Verzweiflung. Vor allem bat ich ihn, die Arbeiten zur Wiederherstellung von Bad und Zentralheizung in die Wege zu leiten. Koste es, was es wolle — aber ich könne doch den Trümmerhaufen nicht ungeräumt liegen lassen.

Er hat's auch besorgt — aber die Wiederherstellungskosten von Haus, Park und Halle haben mich fast ruiniert. Damals aber wußte ich noch nichts von allen Einzelheiten und blieb durch lange Monate in der qualvollen Ungewißheit. Denn mein Weltreisebillett war genommen, mein Pfad vorgezeichnet. Was hätte es mir auch genützt, sofort nach Hause zu eilen? Das Unglück war geschehen, ich würde es noch früh genug sehen. Im Gegenteil, es war sogar besser, wenn ich erst später kam und der gröbste Schaden in der Heizung repariert war, die Trümmer all der geplatzten Heizkörper und Baderöhren beiseite geräumt waren.

So redete ich mich mühsam selber zur Ruhe und zog weiter, den mir durch mein Billett vorgezeichneten Weg. Freilich, bei der Rückkehr im Sommer erkannte ich erst ganz, wie schlau der Verbrecher alles eingefädelt hatte — im Vertrauen auf meine elfmonatige Abwesenheit.

Nach Kambodschas Tempelwundern

Schweren Herzens also reiste ich weiter, via Hongkong (wo ich mein Mombasagepäck schon vorfand), nach Singapore. Dort wechselte ich den Dampfer für Saigon.

Nachdem ich dies indochinesische Klein-Paris besichtigt hatte, fuhr ich mit der Compagnie fluviale nach Pnom Penh.

Nun war ich in der Hauptstadt von Kambodscha, aber es war schwer, weiter zu kommen. Die Reisezeit war vorbei, und die Wasser des Grand lac und Tonle Sap fingen schon an zu verebben (bis sie dann alljährlich im Juli fast völlig versiegen). Der Resident superieur wußte Rat. Der Directeur des Postes, Monsieur Vousellaud, reiste in der gleichen Richtung, mit Koch und Betten, auf einer Chinesendschunke, dem roten Rad. Mit ihm fuhr ich. Von Compongtschnang an wurde die Sache immer fürchterlicher. Alles wie die Heringe auf Deck nebeneinander gepökelt; Innenräume, Kabinen und Toiletten gab es überhaupt nicht. Qualvoller Tag, noch qualvollere Nacht! Zu einer Station war beim Beamten in Siem Reap ein Sampan telegraphisch für mich bestellt. Er war zur Stelle, war aber fürchterlich. Dann galt es weitere vier Stunden Ochsenkarren auf grauenhaften Wegen. Und dann — dann sah ich ein wundervolles Auto stehen, und ein Herr mit Zylinder kam mit tiefer Verbeugung auf mich zugeschritten: „Madame la Barone, soyez la bienvenue."

Er geleitete mich ans Auto. Nun sausten wir auf guten Waldwegen durch Siam Reap, wo mir Monsieur Mercié sein schönes Haus zeigte, und weiter nach Angkor What, dem jahrelangen Ziel meiner heißesten Sehnsucht!

Das Bungalow, das, im Spätherbst neueröffnet, im Winter überfüllt gewesen war, so daß *kein* Reisender länger als sechs Tage bleiben durfte, war nun völlig fremdenleer und stand zu meiner Verfügung.

Hier hauste ich volle zwei Monate malend, schreibend, genießend. Und diese zwei Monate gehören zu den interessantesten meines Lebens. Der General de Baillié, der mich einst in Siam und Ceylon immer wieder auf Kambodscha und seine Tempelwunder aufmerksam machte, hatte recht gehabt; es ist ein einzigartiger Weltpunkt, vielleicht der merkwürdigste, den es überhaupt gibt. Er selber aber mußte im Vorjahr seine Liebe zu Kambodscha, als er auf neuen Tempelentdeckungszügen begriffen war, in den Stromschnellen des Mekong mit schrecklichem Tode büßen.

Fünfhundert Jahre hindurch waren die Tempelruinen von Angkor Thom und viele andere ihrer Umgebung vom Urwald umklammert,

erstickt, begraben, vergessen. Der General de Baillié, der lange Zeit in Kambodscha kommandiert war, hat sie mit einigen anderen Franzosen, vor etwa dreißig Jahren, entdeckt. Er hat ihnen sein Leben gewidmet und ist auch für die Kambodschatempel gestorben.

Und nun war ich hier und schwelgte in den Wundern. Alles andere war hinter mir versunken. Daß ich immer so voll in der Gegenwart lebe, ist meine Größe und meine Schwäche, mein Glück und mein Unheil. Ich möchte freilich den andern empfänglichen Künstlermenschen sehen, dem es in solcher Umgebung nicht ebenso ginge!

Auch alles Äußerliche war hier für mich aufs wunderbarste geregelt. Der Goa-Inder, Monsieur Noël, der Hausverwalter, besorgte meine Verpflegung (allerdings nur Huhn und Reis in ständigen Varianten). Konserven, Whisky und Sodawasser hatte ich von Saigon mitgebracht; ich fühlte mich wie ein König in seinem Reich. Wollte ich zu irgendeiner Tempelbesichtigung fahren — es gab etwa zwanzig Märchentempel in der Umgebung — so telephonierte Noël an Monsieur Mercié, und dieser schickte mir einen Ochsenkarren mit Treiber, dem kleinen Tap, einem Neffen des Königs ... Dann packte mir Noël meinen Imbiß in kühle Blätter, und fort ging's, fast täglich auf neue Entdeckungsreisen.

Diese schwarzen, geheimnisvollen Tempel des alten Khmervolkes, einer autochthonen Rasse, der Vorfahren der heutigen Kambodschaner, zogen mich immer mehr in ihren Bann. Von Tausenden von Steinfiguren waren sie bevölkert, um die sich blühende Ranken schlangen; tropische Umarmungen um jeden Stein. Einen dieser Tempel liebte ich ganz besonders, er war über und über mit hellila Orchideen, Cattlayas, bewachsen. Ich suchte mir einen schattigen Platz zum Malen, Tap sich einen zweiten zum Schlafen. Dann verzehrte ich mein Mahl. Und ruhte und träumte, träumte. Ach, die dummen Leute, die nicht begreifen können, warum ich das Reisen liebe, meine Art des Reisens! Es ist das einzige im Leben, das uns steigert, uns dem Wunder, der Verzückung nahebringt. Nachdem mir alles andere gelogen hatte (wie gewonnen, so zerronnen), die Kunst, die Liebe — ich aber ein Mensch bin, der nur in der Ekstase leben und atmen kann — so muß ich eben reisen, reisen, reisen bis zum letzten Atemzug. Wie viele möchten

wohl die gleichen Wunder sehen, wie wenige aber die gleichen Opfer dafür bringen! Als gebratene Tauben dürften ihnen die saftigsten Reisebissen in den Mund fliegen — sich aber dafür tausendfach ans Kreuz schlagen lassen wie ich, das möchte keiner.

Am häufigsten fuhr ich mit Tap nach Angkor Thom, der Stadt des aussätzigen Königs, und berauschte mich an der wilden Phantastik des Bayon mit seinen einstmals sechzig Türmen, von denen nur noch einige geheimnisvolle Brahmaköpfe stehen.

Alle Türme in Angkor What sind riesige Brahmaköpfe. Auch die Türme am Tor des Todes und am Tor des Sieges, das jetzt restauriert wird.

Angkor Thom ist nicht sehr alt; es wurde erst im 11. Jahrhundert von Jakovarman VII., dem aussätzigen König, erbaut; der ist so eine Art „armer Heinrich" von Indochina. Und es gibt keine Kunst und keine Tugend — und kein Verbrechen, die die Sage ihm nicht angedichtet hätte. Er schritt oft durch meine Träume, in den dunklen Linghamhallen, der aussätzige König.

Am häufigsten aber, tagelang, weilte ich im berühmten Tempel von Angkor What, dem gegenüber das neue Bungalow erbaut ist. Fast eine Stunde braucht man, um schnellen Schrittes seine Umfassungsmauer zu umgehen. Drinnen im Hauptbau sind drei Stockwerke, bekrönt von fünf konisch wie Linghamzeichen zugespitzten Türmen. Es ist ein Buddhistentempel und noch völlig erhalten. Zu allen Zeiten beteten und beten dort die Gläubigen. Bis ins feinste durchgearbeitet sind die Reliefs in den unteren Hallen. Tausende und Tausende von Figuren aus dem indischen Sagenkreis, das Milchmeer Baratta, der Tod des Affenkönigs Hanuman, Schlachten, Turniere, feierliche Umzüge.

Diese Reliefs, eine Fundgrube für den Archäologen, sind von geradezu hervorragender Arbeit. Bei ihrer Fülle der Gesichte sieht man sie niemals ganz zu Ende.

Auch die Tevatas oder Apsaras, irdische und himmlische Tänzerinnen, in glänzendem Speckstein, stehen überall zu Tausenden. Im vergangenen Jahr war der König Sisovath mit seinen hundert lebenden Tänzerinnen hergekommen (auf Anraten des résident supérieur), um sie vor

deren steinernen Kolleginnen in der gleichen Tracht, mit den gleichen archaistischen Bewegungen tanzen zu lassen.

Ich habe viel gemalt in Angkor Thom, noch mehr in Angkor What. Wenn nur die Fledermäuse nicht gewesen wären! Wie schwarze Sammetfalten wogte und zitterte es in den hohen Bogenhallen über mir, und ihr Duft wogte und wallte — noch tausendmal stärker als im Bungalow des Mr. Edwards in Taveta. Der Fuß aber sank knöcheltief in ihren Mist. Einmal fiel mir ein junges Tier, dessen Schwanz sich wohl nicht fest genug droben eingekrallt hatte, auf den Kopf.

Abends im Bungalow sah ich es wie schwere Flore über dem Tempel aufsteigen und nach dem Wald verschwinden. „Das sind die Fledermäuse, die des Nachts ihr Futter suchen", sagte Monsieur Noël. Spät abends auf der Veranda besuchte mich manchmal der Prior des benachbarten Buddhistenklosters (dessen Gesänge meine Nächte durchhallten). Er sprach nicht französisch und ich nicht Kambodscha. Aber Noël und die Affen zu Häupten machten die Dolmetscher.

Jeden Mittag kam ein reitender Bote von Mr. Mercié, mir frisches Brot zu bringen. Damit es warm bliebe, steckte er es uneingehüllt unter dem Kittel an seinen nackten Busen. Ich war gut aufgehoben in Angkor What!

Doch endlich mußte geschieden sein. Mr. Mercié sagte mir, daß ich mich nicht sorgen solle, er wolle mir den Sampan ausrüsten. Trotzdem stieg ich sorgenvoll hinein. Ich konnte mich weder rühren noch aufrichten unter dem niedern Dach. Tap hockte zu meinen Häupten, je zwei Fischer an den Bootsenden. Sie mußten oft staken; des Nachts aber schliefen sie, anstatt zu rudern. So dauerte diese Hölle die doppelte Zeit, als nötig gewesen wäre. Monsieur Mercié hatte an alles gedacht, aber Tap den Toiletteneimer vergessen!

Ich denke ungern an die Qual zurück — ein Wunder, daß ich nicht gestorben bin — drei Tage und zwei Nächte! In Compongtschnang kam wieder das Wunder: fürstliche Gastfreundschaft im Haus des Residenten Mr. Pouher.

In Pnom Penh wütete die Pest, überall sah ich mit Zeitung verklebte Fenster (das Zeichen, daß da eben einer an der Pest gestorben war). Auch im Haus neben meinem fürchterlichen „Grand Hotel".

Der résident supérieur war entzückt von meinen Studien und rief zu einer Ausstellung in Paris! Ich wurde dann noch dem guten König Sisovath vorgestellt und wohnte dem Tanz seiner Apsaras oder Tevadas bei. Es war sehr interessant, aber ich war noch so erschöpft von der Reise, daß ich darüber einschlief.

In Annam und Tongking und in der Bai d'Along

Von Saigon aus wollte ich noch einen wenn auch nur flüchtigen Blick nach Annam, dem uralten Kaiserreich, und Tongking werfen. Ich fuhr deshalb mit einem Küstendampfer an den schönsten Waldbergen vorbei, nordwärts den Golf empor, bis Tourane. Dort landete ich, was ziemlich schwierig war, und bezog ein höchst fragwürdiges Hotel. Andern Tags fuhr ich, teils über einen Meeresarm im schrecklichen Sampan, teils mit der Bahn nach den berühmten Marmorgrotten. Das sind riesige Naturhöhlen in schroffen Marmorfelsen, die sich ganz unvermittelt aus einer langgestreckten Sandbank hart am Meeresstrand erheben. Das Eigentümlichste, das sich denken läßt.

All diese Riesengrotten nun, tief unterirdisch, von einem bläulich bleichen Fünkchen Tageslicht, das von oben hereinglimmt, erhellt, haben die Annamiten zu Kirchen, vielmehr Tempeln umgestaltet. In jeder Vertiefung stehen Altäre, Buddhas, Blumensträuße. In der größten Grotte habe ich gemalt. Einen ganzen Tag verbrachte ich in dieser Dämmerwelt, von einer Grotte in die andere tauchend, auf schmalen Ziegenpfaden kletternd, tief im Sande watend. Dann graufte mir, und ich entfloh. Ein paar Tage noch fuhr ich mit der Rickscha durch die merkwürdige Natur an den alten „Tiamtürmen", aus Annams frühester Zeit, vorbei. Dann meinte einer der Herren, an die ich empfohlen war, ich müsse nicht mit der Bahn, sondern über den „Col des nuages", der oben eine Art chinesische Mauer hat, nach Hué, der Hauptstadt, hinabfahren. Gesagt, getan.

Um Mitternacht fuhren wir ab. Eine sehr merkwürdige Fahrt bei Mondenschein, durch alle schlafenden annamitischen Dörfer. Mein Begleiter war bis an die Zähne bewaffnet. Alle Augenblicke hielt er die

Rickscha an und fragte, ob wir nichts hörten. Als ich glücklich drüben war, erfuhr ich, daß viel Raubzeug, besonders Tiger, sich hier herumtrieben. Begegnet ist uns keiner. Oben an der höchst sonderbaren krenelierten Riesenmauer, wo wir zu Sonnenaufgang programmäßig ankamen, war die Aussicht verschleiert, aber später tat sich eine schier überirdische Schau auf, über den ganzen Golf von Hué, in weitem Bogen, auf unermeßliche Wälder! Durch den tropischsten Urwald mit blühendem Gerank — schöner hab' ich ihn auch in Java nicht gesehen — ging es zur nächsten Eisenbahnstation. Dort trennten sich unsere Wege. Ich fuhr weiter nach Hué. Eine große, wie altchinesische Stadt, am „duftenden Strom", in unermeßlicher Ausdehnung. Mein Hotel, das einzige französische, war halb eingestürzt, ich lag unter Bauschutt und Brettern in meinem Bett.

Beim résident supérieur, bei dem ich meine Empfehlung abgab, traf ich nur seine Frau. Ein reizendes Geschöpf. Sie stellte mir sofort ein Auto zur Verfügung, lud mich täglich zu Tisch, wollte sogar später, daß ich zu ihr übersiedeln solle und noch vierzehn Tage länger bleiben, um die alljährlichen großen Volksfeste mitzumachen. Dummerweise tat ich's nicht. Aus Zeitmangel. Später hab' ich's oft bereut. Der résident supérieur ist in Indochina wie ein Fürst. Madame kam vom Laos und erzählte mir viel von der „goldenen Buddhahalle", ihrem dortigen Festsaal.

Nun fuhr ich also, nun sauste ich von früh bis spät im Auto durch die alte Märchenstadt und besah das Kaiserschloß mit seinen erdrückenden Chinesenschätzen, all die merkwürdigen, echt chinesischen Tempel, die dennoch eine stark annamitische Eigennote trugen; besuchte auch eine reiche Annamitenfamilie, die mich fast zu Tode fütterte.

Aber die Krone von allem waren die Kaisergräber. Ohne Madame Mahés Auto und des Residenten Boot wäre ich freilich niemals dahin gekommen. Es war eine eigenschöne Fahrt, stundenlang längs der grünen Ufer des „duftenden Stromes".

Aber diese Mausoleen! In drei verschiedenen Grabparks war ich, von ungeheuerster Ausdehnung, mit riesenhaften Bäumen und vielen, halb verfallenden Einzeltempeln, in denen alle Kostbarkeiten, die der tote Große zu Lebzeiten besessen hatte, aufgespeichert standen. Tagelang

hätte man das betrachten müssen. Und die tötende Melancholie, die über dem allen brütete! Am längsten verweilte ich bei den jüngsten Grabbauten des Kaisers Tü-Dük. Dort fand ich auch ein wundervolles Motiv zum Malen. Schönere drachengeflügelte Goldziegel habe ich nirgends gesehen. Überall waren Wälder der orangeduftenden Frangipanibäume, die in Indien Templetrees heißen, und deren Duft einen um den Verstand bringen kann. Ich hörte später, daß die schöne Madame Mahé mit ihrem Gatten, dem résident supérieur, in Scheidung läge — um eines Unterbeamten willen, mit dem sie erst Tango tanzte und dann im Garten des Tü-Dük Orgien feierte. Vielleicht war daran auch nur der Duft der Frangipani schuld.

Von Hué fuhr ich mit der Bahn weiter nach Haiphong, der aufkeimenden Küstenstadt. Von dort ging's am roten Fluß entlang nordwärts nach Hanoi, der Hauptstadt von Tongking. Flüchtig nur konnte ich das alles schauen. Märchenhaft schön erscheinen mir in der Erinnerung all die zahllosen Pagoden und Tempel. Der Jadetempel, mitten im See, mit malerischer Brücke, einer der reizvollsten.

Und das Papierdorf! In dem jeder Annamite Papierfabrikant ist, denn den Fluß entlang im Lehm wird alles getrocknet.

Auch dort hatte ich dank meiner Verbindungen eine Prachtkarosse zur Verfügung. Am reizvollsten war mir der improvisierte Besuch im Yamen des früheren Statthalters. Ein herrlicheres Annamitenheim sah ich nie. Schon im Vorhof all die Porzellankübel mit Goldorangebäumchen. Das alte Paar, in Gold und Karmesin-Mandarinengewändern, war von einer solchen Fülle des kostbarsten altchinesischen Kunstgewerbes umgeben, daß einem der Kopf schwindelte.

Von Haiphong aus erreichte ich es wirklich, daß man mir unentgeltlich einen kleinen Dampfer für zwei Tage Fahrt in der berühmten Bai d'Along gewährte, dem tongkingesischen Archipel. Das war nun wahrlich wie die Verwirklichung von Märchenträumen. Eine reizende Jacht, für zwei Tage meines leisesten Winkes gewärtig, in einer von tausend phantastisch geformten Felseninseln wimmelnden Bucht. Ich malte in der Stalaktitengrotte „des merveilles" und vor einigen ganz besonders toll geformten Felseninselchen. In der „Galerie", einem langen, unter-

irdischen Gang, trieben früher die chinesischen Schmuggler ihr Wesen. Worte vermögen den Zauber der Bai d' Along niemals zu erschöpfen.

Doch für all diese genossenen Schönheiten und Wunder mußte ich wieder büßen. Ich bestieg einen kleinen deutschen Dampfer nach Hongkong. Aber der Golf von Tongking ist nicht umsonst berüchtigt. Es erhob sich ein solcher Orkan, daß das kleine Schiff nicht weiter konnte und an der Schweineinsel Hainan landete. Es wurden gerade Tausende von Schweinen im Zustand hochgradigster Seekrankheit verfrachtet. Anblick und Geruch spotteten jeder Beschreibung.

Ich selber aber wurde auf einen größeren englischen Dampfer umgeladen. Bei dieser Gelegenheit kam ich knapp mit dem Leben davon — halbtot gelangte ich an Bord.

In Hongkong rastete ich für zwei Tage und schwelgte in der Schönheit des „Pic", seiner unbeschreiblichen Aussicht. Dann fuhr ich, via Nagasaki, geraden Weges nach Jokohama. Dort blieb ich vierzehn Tage und feierte Wiedersehen mit meinen Lieblingsstätten in Tokio, Kamakura (und seinem Daibuts) und der heiligen Insel Enoshima. Auf dieser selben heiligen Insel aber sprang mir ein Japaner an die Gurgel. Es war wohl ein Racheakt, weil ich ihn nicht hatte zum Führer nehmen wollen. Im einsamen rotblühenden Kameliengarten entschloß er sich zur Tat. Der Gute wußte ja nicht, daß ich hier Weg und Steg kannte und allein sein wollte. So begriff er nicht meine „Halsstarrigkeit". Ich schrie aus Leibeskräften; Leute kamen, und er verduftete. Dieser „Mordanfall" machte die Runde durch die gesamte asiatische und europäische Presse. Niemals hab' ich den „Fuji" leuchtender gesehen als an jenem Tage. Die Pflaumenblüte hatte eben begonnen.

Honolulu und der Feuersee Kilauea

Dann fuhr ich auf einem japanischen Luxusdampfer der Shino Maru nach Honolulu.

Wir hatten auf dem „stillen" Ozean einen entsetzlichen Sturm. Wieder einmal war ich schwerleidend von Seekrankheit und Todesangst.

Ja, ich muß meine Reisewunder teuer bezahlen!

Während dieses Sturmes erhielten wir die Nachricht vom Untergang der „Titanic". Das machte keinen guten Eindruck. Meine Kabine war fast immer dunkel von Sturzseen; das Riesenschiff schwankte so sehr, daß mein Eßbrett mit allen Speisen an dem Bett umkippte und mein Koffer von einem Kajütenende zum andern hin und her flog.

Als der Sturm sich etwas gelegt hatte, waren auf Zwischendeck die Blattern ausgebrochen, und wir wurden alle geimpft.

Endlich landeten wir in Honolulu. Gottlob! Drei Wochen blieb ich hier, und die Erinnerung an sie ist mir mit Blütenketten umwunden.

Linde Lüfte umspielen meine Stirn — süße Wohlgerüche umduften mich.

Anfangs gefiel es mir gar nicht so besonders. Es war mir viel zu geleckt, zivilisiert, amerikanisiert. All die zahllosen, korrekten Villen in den sauberen Straßen! Ich hatte eine Empfehlung Gustav Falkes an seinen Bruder, der als Chemiker in einer großen Fabrik beschäftigt und mit einer Samoanerin (die eine „echte deutsche Hausfrau" geworden war) verheiratet ist. Mit Mrs. Lucy unternahm ich nun die schönsten Ausflüge, lernte immer mehr die Wonne dieses Klimas, die tropische Blütenfülle dieser Natur verstehen. Wir stiegen zur schaurigen Palischlucht hinauf, in die Kamehameha der Große einst 12000 seiner Feinde gestürzt hatte. Wir wanderten auf den Deserto, die „Punchbowl" und andere leuchtend schöne Aussichtspunkte.

Ich studierte im Aquarium die Fische und im Museum, dem unendlich sehenswerten, althawaische Geschichte und trauerte um das von der Zivilisation aufgesogene, durch „Masern" (komischerweise) und Schwindsucht verkleinerte Volk. Vor allem berauschte ich mich an der Blütenfülle. An der Hauptstraße saßen die berühmten uralten Blumenmädchen von Honolulu mit ihren Waschkörben voll Blumenketten, die jedem Abreisenden und jedem Ankommenden über die Schultern gestreift werden. Eloha — das althawaische Willkommenswort. Eloha — Heil — Blüten — Schönheit. Alle aber sagten mir, ich dürfe nicht fort, ohne den Kilauea, den Feuersee, auf der Insel Lavai gesehen zu haben. Das sei freilich eine mühselig durch Sturm auf kleinem Boot erkämpfte, achttägige und sehr kostspielige Reise.

Aber ich erreichte es, ein Journalistenschiffsbillett zu erhalten (das hat der Gesellschaft hundertfache Frucht getragen), und machte mich zum Schluß und zur Bekrönung meines Aufenthaltes etwas herzklopfend auf die Fahrt. Diese landschaftlich wundervolle Fahrt, die erst an der Garteninsel Kuai vorbei ging, gestaltete sich für mich natürlich wieder zum Martyrium. Aber zum Martyrium mit lichten Zwischenblicken in die Schönheitswelt umher. Von Hilo, der Hafenstadt, ging's fünf Stunden im Auto hinauf durch wahre Paradiese. Da waren Wälder von purpurrot blühenden wilden Apfelbäumen, dann Farnbaumwälder, ganze Wände berauschend duftender, blütenüberschütteter Gardenien. Ach, ist die Welt schön, ist sie schön — und wir müssen sterben! Dann kamen Teerosen, ebenfalls wildwachsend, blütenüberschüttet. Zu Seiten die runden Rücken der Vulkane Mona Kea und Mona Loa.

Endlich gelangten wir ins „Volcanohouse". Ein sauber schlichtes, aber sehr teures Quartier. Da es erst abends zum Feuersee gehen sollte, orientierte ich mich nur in der nächsten Umgebung und fand überall herrliche und interessante Punkte. Wochenlang könnte man hier auf Entdeckungsreisen gehen. Zu Füßen (auf Ziegenpfaden zu erreichen) breitet sich das zwei Stunden lange Lavameer, in dem ich am andern Morgen herumwanderte, bis zum Feuersee, der freilich bei Tage nur eine zähe graue Masse, hier und da mit Feuerpünktchen, ist. Als die Sonne sich neigte, fuhr wieder ein Auto, menschenbepackt, mit Plaids und Tüchern beladen, auf einem Fahrweg hoch über dem Lavameer nach einem Höhenrücken. Dort wurden wir ausgeladen. Und nun hatten wir uns mit dem Kilauea abzufinden! Rings war schon eine vielköpfige Menge versammelt, die schweigend lag und schaute.

Die Sonne war hinter dem gegenüberliegenden Bergrand versunken, und die blauen Schatten krochen an den Felswänden empor.

Und drunten lag etwas, ein ungeheures Etwas in Herzform, das mit jeder Minute feuriger aufglühte. Was war denn das? War das wirklich ein Feuermeer? Gab es denn ein Feuermeer von solcher Größe? Und es glühte und glühte! Je dunkler es ringsum wurde, desto feuriger glühte es von drunten empor. Und all die Dunstwolken über diesem Feuermeer färbten sich leuchtender mit jedem Augenblick.

Wie das kleine Feuerwölkchen über dem Vesuv, so schwebte hier über dem Feuersee des Kilauea eine gigantische, vernichtende Feuerwolke. Als wolle sie die ganze Welt demnächst in Glut und Flammen hüllen!

Kein Laut von all den Menschen ringsum. Wie gebannt, wie erstarrt in Staunen und Grauen, schauen sie unverwandt auf das kosmische Schauspiel. Stunden um Stunden starren wir alle so — wie in der Hölle Schlund — im tiefsten Schweigen.

Gegen Morgen tönt ein Signal. Alle erheben sich, halb widerwillig und noch wie träumend, und noch immer schweigend steigen sie in die Autos.

Ja, der Kilauea von Hawai!

Im vorigen Jahr kam ein Hochzeitspaar. Der Mann, unternehmungslustig, kletterte hinab, wollte neugierig bis an den Rand des Sees. Die Erde gab nach, Flammen stiegen empor — er war verschwunden. Die Frau wurde wahnsinnig.

Wie viele aber vom Kilauea „Leben" verschlungen werden, daran denkt keiner — — —

Und wir feierten Abschied, Falkes und ich, am Abend vor meiner Abreise, bei einem althawaischen Festmahl mit Kawawurzelbrei und tausend hawaischen Leckerbissen. Und auf dem Schiff behängten sie mich mit Rosen- und Nelkenkränzen, mit Veilchen- und Mimosengirlanden und mit den reizenden Palmsamenketten, die ich jetzt noch trage. Eloha — alle Reisenden waren bekränzt wie Opferstiere. Eloha! Mit Blütenketten bindet es mein Herz immer und immer an das Blumeneiland im ewigen Frühling, an Honolulu! Von den holden Tagen dort könnte ich jene Verse sagen, die mir einst in seliger Florentiner Zeit vom Herzen kamen:

Rosen

Wenn morgens ich, entlang den Gartenmauern,
An meine Arbeit eile, streift mein Fuß
Stets frische Rosen. Unbekannte Hand,
Streut sie auf meinen Weg den duftigen Gruß?
Als Bürgschaft, daß auch mir noch Blumen blüh'n,
Wenngleich Erkenntnis meine Pfade säumte?
Wann doch verlernte je dies Herz sein Glüh'n,
Wann, daß nicht immer es von Wundern träumte?

1906

Durch das kanadische Felsengebirge nach Chikago

Diesmal ging die Fahrt nach San Franzisko glatt vonstatten. Auch dort feierte ich Wiedersehen! Wieviel war seit dem Vorjahr neu aufgebaut! Dann fuhr ich noch nach den Muirwoods am Fuß des Mount Tamalpais. Größere Sequoyahallen mit gigantischeren Bäumen gibt es in der ganzen Welt nicht. In der Stadt sprach alles von der Weltausstellung 1915 (wir schrieben 1913), deren Baugrund erst aus dem Grund des Meeres am Eingang des „golden gate" heraufgeholt werden sollte. Die Unternehmungen Amerikas gehen stets ins Ungeheure.

Und dann fuhr ich nordwärts, an der schneeigen Coastrange entlang.

Ich hatte es mir so eingerichtet, daß ich tagsüber fuhr, bei Dunkelwerden irgendwo übernachtete und am andern Morgen wieder weiter reiste. In drei Tagen fuhr ich so bis Portland, an Hochgebirge vorbei, durch wilde Wälder, an Meeresküsten entlang. Am Schneekoloß Mount Shasta, an Shasta springs, war Aufenthalt.

Das Waldland Oregon mit seinen Baumriesen gab mir einen Begriff von der Urkraft Amerikas.

In Portland stieg ich aus und fuhr auf dem majestätischen Columbiariver bis nach Dalles und zurück. Dann ging es weiter mit der Bahn nach Seattle, einer höchst interessanten aufblühenden Stadt. Und dann zu Schiff nach der entzückenden Insel Viktoria, auf der überall in gelben Flammen der Ginster blühte. Wunderbar ist diese Bucht mit der fernen Schneekette.

In Vancouver machte ich einige Tage Rast. Auch die Lage dieser aufblühendsten Nordlandstadt ist über alle Begriffe großartig. Die neuen Stadtanlagen auf der Höhe sind imposant. Die Kettenbrücke sehr merkwürdig.

Endlich war ich am Ausgang meiner „Canadian rockies Expedition". Es war eigentlich noch viel zu früh, erst Ende Mai. Dennoch konnte ich die Selkirkrange und alle Schneeberge des Felsengebirges niemals großartiger zu Gesicht bekommen als jetzt. Ich schwelgte denn auch aus Herzensgrund; ich watete förmlich in Schönheit, in Eis und Schnee.

An den allerschönsten Punkten machte ich halt. So zuerst in Glacier point, ein Aufenthalt, den ich mir allerdings im Sommer genußreicher denke. Denn es war bitter kalt. Ich machte große Spaziergänge zum Gletscherfuß und in die beschneiten Täler, malte auch vom Fenster aus meine Hochgebirgsaussicht.

Meinen nächsten Aufenthalt nahm ich in Field, unter himmelhohen Bergen, in einem echt amerikanischen Luxushotel. Von dort leistete ich mir mit einer amerikanischen Malerin, die ebenso sparsam war wie ich, einen Wagen nach dem Emeraldlake, der mich etwas an den Achensee gemahnte, nur viel großartiger ist. Die schönsten Touren waren noch durch Eis und Schnee verschlossen. Ich fuhr dann weiter nach Laggan, der Perle des Felsengebirges. Von hier ging ich zu Fuß auf sehr guter Straße nach Lake Louisa. Das gigantische Hotel dort am See war noch nicht eröffnet, aber der italienische Koch gab mir aus Gefälligkeit etwas zu essen. Nun wollte ich weiter nach „the lakes in the clauds". Und dieser Spaziergang kostete mich beinahe das Leben, jedenfalls aber einen starken Katarrh, der mich monatelang verfolgte.

Es lag noch vielzuviel Schnee; man hatte mir zwar gesagt, daß der Schneepflug die Wege gesäubert hätte. Vielleicht bin ich auch vom richtigen Weg abgekommen. Es sollte nur einundeinhalb Stunden weit sein bis zum Blick auf die oberen Seen, ich ging aber schon drei Stunden in dichtem Wald, manchmal bis zum Gürtel im Schnee. Schweren Herzens entschloß ich mich, unverrichteter Sache umzukehren. Ganz durcheist kam ich bei sinkendem Tag zurück. Man war schon besorgt gewesen, denn Holzhauer waren in der Richtung, in der ich fortgegangen war, bald darauf einem großen Bären begegnet.

Und hier bei „the lakes in the clouds" waren diese Tiere nicht so zahm wie im Yellowstonepark.

Jedenfalls hatte der Bär mich verpaßt, der Bronchialkatarrh aber nicht. Ich saß am Küchenfeuer und trocknete meine Strümpfe, der gutmütige Italiener brachte mir heißen Tee. Endlich, bei Alpenglühen, ging ich auf der Fahrstraße bis Laggan zurück.

Der Blick vom Hotel auf den Lake Louisa ist überirdisch schön mit seiner wilden Gletscherkette.

In Banff stieg ich wieder aus, nach einer Nacht in Laggan.

Dort blieb ich diesmal vierzehn Tage in einem abscheulichen Hotel „King Edward". Denn das Märchenhotel über den Wassern war unerschwinglich für mich. Jeden Tag aber saß ich auf seiner Terrasse, von der man, wie auf der Landkarte, die ganzen Schneeketten vor sich hat.

„Have you been in Banff?" Ein solcher Riesenanschlag hatte mich schon vor längeren Jahren in München auf diese Hochburg der Rockies aufmerksam gemacht. Die herrlichsten Ausflüge unternahm ich von hier. Jeden Tag einen schöneren. Die Rockies sind, glaube ich, noch schauerlich erhabener als die Schweiz und Tirol zusammen. Auch merkwürdige Stalaktitengrotten gibt es dort.

Über Chikago, Niagara, die Tausend Inseln, auf dem Lorenzostrom nach Boston

Endlich riß ich mich los und fuhr über Moosejaw Nächte und Tage nach Chikago.

Mein Freund, Mr. Moore, holte mich an der Bahn ab. Er kam mir so fremd vor; endlich merkte ich, woran das lag: seinem beginnenden Vortragsruhm zuliebe trug er eine Perücke.

Ein paar Tage ruhte ich mich von allen Strapazen aus und sah alte Bekannte wieder, die mich abwechselnd zum Logieren einluden. Mr. Blanchard Moore aber habe ich wohl zum letztenmal im Leben gesehen, der einzige, um den es mir leid tut, er erwies mir echte Freundschaft.

Dann ging es weiter über Buffalo, Niagara (der mir trotz der Sambesifälle wieder sehr gefiel, denn ich vergleiche niemals), nach Toronto. Vorher war ich noch in einer Indianerreservation gewesen und beim bekannten Earl Hubbard in Aurora. Eine Art Volksprediger, der große kunstgewerbliche Unternehmungen ins Leben rief — ein echter Amerikaner.

Hier in Toronto bestieg ich den Luxusdampfer des St. Lawrenceriver, um nach den thousand islands zu fahren und weiter, den Strom hinauf, nach Montreal, der kanadischen Hauptstadt, und dem lieben, alten Quebeck.

Der Dampfer war wundervoll, aber neben dem hohen Fahrpreis sollte jedes eigene Bett in der Kabine mit vier Dollars extra gezahlt werden. Siebzehn Mark für eine Nacht im Bett! Diese beschloß ich zu sparen und richtete mich — wie verschiedene andere auch — auf den Sammetsesseln des Salons zur Nachtruhe ein. Aber ach, nach zwei Nächten wurde ich so marode, daß ich mir die dritte Nacht für vier Dollars eine Kabine leistete. Freilich sagte ich, mir daß es meiner unwürdig sei, nach allen Leistungen in der „Löwenwüste".

Die Fahrt war sehr interessant auf dem riesenbreiten Strom, an all den zahllosen wunderschönen, echt amerikanischen luxuriösen Kurorten vorbei. Dann kamen the Rapids, die Stromschnellen. Das schien beängstigend wild, aber es ging schnell vorüber. Nun wurde der Strom schmäler. In Montreal machte ich Aufenthalt.

Auf dem Markt wohnte ich in einem alten, gemütlichen Haus, Hotel Riendeau, und sah das berühmte, riesige Vigerhotel nur von außen und innen, als Beschauer. Aber es ist sehenswert.

Sehenswert auch die Riesentrutzburg der Canadian Pacificbahn. Am besten gefiel mir die Aussicht oben von der Berghöhe von Montreal. Die Stadt liegt sehr stattlich, vom Strome aus gesehen, mit ihren vielen alten Kirchen und Klöstern.

Nun fuhren wir weiter nach Quebeck, das mir aber noch weit besser gefiel, da es so dunkel winkelig ist; eine altertümliche Stadt, als läge sie in Europa. Eine Stadt mit historischen Erinnerungen, merkwürdigen Häusern, so das berühmte mit dem steinernen Hund und der alten Inschrift: „Je suis un chien qui roncelo." Am großartigsten ist oben der Gang um die Festung mit dem weiten Ausblick, wo in den Gräsern der Kasematten Tausende wilder Margueriten blühten, und daneben die Aussicht von dem selbst für Amerika imposanten, mittelalterlich stilisierten Hotel Frontenac, einem der imposantesten Hotels der Welt. Aber darin wohnen kann man nicht, ohne ein Multimillionär zu sein.

Ja, Quebeck gefiel mir sehr. Ich machte den französischen Kongreß mit, hörte interessante Reden französischer, dort hausender Jesuiten und erhielt sogar, wie alle Teilnehmer, eine schöne Erinnerungsmünze.

Dann fuhr ich weiter, den Saguenayriver hinauf, in zwei Tagen. Pomphaft angekündigt war diese Fahrt auf „Saguenay the river of death". Es ist ein düsterer Landschaftscharakter an seinen Ufern, aber lange nicht so schauerlich wild, wie ich dachte. Wir sahen auch verhältnismäßig uralte Kirchen (z. B. die erste in Kanada), Salmbrutstätten und sonst allerhand Interessantes.

Viel mehr aber hatte mich die Indianerreservation bei Mount Real interessiert ... Hier waren Indianer, die sich fast schon den Franzosen angepaßt hatten.

Bei Niagarafalls dagegen besuchte ich Indianer, die, trotzdem sie Autos besaßen, ihre starke Eigenart wahrten. Auf dem Schiff fuhr ein junges Ehepaar (der Mann war Ingenieur, und beide reisten oft wochenlang in den kanadischen Wäldern). Dieses erzählte mir, daß sie schon oft im innern Kanada Indianer getroffen, die vorher niemals einen Weißen erblickt hatten. Das klingt unglaublich, erläutert aber auch die ungeheure Größe des Dominion Kanada.

Von Toronto fuhr ich mit der Bahn nach Boston, das ich zum Schluß noch kennenlernen wollte.

Aber ich hatte keine rechte Ruhe mehr; ich sehnte mich wieder nach Briefen und vor allem, namenlos, nach den Kindern. Die sollten Ende Juli kommen.

Vor Ende Juni würde ich nicht zurück sein, und wieviel war noch vorher zu tun — in meinem verwüsteten Eden.

Trotzdem aber sah ich mir Boston gründlich an. Und das Schönste von allem schien mir Longfellows Haus in der Fliederblüte. Auch das Museum ist sehr geschmackvoll und riesengroß. Und der Hafen und Cambridge — und alles — alles!

Ich liebe Amerika, aber ich werde es kaum je wiedersehen! Ach, wie vieles liebt man im Leben und muß es dennoch lassen!

So ging es also zurück nach Europa! Und — unersättlich wie ich bin — diesmal kam ich in Bremen an — besah mir auch diese Stadt wieder einmal gründlich und speiste im „Essighaus".

Nein, blasiert werde ich nie! Verbittert wohl, enttäuscht, vergrämt, versorgt und versehnt — nie und nimmer aber blasiert! Im Gegenteil —

ich werde mit jedem Tag reisehungriger. Und mit jedem Jahr scheint mir der Tod etwas Widersinnigeres. Man sollte selber bestimmen, wann man zu sterben hätte — vielleicht aber stürbe ich dann nie und raste wie Cither, der ewig Junge, durch die Jahrtausende.

Nach der Katastrophe im Tempio

So war ich also wieder im Tempio, diesmal von Johanna mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung begrüßt. —

Herr Zappe hatte Wort gehalten, Bad und Zentralheizung waren wieder in Ordnung — ich hatte nur zu zahlen. Und auch im Garten — immer nur zu zahlen! Und in der Halle klafften leere Wände. In allen Zimmern entdeckte ich, in den ersten Wochen an jedem Tag, neue Verluste. Zehntausend Mark hatte Zappe gemeint. Aber sechzigtausend reichten nicht, wenn ich alles berechnete. Noch lange nicht. Und jeden Tag neuer Schmerz, neue Empörung und neue Entdeckungen! Nicht umsonst hatte ich gezittert vor der Rückkehr.

Ich streifte nun von früh bis spät bei Antiquaren umher; es gelang mir auch, einige meiner geraubten Schätze wieder zu entdecken, aber das meiste war längst in unauffindbare Kanäle geraten — nach so langer Zeit.

Jentschs selber waren bald nach ihrer Flucht durch Zufall in einem kleinen badischen Ort entdeckt worden. Und angezeigt. Der Schwindler aber hatte die Stirn, den Kommissar derartig zu verblüffen, daß dieser sich noch beim Dieb höflichst entschuldigte. Ein echtes Abdera-Stückchen! Eine Stunde später war der saubere Patron mit seiner Genossin und all meinen Kostbarkeiten verschwunden. Denselben Kostbarkeiten, deretwegen das dortige Polizeilicht an unsere Ortspolizei geschrieben hatte: der Betreffende „scheine in guten Verhältnissen zu leben, er habe schöne Kunstgegenstände in seinem Heim".

Trotz Steckbriefen und unendlichen Mühen verschiedenster Behörden wurde Jentsch erst nach langen Monaten in Paris aufgestöbert. Bis aber die dortige deutsche Botschaft sich mit der französischen Polizei verständigt, ob sie ihn verhaften dürfe, und mich langatmig darüber

benachrichtigt hatte, war er längst wieder über alle Berge. Er hatte eine feine Spürnase. Das hatte ich ihnen vorhergesagt.

Wenn sich alle, die von der schrecklichen Geschichte hören, über meine Leichtgläubigkeit aufregen — viel leichtgläubiger und unbeholfener benahmen sich sämtliche Polizeistationen, mit denen der gerissene Schwindler in Berührung kam. Diesem Verbrechergenie war keiner gewachsen. Mein Rechtsanwalt riet mir denn auch, mit dem badischen Staat Prozeß zu führen, weil die Abderiten von Kreuz-Steinach das Pärchen, dessen volle Schuld ihnen angezeigt worden war, entwischen ließen. Ich hatte auch eine Audienz beim badischen Minister in Karlsruhe deshalb und bat um Schadenersatz. Aber es war alles umsonst.

Mit welchen Gefühlen ging ich, nach so langer Zeit, in dem zur Großstadt erwachsenen Karlsruhe umher, der Stätte meiner ersten Jugendträume!

Als ich nach fünf Tagen nach dem Tempio zurückkam, fiel mir Johanna um den Hals und weinte: „Mir ist ein kleines Unglück passiert."

„Reden Sie!" schrie ich, nichts Gutes ahnend.

„Der Badeofen ist explodiert."

Ich stürzte hinauf.

Da lag der Badeofen in Trümmern, da hingen die langen Fetzen von den Wänden, waren alle Kupferstiche mit gelbbraunen Streifen durchzogen, alle Möbel in Stücken. Aber nicht nur im Baderaum, sondern auch nebenan im Eßzimmer und im Boudoir die gleiche fürchterliche Zerstörung.

Es sah grauenvoll aus, aber das Furchtbarste war mir an allem, daß ich den Kinderbesuch zu einem späteren Termin verschieben mußte. Ich hatte dann auch sechs Wochen lang eine Hölle mit Handwerkern, bis alles in Ordnung war. Den Schaden wollte die Versicherung ersetzen, den Badeofen aber nicht.

Endlich konnten die Kinder kommen!

Das waren wieder, wenn auch kurze, so doch um so sonnigere Tage. Aber unser ganzes Denken und Empfinden drehte sich um Jentsch. Johanna redete wenig darüber. Sie war krank gewesen und hatte mit ihrem Kindergemüt den Jentschs blindlings vertraut. Und machte sich nun schwere Vorwürfe.

Leider war sie der Arbeit im Tempio nicht mehr gewachsen. Sie entschloß sich, übers Jahr, am 1. Juni, zu gehen.

Fast schäme ich mich, es einzugestehen, aber wenn ich manchmal des Nachts aufwachte, heulte ich darüber. Auch die Kinder bedauerten ihr Gehen, denn wir alle wußten, wenn sie auch unpraktisch und leicht beeinflußbar und dadurch vollständig unzuverlässig war, ihr Herz war goldtreu und mir blind und rührend ergeben. Und ich dachte mir: Nun ich die Kinder verloren habe, ist das der einzige Mensch, der in meiner großen Einsamkeit mit ganzer Seele an mir hängt und innerlich zu mir gehört. —

Die schönen Tage mit den Kindern schwanden — nur allzu rasch. Sie sollten jetzt in Pension kommen, nach St. Aubin bei Neufchatel. Mein Plan war gefaßt. Ich würde sie besuchen im Winter. Erst nach Nizza zu meiner Freundin Fürstin Barakow fahren, dann nach Rom und dann über Vevey von ungefähr in St. Aubin eintreffen. Vorher durfte ich nichts sagen — ich mußte sie überraschen — überrumpeln.

Jetzt aber hatte ich noch alle Hände voll zu tun mit dem Jentschfall. Von ihm selber war, seitdem er in Paris den Händen der Hermandad vor Torschluß entschlüpft war, jede Spur verwischt und verloren. Oft denke ich daran, wo er wohl stecken mag. Und wie viele er nach mir noch betrogen hat. Aber einen fetteren Bissen findet er wohl niemals wieder. Auch alle meine Bücher mit Widmungen von Autoren waren verschwunden. Hunderte. Und von verschiedenen Halsgehängen waren die schönsten Steine mit Stemmeisen losgebrochen. Nun, er hatte ja Zeit, in Wochen und Monaten, mit Lust und Liebe sich die Rosinen aus dem Tempioteig herauszusuchen. Es waren aber auch Dinge völlig willkürlich zerstört, so war die Nähmaschine gewaltsam verbogen und das Herz an der Fahnenstange von ihm als Zielscheibe für seine Pistole benutzt worden. Er hatte auch Vögel durch die Fensterscheiben geschossen.

Alle Reparaturen in Haus, Halle und Garten kosteten viele Tausende. Der Gärtner war dazu gekommen, wie Jentsch einmal an den Bienenstämmen wühlte. Er verschloß dann den Stock. Auch Zeus und Here, das Pfauenpaar, rettete er aus den Händen, denen er nicht traute. Armer Zeus — arme Here — so glücklich war ich damals, daß sie dem

Räuber entgangen waren. Jetzt sind sie tot — und ein zweites, ein drittes Pfauenpaar gleichfalls. Ich wage gar nicht mehr, neue Pfauen anzuschaffen! Sie sterben mir alle dahin.

Den Prozeß mit der Einbruchsversicherung hatte ich verloren, weil es kein Einbrecher, sondern „nur" ein Hausdieb gewesen war, der mein Hab und Gut raubte und aus verschlossenen Kästen, die er aufbrach, Kostbarkeiten entnahm.

Es geht nichts über Gerechtigkeit und Findigkeit. Ich lernte die Hilfe der Polizei und Justiz würdigen durch den Fall Jentsch.

Einige der gestohlenen Bilder hatte ich noch in Auktionen entdeckt; es kostete mich viel Geld und Mühe, sie wieder zu bekommen.

Ich kann wohl sagen, daß ich Monate verloren habe mit Laufen und Rennen und mit all den niederziehenden Gedanken bei diesem fürchterlichen Erlebnis.

Ich fing jetzt an, Filmdramen zu schreiben, hatte auch den Jentschstoff in einem Film „Im Tempio" verwertet. Natürlich brachte ich ihn nicht an, ebensowenig wie in den letzten Jahren meine Bilder. Das Glück hatte mir schon lange den Rücken gedreht. Aber wenn der Film „Im Tempio", den ich für sehr wirkungsvoll halte, mit den Zwischenbildern, in denen ich durch die Löwenwüste getragen werde, je aufgeführt würde — es würde mich von ganzem Herzen freuen.

Viele große Photographien von Jentschs Geliebter in meinen Kimonos habe ich gefunden. Sie hatten Feste gegeben, bei denen sie beide in meinen Toiletten rauschten; die mir vor meiner Abreise aus der Kommode gestohlenen vierhundert Mark verjubelten sie in Champagner und Delikatessen.

Antiquare waren fast täglich gekommen (sie erzählten es mir selber) und suchten sich unter meinen Kostbarkeiten (die Jentsch angeblich von seinen Reisen mitgebracht hatte) das Passendste aus. Ich darf nicht daran denken, sonst packt mich die Wut.

Johanna hatte zur Entdeckung des fingierten Jentschvaters, eines angeblichen Obersten, eine Reise nach München unternommen — erfolglos.

Primula veris

Die Kinder waren in der Pension und fühlten sich dort glücklich. Ich reiste nun ab, via Innsbruck (wo ich mir eine heftige Erkältung holte) nach Nizza. Aber ich kam schwerkrank dort an, die arme Fürstin Baratow hatte keine Freude an mir. Ich lag vierzehn Tage zu Bett und reiste dann weiter nach Rom.

Nach langer Zeit war ich wieder im alten Rom. Wie ein abgestorbener Geist kam ich mir vor, der die Stätten seiner irdischen Wanderschaft besucht. Alles war verändert — ein neues Rom. Die dritte Blüte war vor den Toren emporgeschossen. Ich fühlte mich bedrückt, verängstigt, beunruhigt, unglücklich — und dennoch selig. Denn wie liebe ich Rom, wie liebe ich die alten Erinnerungen, wie liebe ich die römische Luft, die römische Sprache. Alles! Alles! Und mein römisches Grab!

Aber ich hatte nicht viel Ruhe — ich fürchtete mich vor dem Besuch in St. Aubin. Wie würden ihn die Kinder aufnehmen. Würden sie meine Ankunft nicht sofort den Adoptiveltern telegraphieren, und ich mußte weiterziehen?

Bis nachts in meine Träume verfolgte mich das alles. —

In Vevey wohnte ich bei Marie Moulin, Konrads Brieffreundin. Sie war sehr lieb und teilnahmsvoll in meiner Angelegenheit, lud mich auch herzlich ein, mit den Kindern Chillon zu besichtigen und dann bei ihr zu wohnen. (Was diese natürlich nicht taten.)

Und dann reiste ich ab. Ich hatte einen Buschen primula veris im feuchten Moos gefunden, ganz klein, den wollte ich den Geliebten mitbringen. Geschrieben hatte ich am Tag vorher an Mr. Durand, daß ich auf der Durchreise sei, „pour visiter les enfants de mon beaufrère".

Das war ja Wahrheit, waren sie doch jetzt die Kinder meines Schwagers geworden.

Und ich würde acht Tage bleiben und bäte, sie in ihren Mußestunden sehen zu dürfen. —

So kam ich herzklopfend als „Tante" in dies fremde Haus, um meine eigenen Kinder heimlich ans Herz zu drücken.

Das Haus Durand war das letzte im Dorf. Meine Angst wuchs bei jedem Schritt, das Herz klopfte mir bis zum Hals. Ich ließ mich melden. Die Kinder kamen herunter, blaß, steif. Sie wußten selber nicht, wie sie sich „der Tante" gegenüber verhalten sollten.

„Mais embrassez donc votre tante", rief Madame Durand. Und dann kramte ich meine Blümchen aus.

„C'est donc très touchant", rief Madame wieder. „Faut que vous aimez bien vos nièces." — „Je les aime", sagte ich leise.

Sie behielten mich den Abend zu Tisch, und ich fühlte bald, daß im Hause Durand eine gute und mir wohltuende Luft wehte!

Der Sohn Henry war Maler, Schüler von Hodler. So hatten wir bald die mannigfachsten Berührungspunkte. Henry brachte mich ins „Hotel Pattus" zurück, in dem ich abgestiegen war, etwa zwanzig Minuten vom Pré de Sauges, dem reizenden Besitz der Durands, entfernt. Da erzählte er mir, wie jeder die beiden Kinder liebe, wie begabt, wie interessant sie seien. Aber so schüchtern — ob ich nicht veranlassen könnte, daß sie sich etwas freier gäben!

Nach drei Tagen war alles verändert.

Henry zeichnete jetzt Helga und Inge des Abends, die darüber selig waren, schwärmten sie doch beide für den „jungen Künstler". Ich war fast den ganzen Tag mit den beiden Geliebten zusammen. Morgens holten sie mich bei Pattus ab, dann machten wir einen „Picnic"-Gang nach einem der umliegenden alten Schlösser. Ich hatte allerhand Leckerbissen mitgebracht, kaufte jedesmal ein Pfund köstlichen Schweizerkäse (ach, damals zu 80 Cents), und wir ließen's uns wohl sein. Zum Tee kamen wir zu Durands. Nachher wurde im Atelier gezeichnet, Inge trug vor (sie schwärmte damals für Ernst Hardts „Gudrun"). Henry sprach fließend Deutsch.

Zum Abendbrot blieb ich ein für allemal. Danach wurde musiziert. In diesen Tagen waren die kleinen primulae veris gewachsen, und die Seelen der Kinder entfalteten sich wie Blumen an der Sonne, die ganze große Liebessaat, die solange auf steinigem Acker gelegen, ging in Helgas und Inges Seelen wie ein herrlicher Frühlingssegen auf und umduftete uns mit Glück.

Wenn das stürmische Vorfrühlingswetter aber kein „Picnic" zuließ, so kamen die Kinder in der Frühe zu mir zu Pattus, und wir spielten Schreibspiele. Das war fast das Allerschönste. Wie sich das Talent Helgas, das Genie Inges entfaltete in der ihnen kongenialen Luft! Es war erschütternd für mich zu sehen, zu fühlen, zu durchleben. Sehr schöne, eigenartige Gedichte haben die beiden damals bei diesen Schreibspielen gemacht. Eines immer tiefer empfunden als das andere. Auch mir glückte manches, wenn ich vom Fenster auf die gezackte Horizontallinie des Sees und die hinter Wolken hier und da hervortauchende Alpenkette sah.

Einmal waren wir mit Henry zusammen in Neufchâtel, am alten Schloß und in der Bildergalerie. Den letzten Tag aber stiegen wir „à travers les brouillards", um über den Nebeln die Alpenkette zu sehen. Es war ergreifend schön, eine Phantasmagorie, und wirkte auf Inge, die es so zum erstenmal sah, fast beängstigend, wie eine Offenbarung.

Als mich Madame Durand zum letztenmal umarmte, flüsterte sie mir zu: „Je comprends, je sais tout!"

Die Kinder haben es ihr bald darauf selber gestanden, die „Lüge" drückte sie allzu schwer. Sie hatten ein so warmes herzliches Verhältnis zum ganzen Haus. Als die Adoptiveltern aber erfuhren, daß Mr. Durand und Frau „Gesundbeter" seien, nahmen sie Helga und Inge nach wenigen Monden wieder fort aus dem so heilsamen, seelennährenden Erdreich. Nicht einmal die volle Baumblüte durften sie noch erleben, auf die sie sich so unsäglich gefreut hatten. Das Herz tut mir weh, wenn ich hieran denke. Nach Vevey und Chillon waren wir natürlich auch nicht gekommen. Aber es war so erhebend schön gewesen in diesen von wilden Stürmen durchtobten, von süßen, heimlichen Düften durchhauchten Vorfrühlingstagen holder junger Menschenseelen. Primulae veris!

Getröstet und gestärkt reiste ich zurück.

In Darmstadt, meiner Heimatstadt, machte ich halt; nach so langen Jahren wollte ich meine Vaterstadt wieder einmal aufsuchen. Die Darmstädter „Rosenhöhe-Kunst" studieren.

Ich kam um fünf Uhr früh an, in dunkler Nacht. Ein neuer riesiger, moderner Bahnhof. Ich wanderte durch die ganze Stadt, ging auch an jenen Sphinxen der Freimaurerloge vorbei, denen meine erste Sehnsucht gegolten hatte, und die ich mir in den Tempiosphinxen wieder geschaffen habe.

In der katholischen Kuppelkirche (St. Peter, wie ich als Kind mir stets sehnsuchtsvoll sagte) brannte Licht.

So trat ich ein.

Dann kam ich an die Steinstraße und an meines verstorbenen Onkels Haus. Kusine Mariechen wollte mich darin aufnehmen. Sie war schon wach, und das Frühstück wurde für mich gerichtet. Wir weinten beide beim Wiedersehen. War das noch dasselbe Mariechen? Ob sie dasselbe dachte?

Ich fand viel Neues, Großes in Stadt und Rosenhöhe und eine ganz eigenartige, die „Darmstädter Kunst", an der ich keinen Teil hatte. Im neueren wundervollen Museum suchte ich meine zwei Blumenstücke, deren Ankauf seinerzeit die erste Kunsttat des neuen Großherzogs gewesen war. Ich fand sie nicht. Hin und her rannte ich. Endlich fragte ich im Bureau. Sie waren beim Umzug mit anderem „zurückgestellt" worden.

Da lächelte ich bitter — Michelangelo — Vittoria Colonna! Der griechische Unglücksbrief! Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben reine Arbeit gemacht. Fürstengunst kann vieles hervorlocken — Fürstenungnade will nur vernichten.

Nun war ich wieder zurück im Tempio.

Wieder im Tempio

Bei der Eröffnung 1911 hatte ich für 1500 Mark künstlerische Kataloge bestellt und bezahlt. Tausend davon waren schon verbraucht, zweitausend waren mit neuem Bilderverzeichnis (die Angkor What-Bilder aus Cambodja waren nun auch dabei) und dem Vermerk: „Nach der Ausraubung" bedruckt, hergestellt und verschickt worden.

Doch kamen die Ausstellungsbesucher immer spärlicher. Schließlich mußte ich mich damit abfinden. Allzuviel Geld für weitere Anzeigen blieb mir nicht mehr nach allen Reparaturen. Trotzdem war ich glücklich, daß der Tempio überhaupt neu auferstanden war.

Und Johanna ging. Wie sehr hatte ich mich hiervor gefürchtet. Aber es ging dann doch. Die Aufwartefrau tat ja stets alle grobe Arbeit.

Diesmal war der Besuch der Kinder ganz besonders genußreich. Sie kochten selber und freuten sich, mit all meinen schönen Vorräten so unbeschränkt schalten und walten zu können.

Aber eine kleine Reise wollte ich trotzdem machen in diesem Herbst und Winter — nach Tunesien und Algerien. „Es langt wohl nicht mehr um die ganze Welt herum", neckte mich Sudermann.

Nun, ich sollte auch „nur" in Tunesien und Algerien unerschöpfliche Wunder kennenlernen. Ich brachte nach sieben Monaten viele Bilder mit, zwei neue Romane und einen Diener aus der Wüste Sahara. Doch ich muß folgerichtig erzählen.

Nach Tunesien — Tunis

Ich fuhr also nach Tunis, das mein Fuß zum erstenmal betrat. Im Anfang sah ich nur all das französische Großstadtleben, die Riesenhotels und Cafés, die Boulevards. Und war schwer enttäuscht! Dann erfaßte mich die Begeisterung für die „Souks", die tunesischen Bazar- und Kaufgewölbe, mit steigender Macht. Ich wurde nicht müde, sie bei allen Tageszeiten zu durchstreifen. Und die angrenzenden, unverfälscht echten Gäßchen, die schmalen, in die kein Sonnenstrahl dringt. Dann eroberte mich das Judenviertel mit dem Blick in die bunten, meist blaugetönten Säulenhöfe und tiefschwarzen Winkel. Und darin das fieberhafte Leben und Treiben der tunesischen Juden. Ich machte auch ein Beschneidungsfest in einer reichen Judenfamilie mit. Die herrliche Volkstracht der jüdischen Frauen mit den goldenen Pantöffelchen, Pumphosen und dem weiten bunten Seidenmantel, vom Kopf aus die ganze Gestalt verhüllend, wird von der jüngsten Generation schon verschmäht, die sich schöner in europäischen Seidenblusen findet. Ein Jammer! Viele Jüdinnen sind sehr schön, werden nur mit den Jahren allzu füllig.

Dann drang ich mühſam ein in tuneſiſche Harems reicher Kaufleute und Rechtsanwälte. Die Frauen ließen ſich durch meinen Beſuch nicht ſtören im Hennafärben von Nägeln an Füßen und Händen. Und immer weiter ſtreckte ich meine Fühlfäden. Mit dem Kawaß des deutſchen Generalkonſuls und deſſen italieniſcher Frau drang ich in verfallende Vorſtadtpaläſte vergeſſener Fürſtinnen und erlebte dort ſehr pikante Einzelheiten. Die Frau des Dieners wurde mit mir auf das Fürſtenſofa geſetzt und bekam mit mir Kaffee verabreicht. Als Italienerin ſchickte ſie ſich ganz gut in die neue Lage.

Graf Hardenberg, der Konſul, zeigte mir auch verſchiedene wundervolle alhambraartige Maurenhöfe höchſter Beamten des Bey. Der Bardo, das Muſeum des Bey, entzückte mich mit ſeinen hervorragenden altgriechiſchen Bronzen, die in den Lagunen vor Tunis ausgebaggert waren; ebenſo die traumhaft ſchönen, altmauriſchen Kunſtgewerbeſäle.

Und Karthago! Wie oft fuhr ich hinüber ins Muſeum mit den wunderbar ſteinernen Sargdeckeln. „Die Prieſterin der Tanit", ein entzückendes griechiſches Kunſtwerk, hatte eine ſprechende Ähnlichkeit mit Helga. — Abbé Delattre, der Schöpfer des Muſeums, führte mich ſelber herum in der von ihm geſchaffenen und ausgegrabenen Welt um Kloſter und Kathedrale. Und wie ſtimmungsvoll war es, in den Ruinen herumzuſtreichen, von denen freilich verhältnismäßig nicht allzuviel mehr ſteht oder vielmehr noch nicht ausgegraben iſt. Dennoch, wie konnte man träumen in der Einſamkeit. Ich war wieder einmal in meinem Element und genoß in vollen Zügen. Im Bellevuegarten, dem großen Stadtpark, malte ich die blütenumſponnenen Ruinen des altarabiſchen Bades und freute mich an der „Coubba", dem alten, wundervoll mauriſchen Pavillon auf der Höhe. Und wie eigenartig waren die uralten Judenfriedhöfe mit den feinziſelierten, liegenden Marmorplatten.

Aber erſt das tuneſiſche Nachtleben! Ich ging oft mit meinem Führer durch die ſchwärzeſten Gaſſen des ſchwarzen Labyrinths und beſchaute die wilden mauriſchen Schönen, die Beduinenweiber. Alle Stämme und Städte von Tuneſien waren hier vertreten im Dienſt der Venus Vulgiviga.

Oft fuhr ich auch hinaus nach El Kram, dem kleinen Seebad, in dem Graf Hardenberg mit ſeiner Familie einen Sommerſitz hatte. Gern ſaßen wir am Strand und freuten uns ſchöner Sonnenuntergänge.

Und dann hatte ich es kraft meiner Empfehlungen durchgeſetzt, den Harem der „Beyla", der Frau des Bey von Tunis, zu beſuchen. Es hielt ſchwer, denn ſeit zwanzig Jahren war keine Europäerin vorgelaſſen worden.

Die Frau war Tſcherkeſſin — nicht mehr jung, aber noch mit deutlichen Spuren großer Schönheit und mit unverkennbarer geiſtiger Überlegenheit. Sie war in Pumphoſen und Jacke von weicher Seide, ohne jeden Schmuck. (Ich ſchämte mich, daß ich mich ihr zuliebe wie ein Schlittengaul mit Schmuck behängt hatte.) Sie war vom Bey nach dem Tod ſeines Onkels aus deſſen Harem noch ganz jung übernommen worden. Damals tat ſie es nur unter der Bedingung, daß ſeine franzöſiſche Mätreſſe Tunis verließe. Und erſt nach deren Abreiſe geruhte ſie, des Bey Hauptgemahlin zu werden. Franzöſiſch ſprach ſie kein Wort, ihr Stiefſohn war Dolmetſch. Sie ſchien Wohlgefallen an mir zu finden und war unermüdlich im Fragen. Am meiſten ſtaunte ſie über meine Weltreiſen und unbeſchränkten Freiheiten. Ich glaube, ſie unterdrückte einen Seufzer. Dann ſchilderte ſie mir die Schönheiten der wilden Natur und der Aquädukte von Zaghuan mit glühenden Farben (leider ſollte ich nicht dahin kommen); es war wohl eine ihrer Hauptreiſen geweſen. Frauen in blau- und rotſeidenen, goldgeſtickten Maurengewändern, ihre Dienerinnen (aber nicht „Nebenfrauen", wie ich anfangs glaubte) kredenzten in goldenen Schälchen den ſüßen, dicken Kaffee.

Zum Abſchied umarmte mich die Beyla mit Herzlichkeit. Mir war's, als ſchimmerte eine Träne in ihren Augen. „La princesse vous envie", „Die Fürſtin beneidet Sie", ſagte der prinzliche Dolmetſch.

Ein franzöſiſcher General mit ſeiner Gattin hatte mir das Geleit gegeben, erſterer nur bis an die Tür des Empfangsſaals, der leider ganz europäiſch bombaſtiſch war. Der prächtige Galawagen des Bey führte uns zurück an die Bahnſtation von La Marſa. Es geſchah alles

mit vielem zeremoniellen Gepränge. Im großen Hof des Palaſtes drängten ſich Tauſende. Sie warteten auf ihren Freihammel, der an dieſem Tag, einmal im Jahr, von der Regierung geſpendet wurde. Das war in demſelben La Marſa, in deſſen wilden Dünen ich ein paar Tage ſpäter von einem ziemlich ſtumpfſinnig ausſehenden Araber in die Irre gelockt und (wenn nicht Arbeiter des Weges gekommen wären) vermutlich ebenſo ausgeraubt und abgeſchlachtet worden wäre, wie kaum ein Jahr vorher eine franzöſiſche Dame in der Einöde von Bullareggia. Ja, Kinder und Weltreiſende haben einen beſonderen Schutzengel.

Am beſten von allem aber gefiel mir Sidi Bou Said! Wie oft war ich da oben beim Leuchtturmwächter und malte. Herrliche Motive gab es dort. Es geht eine Sage, daß der große arabiſche Heilige, Sidi Bou Said, eigentlich Ludwig XI. von Frankreich geweſen ſei, der ſich dort in die Einſamkeit zurückgezogen hätte. Jedenfalls — einen paradieſiſcheren Erdwinkel hätte er nicht wählen können. Es iſt einer der ſchönſten Erdflecke dort oben; der geſpaltene Gipfel des Bou Cornin, der auch Karthago werden und vergehen ſah, blickt düſter über die Waſſer der vielgeſchweiften Küſten. Ihre wunderbaren Buchten ſchimmern mit zahlloſen weißen Kuppeln vor dunkelblauſamtnen Zypreſſengründen herüber. Und ein Friedhof liegt oben mit lauter hellen, dürren Diſteln im weißen Sand und mit weißen Grabſteinen, die ſich leuchtend abheben von der tiefen Bläue von Meer und Himmel — eine Symphonie von Weiß und Blau.

Auch das antike Seebad Corbous iſt wieder zum Leben erwacht. Es liegt ſchräg gegenüber von Karthago. In Corbous ſind ſchon im Altertum vielbeſuchte heiße Bäder geweſen und ein herrlicher Strand. Zahlloſe Ausflüge in die Berge gibt es dort, einer immer ſchöner als der andere.

Doch nachdem ich Tunis abgegraſt hatte, drängte es mich nach weiteren Taten. Auch wollte ich alle berühmten römiſchen Ausgrabungen beſichtigen.

Souſa — El Djem — Sfax — Gabes — Gafza

So fuhr ich denn ſüdwärts nach Souſa, dem alten römiſchen Hadrouméde. Die Katakomben dort ſind unermeßlich, und ein alter römiſcher Friedhof befindet ſich über der Erde, der faſt der einzige ſeiner Art iſt. Auch ein Beſuch des Muſeums mit wundervollen, einzigartigen Moſaikfußböden iſt ſehr lohnend. Vom Dach des franzöſiſchen Gouvernementsgebäudes durfte ich einen orientaliſchen Sonnenuntergang malen, wie ich ihn noch niemals geſehen hatte. Er war wie eine Transfiguration von Welt und Leben. Ich war wie berauſcht und hätte die ganze Welt umarmen mögen.

Dann fuhr ich weiter nach El Djem, dem rieſigen, völlig wohlerhaltenen römiſchen Amphitheater, von dem man ſagt, daß niemals darin geſpielt worden ſei. Es iſt weit größer und eindrucksvoller als das in Rom, weil es in einer von Opuntien bewachſenen Sandebene liegt (während jetzt in Rom moderne Mietshäuſer in die Fenſterhöhlen der Arena ſchauen). Ich ſah es bei Sonnenuntergang und ſpäter auch bei Mondſchein, denn ich entſchloß mich im letzten Augenblick, länger zu bleiben und einen Abendzug zur Weiterfahrt zu benutzen. Das ſollte mir teuer zu ſtehen kommen. Ein ziemlich wild ausſehender Kaufmann aus Sbeitla, der nach Tripolis fahren wollte, ſich dort anzuſiedeln, folgte meinem Beiſpiel. So führte uns das Geſchick zuſammen. Der Mann war ſchrecklich. Aber ich luſtwandelte mit ihm bei Mondſchein um die Arena, was ich allein niemals gewagt hätte, verzehrte an ſeiner Seite, in einer mondüberglänzten Niſche, mein Abendbrot, und dann fuhren wir weiter nach Sfax. Der Zug kam erſt um zwei Uhr nachts an. Wegen irgendeines Feſtes waren alle franzöſiſchen Hotels beſetzt, und wir ſteuerten nun zu einem waſchechten arabiſchen Quartier zweifelhafteſter Sorte. Alles ſchlief ſchon, nur ein paar verdächtige Houris huſchten auf den Galerien umher. Sie erklärten, es ſei nichts frei, wir müßten ins Maſſenquartier. Viele Türen waren offen und zeigten Schläfer in langen Reihen. Was tun? Auf den energiſchen Proteſt des Sbeitlamannes wurden endlich fünf Schläfer aus einem großen Raum hinausgeworfen. Sie taumelten polternd und ſchreiend von ihren Schlaf-

ſtätten; angenehm war's ja wirklich nicht für ſie. Aber nun glaubte der gute Tripolitaner, er dürfe das eroberte Gemach mit mir teilen und trollte, als ich ihn hinauswies, tief empört ins Maſſenquartier. Wenn er das gewußt, hätte er ſich wohl weniger ins Zeug gelegt! Er hatte ſchon anfangen wollen auszupacken. Gottlob war ein feſter Riegel vor der Tür. Höchſt fragwürdige Wäſche brachte das ſchwarze Weib. Und das Strohlager war ganz angewärmt! Trotzdem dankte ich dem Himmel dafür.

Am andern Tage (den Tripolitaner ſah ich zum Glück nicht mehr) beſah ich mir das alte und neue Sfax. Die alte Maurenſtadt mit ihrer zinnengekrönten Stadtmauer iſt das maleriſchſte an orientaliſchem Gewinkel, das ſich denken läßt. Aber malen konnt' ich nicht. Das neue Sfax iſt entſetzlich großſtädtiſch modern.

Nachmittags um drei Uhr ging's mit dem Poſtauto durch die Wüſte nach der Oaſe Gabes. Viele Stunden fuhren wir, eingepökelt wie die Heringe. Bei dunkler Nacht erſt kamen wir an das kleine, franzöſiſche, überfüllte Haus.

In der Nacht bekam ich einen der Kolikanfälle, wie ſie mich, ſeit ich den tuneſiſchen Boden betreten, ſchon öfter heimgeſucht hatten. Vielen Fremden ergeht es ſo, es liegt am Waſſer. Aber ich glaubte zu ſterben. Am andern Tage ließ ich den franzöſiſchen Oberbeamten, an den ich empfohlen war, an mein Lager kommen. Der Graf Miremont (ich glaube, ſo hieß er) war ſehr gütig und tröſtete mich, daß ich beim heutigen Sandſturm doch nichts verloren hätte. Am nächſten Tage werde ſein Kawaß mich herumführen. Der trat auch pünktlich an. Ich nahm eine der ausrangierten billigen Droſchken, und in zwei Tagen hatte ich alle Oaſen durchquert, auch ein paar Skizzen gemacht. Nach der vor dem Golf von Gabes lagernden Inſel Djerba, der berühmten Inſel der Lotophagen Homers, bin ich leider nicht gekommen.

Am vierten Tag fuhr ich weiter mit dem Poſtauto, das um vier Uhr früh losging. In der Eile ſtürzte ich die Treppe hinab, und beinahe hätte ich mir den Hals gebrochen.

In Gafza, einer anderen, viel ſchöneren Oaſe, hatte ich einen neuen Kolikanfall. Wieder ſaß der dortige franzöſiſche Würdenträger an

meinem Bett. Und am nächſten Tag durchſtreifte ich abermals mit ſeinem Kawaß Oaſe und Wüſte. Gafza iſt ein herrlicher Fleck. Die Eigenart der Sahara ging mir dort zum erſten Male ganz auf. Wie ſeltſam wirkte ſie auf mich mit den endloſen Kamelkarawanen, den wunderbaren Stimmungsbildern! Ich beſuchte auch die Frau des Kaid, eine Vollblutaraberin, die mir Rieſendatteln ſchenkte.

Tozer — Sbeitla — Kairuan — Dougga — Bullareggia

Und dann ging es durch ein berühmtes Felſental, in dem große induſtrielle künſtliche Dünger-Salpeterminen ſind, mit der neuen Bahn nach Tozer, oder wie die Franzoſen ſagen, Tozeur. Dort blieb ich ein paar Wochen — es war gerade Dattelernte — und wurde langſam wieder geſund. Oder ich gewöhnte mich vielleicht nur an das tuneſiſche Waſſer. Ich fand auch einen italieniſchen Maler, Francesco Franchetti, mit dem ich mich bald anfreundete und in deſſen Atelier (er wohnte im altarabiſchen Haus des Kaid) ich famoſe mauriſche Interieurmotive fand. Wir machten große Spaziergänge zuſammen durch die Oaſen und ſahen überall der Dattelernte zu. Dann lehrte mich Signor Franchetti Haſchiſch rauchen, führte mich zu arabiſchen Scheichs und Weltweiſen. Neue Welten gingen mir auch hier wieder auf. Tozer iſt die charakteriſtiſchſte Saharaſtadt mit ihren feſtungsartigen Backſteinbauten, die mich an die altmexikaniſchen Ruinen von Mitla erinnerten. Auch in Nephta war ich, der ganz aus Lehm gebauten Stadt, die auf ihren ſieben Hügeln ruht, überragt von den großen Kuppelmoſcheen. Eine große Dattelkiſte, die ich von Tozer an die Kinder abgehen ließ, erregte ein ſolches Entzücken, daß ich mir vornahm, in jedem Jahr dieſe Datteln zu beziehen. Und im nächſten Herbſt, vor der nächſten Dattelernte ſchon, kam der Weltkrieg!

Als ich endlich ſcheiden mußte, fuhr ich geradeswegs nach der heiligen Stadt Kairuan, die erſt vor wenigen Jahren den Europäern geöffnet worden iſt. Das heißt, auf dem Wege beſah ich mir noch die rieſigen römiſchen Ruinen von Sbeitla (der Heimat des „Tripolitaners"). Sie imponierten mir gewaltig, wie all die afrikaniſchen Römerſtätten; ich

machte auch eine stimmungsvolle Skizze von Triumphbogen und Trümmerfeld.

In Kairuan war noch echtes Araberleben! Wunderschöne, reiche Moscheen; am eigenartigsten aber war die Lage der Stadt in einer wüstenartigen Ebene, von Tausenden arabischen Friedhöfen mit ihren weißen Leichensteinen zwischen Opuntiengebüschen und Hecken umgeben. Es sah aus, als ob die ganze Welt ein Leichenfeld wäre. Der Blick vom großen Minaret, bei Sonnenuntergang, ist überwältigend.

Hier lernte ich eine sehr merkwürdige, österreichische, ganz pariserische Malerin kennen, der die Lorbeeren der Rosa Bonheur keine Ruhe ließen. Sie malte in einer Art Kattunkäfig auf dem Markt, vor ihr „standen" ihre Modelle, Araber zu Pferd. Auch sie sagte mir: „Paris ist der einzige Ort, in dem man gedeiht, ich gehe nie von dort fort." Wohin mag der Krieg sie verweht haben?

Kairuan ist so „stimmungsträchtig" wie wenig andere Orte. Ich sah hier auch öfter die tanzenden und heulenden Derwische, die ich vor Jahren in Kairo zuerst erlebte. Da man hier dicht dabei sitzen darf, wirken sie noch viel unheimlicher und schauerlicher.

Zum Schluß meiner tunesischen Rundfahrt ging's noch nach Tebourſuk, Dougga. In herrlichster, großzügiger Hügelgegend, zwischen Ölwäldern liegt, das römische Riesenruinenfeld von Dougga. Unendlich viel ist hier noch erhalten. Besonders im Theater. (Das einzige, in dem der Souffleurkasten noch zu sehen ist.) Auch hier wurde ich wieder vom Kawaß des Machthabenden von Tebourſuk geleitet und geführt. Einen ganzen Tag verbrachte ich in den Ruinen, in denen ich auch mit steifen Händen malte, denn leider war's empfindlich kalt.

Von vielen Tempeln sind noch Säulen und Giebel vorhanden, ferner Sonnenuhren, wundervolle Marmorpflasterung — eine versunkene und dennoch voll geahnte Welt.

Das alles ist aber nichts gegen den Glanz und die Pracht der erst ganz kürzlich begonnenen Ausgrabungen bei Bullareggia. Vier Sommerpaläste römischer Großen sind dort — unterirdisch, um im heißen Afrikasommer Kühle zu genießen — entdeckt worden. Man steigt auf breiten Marmortreppen in die Tiefe und findet wundervolle Mosaikfußböden.

Der Palast der Amphitrite und der Palast der Jagd sind die schönsten. Sie sind so wohl erhalten wie die besten Häuser in Pompeji; Toiletten und Speiseaufzüge noch vorhanden. In der Piscina, dem Fischbehälter, sieht man künstlerische Fischmosaiken von entzückender Lebendigkeit. Auch bei den großen Bädern wird jetzt mit der Ausgrabung begonnen. Eine Anzahl wohlerhaltener Statuen aus Bullareggia, die im Bardo von Tunis aufgestellt sind, hatten mir schon dort die Anregung meines Besuches gegeben. Weltverlassen und wild ist die Landschaft, mit Schilf und Lianen alles umwuchert. Die fernen Berge standen tiefschwarzblau im Wolkenschatten.

Mein Wirt von der Eisenbahnstation hatte mich im kleinen Wagen hingefahren und erzählte mir unterwegs von dem vor knapp einem Jahr in diesen Ruinen begangenen unaufgeklärten Mord an einer französischen Dame. Mit aufgeschnittenem Leib hatte man sie gefunden, vom Täter fehlte jede Spur. Zahllose Araber wurden in Untersuchungshaft genommen, mußten aber aus Mangel an Beweisen wieder freigelassen werden. Wie eine schwarze Wolke brütet das Geheimnis über der grauenvollen Tat von Bullareggia. Ich dachte wieder an mein jüngstes Erlebnis in La Marsa, und mir graute noch nachträglich, wenn ich an den tierischen Ausdruck im Gesicht meines Führers dachte, an seine zitternden Hände, seinen keuchenden Atem. — — —

Algerien: Konstantine — Timgad — El Kantara

Dann fuhr ich, leider an der „Kroumirie" vorbei, nach Konstantine in Algerien. Sehr interessant ist die alte Araberstadt, besonders das Judenviertel. Einzig wild und schauerlich aber die enge Felsenschlucht, an der die Stadt oben angeklebt ist wie ein Felsennest.

Darauf ging's südwärts nach Batna. Es war empfindlich kalt im Dezember, so daß ich mich im Hotel dicht an den sprühenden Ofen setzte. Am andern Tag in der Früh' fuhr ich mit einem Wagen über das alte Prätorianerlager Lambese mit seinen römischen Riesenkasernen nach Timgad. Und hier fand ich wieder eine der ganz großen Eindrücke meiner Reiseerlebnisse. In einer ungeheuren mattgrünen Mulde breitet

sich die schier unendliche, völlig wohlerhaltene, antike Römerstadt. Ferne, langgestreckte Schneeberge umgrenzen diese Mulde. Von den obersten Sitzreihen des Theaters ist der Blick über diese endlosen Straßenzüge, zahllosen Tempel, Foren und Triumphbogen geradezu überwältigend. Ein Gelände, etwa vierfach so groß und noch weit besser erhalten als das Ruinenfeld von Pompeji, in dieser großzügigen, wie eigens dafür geschaffenen und stilisierten Landschaft. Der Direktor des höchst interessanten und reichhaltigen Museums, in dem ganz einzigartige Mosaiken zu sehen sind, war so gütig, mich viele Stunden lang mit erläuternden Worten in Timgad herumzuführen. Meine Begeisterung kannte keine Grenzen, und wenn ich mein Gepäck bei mir gehabt hätte, wäre ich länger in dem idyllischen französischen Hotel mit dem vollen Ruinenblick geblieben. Es ging leider nicht, ich bereue aber doch, es nicht ermöglicht zu haben. Wundervoll war eine wie eine Ellipse gebaute Bibliothek. Sehr sonderbar auf dem Forum mutete mich eine Reihe weißer Marmorlatrinen an. Sie sind geblieben, über alle Zeiten hinweg. Wo aber ist das Volk, für das sie erbaut wurden?

Und weiter ging es, immer weiter südlich. Bei der Oase El Kantara bilden die Sandberge eine Art Wüstentor. Hier wollte ich ein paar Tage rasten. Die Aussicht von den Terrassen des sehr guten Hotels war über alle Maßen befremdlich. Tropenpracht und starrste Felsenformationen und Sandberge, bei Sonnenuntergang orangeglühend. Ein Araber im weißen Burnus bot mir seine Dienste als Führer an. Ich machte ein paar merkwürdige Wüstentouren mit ihm, er führte mich auch in das „weiße Dorf" und das „rote Dorf", in dem alle Hütten von rotem Lehm erbaut sind. Er zeigte mir seine Höhle, in der er mit Mutter und Gattin eine breite, mit selbstgewebten arabischen Teppichen belegte Bettnische besaß. Dieser Mann sprach fließend französisch und englisch. (Er war sieben Jahre Bursche bei einem französischen Hauptmann in Batna und ein Jahr in Birmingham gewesen, aber dort habe ihn sein Herr ermorden wollen.) Er beschwor mich, ihn als Diener mit nach Berlin zu nehmen. Mabronk ben Messand hieß er. Ich sagte, daß ich mir die Sache überlegen wolle.

Biskra — Touggourt

Von dort fuhr ich nach Biskra, der größten Oase der Sahara, dem größten Mode- und Luxuskurort von Algerien.

Ich hatte Mühe, ein preiswürdiges Quartier zu finden, denn die meisten Hosels foderten bis zu 25 und 30 Franken tägliche Pension. Endlich kam ich in das liebe kleine Hotel Orient, wo ich für 5 Franken in einem französischen Haus, einer Art „Pagano" von Biskra, ein echtes Künstlerheim fand. Hier blieb ich fünf Wochen. Neben mir wohnte ein genialer spanischer Maler. Mit den Schwestern seiner Frau war ich später in Algier viel zusammen. Nun trieb ich also Wüstenstudien. Und Ouled-Nail-Studien, d. h. Studien über die „Dirnen" des Ouled-Nail-Stammes, die in Biskra ihr Standquartier und ganze Straßenzüge besitzen.

Abends bei Fackelschein durch diese Gassen zu wandern, bietet eine Fülle von wilder Schönheit. Diese Frauen, in grellste Farben gekleidet, über und über mit Schmuck behängt, auf ihren weißen steilen Treppen bei Fackellicht sitzen zu sehen, davor einen mit ihnen verhandelnden Araber in weißem Burnus, mit dem sie dann würdevoll nach oben verschwinden — das sah ich oft und beobachtete es wieder und wieder. Ich war mit einem Führer auch in mehreren Stuben dieser Schönen, die von wildesten Höhlen abgestuft sind bis zu eleganten Räumen mit Pariser Komfort. Und in den Kaffeehäusern war ich, wenn sie tanzten! Ein weißgekleideter Kartäuserprior war hier gleich mir Stammgast.

Ich habe ziemlich viel gemalt in Biskra, noch mehr aber bin ich herumgestrichen. Im wilden Alt-Biskra, in wundervoll räuberhaften Wüstenlehmdörfern der Umgegend. Und in einem kleinen Salzbad, von dem man wundervolle Wüstengänge unternehmen, tiefrote Abendfärbungen beobachten konnte. Überhaupt die Abendfärbungen der Wüste! Die Berge wie Rosenblätter, der Sand tief orange! Ich schwelgte wieder einmal. Auch Weihnacht verlebte ich in Biskra, wo ich eine englische Komponistin, Isabel Hearn, kennengelernt hatte, mit der ich viel zusammen war. Auch beim „Sanddiviner", einem Beduinen, war ich, der

die Zukunft des Fragers aus Sand weissagt. Seine Sprüche für mich sind seltsamerweise alle eingetroffen.

Morgens auf dem Markt begann das wilde Treiben der „Dattelhändler" in ihrem kamelstrickumgürteten weißen Burnus! Unheimliche Gestalten. Und dann endlich setzte ich es durch, daß ich mit Miß Hearn auf der Probefahrt der neuen Bahn bis drei Viertel Wegs nach Touggourt mitfahren durfte. Dattelhändler in dichter Fülle waren unsere Genossen. Ein französischer Ingenieur, der artesische Brunnen in der Wüste angelegt hatte, erklärte uns alles auf der Fahrt. Hierbei sahen wir zum erstenmal eine Luftspiegelung, eine Fata Morgana, am Horizont. Wasser mit zahlreichen Schiffen.

Am Nachmittag waren wir am Endpunkt der Bahn und mußten am andern Tag mit Wagen weiter. Wir nahmen ein Zimmer in dem Pionierhotel, gingen spazieren, aßen und gingen dann abermals, bei Vollmond, die gleichen Wege. Aber wie verwandelt war die Welt!

Im Vollmondschein glänzte die Wüste wie von Alabaster. In der Ferne türmte sich eine marmorne Märchenstadt mit Kuppeln und Türmen und blauen Schatten. Dorthin mußten wir gelangen. Aber je weiter wir gingen, desto ferner rückte sie uns.

Endlich, nach zwei Stunden, waren wir an den Sanddünen, die uns eine Märchenstadt vorgetäuscht hatten.

Miß Hearn sang in den Dünen.

Alles schlief, nur ein ferner Wüstenhund bellte — eine unvergeßliche Nacht.

Und am andern Tag in Touggourt! Eine der größten Wüstenstädte. Durch die Bahn wird sie wohl viel von ihrer Eigenart verlieren. Aber noch war sie unverfälscht. Wir schwelgten in ihrer Schönheit! Der Blick vom Minaret bei Abendrot! Und die engen, schwarzen Gassen. Wir kauften uns jede einen goldgestickten Burnus und besuchten darin den arabischen Kaid und seine Frau, an die wir empfohlen waren. (Pariser Kleider hätten ihm mehr imponiert.)

Höchst merkwürdige Ausflüge machten wir in die Umgegend. So zu einem Heiligen, der alle seine Gäste mit französischem Champagner bewirtete. Sein Harem bevölkerte einen ganzen Hof. Die blitzenden

Augen dieser Wüstenfrauen, ihr barbarischer und doch so wundervoller Schmuck! — Der hatte mir's angetan! Und in Biskra ruhte ich nicht eher, bis ich so eine wilde „main de Fatme" mir erhandelt, nein, erfeilscht hatte.

Im behaglichen Zimmer des Hotels Orient, mit dem Ausblick auf einen üppigen Palmengarten, schrieb ich meinen japanischen Roman „Yoshiwara". Ich schrieb ihn in einem Zug, und ich hoffe, er ist mir gelungen.

Mit Freund Franchetti, dem italienischen Maler (aus Tozer), und mit Mabronk ben Messaond bestand ein lebhafter Briefwechsel. Franchetti, der auch ein Dichter war, schickte mir seine neuen Wüstenstimmungen, und Mabronk beschwor mich immer stürmischer, es mit ihm als Diener zu versuchen. Viele rieten mir ab, jedoch der Gedanke, bei meinen Tempiofesten einen waschechten Wüstensohn zum Pförtner zu haben — wenn anders er sonst gut arbeiten wollte — gab endlich den Ausschlag. Ich vereinbarte mit ihm, daß er in Marseille im Frühling mich treffen solle und von mir nach dem Tempio mitgenommen würde.

Ahnungslos ging ich durch diesen Entschluß neuen Verwicklungen entgegen. Das Leben wurde für mich niemals zu einer glatten Bahn.

Nachdem ich in Biskra noch an einer vornehmen arabischen Hochzeit teilgenommen hatte (der Kaid vermählte seine Tochter), reiste ich endlich ab. Mit Miß Hearn hatte ich für kommenden Herbst eine große Vortragstour in Norddeutschland geplant, und wir freuten uns beide schon sehr auf den Oktober 1914. Ahnungslos, wie wir waren!

Kerrata — Chabet el Akra — Bougie — Djurdjura (Atlas)

Ich reiste nun wieder nordwärts. In El Kantara kam Mabronk flink wie ein Affe in den Zug gesprungen und überreichte mir ein Päckchen Orangen und Datteln von seinen Bäumen.

Gegen Abend durchfuhr ich die Gegend, wo der heilige Augustin geboren war. Sie konnte damals ebenso ausgesehen haben. Öde, wellige Hochgebirgsteppen mit Salzseen, in denen sich die rosa Abendwolken

spiegelten. In einem kleinen Städtchen übernachtete ich, um am andern Morgen vier Uhr die Post durch den Felsenpaß von Chabet el Akra zu nehmen — in der „Grande Kabylie". Anfangs lag noch überall Schnee. Ich saß auf dem Vordersitz beim französischen Kutscher, der mir alles zeigte. In Kerrata, am Eingang des Passes, nahm ich einen Tag Aufenthalt, um am nächsten durch die Klamm weiterzufahren. Aber an diesem Nachmittag durchwanderte ich sie bis zur Hälfte zu Fuß. So schaurig wild ist sie, daß sie wenig ihresgleichen findet. Kerrata selber ist ein echtes Kabylennest trotz vieler französischer Bauten. Die Fahrt war über alle Begriffe wild und großartig. Wenn Einkehr gehalten wurde, ging ich eine Strecke zu Fuß. Wir ließen den Golf von Djijelli rechts liegen und wandten uns nach links, immer hart am Meere hin auf einer in die Felsen gesprengten großartigen Kunststraße. Abends kamen wir nach Bougie (nach dem das Licht im Französischen Bougie genannt wird). Ich hatte eine herrliche Aussicht vom Fenster meines Zimmers hart am Meer. Hier in Bougie blieb ich einige Tage und machte prachtvolle Spaziergänge auf den Felsenstraßen um die gewundenen Ufer. Mit Kap Carbon, der letzten von den vielen spitzen Landzungen mit den durch die Felsen gesprengten Galerien und Höhlen ist wohl der Höhepunkt dieser wildromantischen Natur erreicht. Doch machte ich auch Bergfahrten, so nach dem Col des singes. Leider war die Jahreszeit noch allzu früh, um in Kabylien weiter zu reisen. So fuhr ich längs des wilden Hochgebirgsgipfels Djurdjura im Atlas geradenwegs nach Algier und hob mir alle Gebirgstouren für später auf.

In Algier

In Algier brauchte ich eine Weile, um Fuß zu fassen und heimisch zu werden, verlebte aber dann dort und auf weiteren Ausflügen noch hochinteressante drei Monate.

Nur begriff ich niemals, wie bei allen Gesellschaftsreisen hierfür stets nur wenige Tage berechnet werden. Und ich habe in drei Monaten angestrengtester Arbeit längst nicht alles an Sehens- und Wissenswertem erschöpft. Wie oberflächlich reist doch der größte Teil der

Menschheit. Und was hat er an Lebensgewinn von diesen Blitzreisen in völlig unbekannte Gebiete und Kulturen? Ein buntes, kaleidoskopartiges Bild. Bunte Sternchen zwischen internationalen Hotels. Das ist alles. Aber *wie* brüsten die Reisenden sich damit.

Ich hatte von meinem Balkon in Algier einen schönen Blick aufs Meer und konnte allerhand Studien machen. Zuerst fing ich an, mir das moderne französische Algier zu besehen, auch ein Klein-Paris, und dann langsam, aber unaufhaltsam schälte sich mir daraus die alte Piratenstadt voll einstiger, ungeheurer Pracht. Das war eine der reizvollsten Studien von all meinen Reisen. Tagelang saß ich freilich hierfür in der Bibliothek, auch einem prächtigen buntgekachelten Marmorpalast, und las vom Leben und Treiben der großen Seeräuberfamilien der Barbarossa im 14. und 15. Jahrhundert. Dann besah ich mir alte Stiche. Und von den schwarzen Terrassen uralter Häuser in der schwarzen Kasba, der senkrecht den Berg hinaufsteigenden Araberstadt, besah ich mir den Hafen. Sah von all diesen schwarzen Terrassen im Geiste schöne Frauen den heimkehrenden, mit reicher Beute beladenen Piratenschiffen zuwinken. So baute ich mir nach und nach alle versunkenen Märchenwunder der Vergangenheit wieder auf. Immer mehr Halt und Leben bekamen diese, je mehr ich in prächtige, sonst den Reisenden verschlossene Maurenpaläste eingedrungen bin.

Die Franzosen haben gut gewählt. Minister, Generäle, Kasernen, Generalkommandos, aber auch Fremde, Engländer, Russen, Deutsche! Ich war vielleicht in dreißig wundervoll restaurierten Maurenschlössern, teils mitten in der Stadt, teils in Mustapha superieur und noch weiter draußen. Schöneres und Phantastischeres *kann* gar keine Künstlerphantasie ersinnen als die Maurenpaläste in Algier. Grundverschieden ein jeder an Größe und Ausführung und doch einheitlich im Grundriß der um die baumbestandenen, wasserspradelnden Säulenhöfe gruppierten Innenräume. An Kacheln (ob sie auch hier wie in Spanien Azulechos heißen, weiß ich nicht) sah ich die wunderbarsten Farben und Zeichnungen. Orgien von Schönheit für das Künstlerauge. — Ja, das Leben ist zu kurz! — Und ich weiß nicht, welche dieser Paläste mir die liebsten sind. Die im Aufgebot von unbeschränkten Mitteln, Kunstsinn

und Geschmack neuerstandenen oder die verfallenden, verträumten, in wilden Rosen und leuchtend lila Bougainviglienranken eingehüllten, den Abbruch erwartenden. Ich war wie wild den Märchenschlössern von Algier gegenüber und geradezu gemeingefährlich. Kein Palastbesitzer hatte Ruhe vor mir, ich habe sogar den weltscheuen Besitzer des „Bardo" bezwungen. Und in wie vielen wunderschönen Maurenhäusern der inneren Stadt war ich, die demnächst der Sanierung der Großstadt halber abgerissen werden sollen. Wieviel merkwürdige Interieurs sah ich hierbei, so bei der „schönen Fatme", die eine Tanzschule hält, bei den „spanischen Nackttänzerinnen" und vielen, vielen andern. Auch die maurischen Bäder kamen mir vor wie eine Neubelebung der Alhambra. Wenn ich's irgend hätte ermöglichen können, hätte ich mir einen alten Maurenpalast gekauft. Ein Glück, daß ich's nicht konnte. — Dann machte ich wundervolle Ausflüge mit den Schwägerinnen des spanischen Malers von Biskra, Mlles. Boccoli, nach der „schwarzen Madonna", nach den Kaps, längs des Strandes, wo man von kleinen Seebädern die ganze Schneekette des Djujura im Atlas sieht und die Tellberge. Und herrliche zahllose Spaziergänge in die Täler des Sahel, des hügeligen Vorgeländes. Und nach der Festung, von der man eine wunderbare Stadtübersicht hat. Es gab überhaupt keine Höhle und kein Tal, in denen ich nicht gewesen bin!

Und wie oft wanderte ich ins Kasbalabyrinth. Aber das ist nicht gefahrlos ohne Führer. So hatten mich in einem dunklen Hauseingang, in den mich meine Neugier trieb, ein paar Bengel angerempelt und mir dabei die Börse entwendet. Das kostete mich viel Schererei mit Polizei und Gerichten. Im Justizgebäude wurden die Verbrecher in Ketten vorgeführt, und meine Bekannten warnten mich, nochmals allein durch die Kasba zu gehen, die Buben würden sich rächen — Geld und Börse waren ja verschwunden. Komischerweise aber bekam ich vier Speisemarken wieder vom „restaurant chien qui fume". Die konnte ich nach allen Aufregungen noch ruhig abessen.

Den Maler Rochegroße besuchte ich, auch in einem schönen Maurenschloß. Er malte gerade an dem Bild „La mort du pourpre". Mit diesem „Purpur" meinte er alles Große, Hohe, Leidenschaftliche.

Das Erwachen des Frühlings in den Tälern des Sahel war berauschend schön.

Und plötzlich spann ich mich für ein paar Wochen in meine vier Wände ein und schrieb „Die Geschichte einer Seele im Mormonenland", „Im Schatten Brigham Youngs". Wie im Fieber schrieb ich daran.

Tlemcen — Mansouria — Oran — Blidah — Cherchell — Tipaza

Dann reiste ich nach Tlemcen an der marokkanischen Grenze. Es waren nur 24 Stunden Eisenbahn, hin und zurück. Ich wollte dort die Blüte der altarabischen Kunst in den allerdings stark verfallenden Moscheen studieren. Und im Wallfahrtsort Sidi Bou Said. Herrliche Reste sind dort überall, wunderbare Onyxsäulen und Onyxtreppen, fein ornamentierte Bronzetüren und prachtvoll stukkierte Kibblas, Gebetsnischen.

Die Krone von allem aber ist die verlassene Residenz Mansouria mit ihren wohlerhaltenen Zinnenmauern, gegen die überall die rosa blühenden Mandelbäume sich abhoben. Große Mühe gab ich mir, in Tlemcen eine Bambuswüstenpfeife für Mabronk zu ergattern.

Auf dem Rückweg war ich noch in Oran, einer großartig aufblühenden französischen Stadt mit alten Moscheeresten. Am schönsten ist die Lage der Stadt und der Golf mit den wundervollen Wäldern.

Ich stieg auf dem Rückweg noch in Blidah aus, berühmt wegen seiner Rosen und Affen in der Grotte des Singes.

Dann war ich in Cherchell, dem alten Caesarea, mit seinem wundervollen Museum, das die am Ort gefundenen Statuen birgt. Die berühmte Venus von Cherchell hatte ich im schönen Museum von Algier bewundert.

Und dann fuhr ich in das benachbarte Tipaza, den antiken Badeort.

Überall am Meer sind Mosaiken gefunden worden. Ein großes Museum in Tipaza besitzt sehr schöne Fundstücke. Die Meereslage dieser antiken Villen muß einzig schön gewesen sein.

Von weitem sah ich das geheimnisvolle „Grab der Christin", ein unerforschter Riesentumulus, innen mit spiralförmigen Gängen. Man

vermutet, es sei das Grab der Tochter der Kleopatra, der Gattin des Königs Tubal von Caesarea.

Wie unendlich viel fand ich zu erforschen und zu ergründen.

In Kabylien. Überfahrt nach Palma — Barcelona — Mont Serrat

Zum Schluß, als Krönung des Ganzen, fuhr ich mit der Post über Fort Etienne nach Michelet, der Perle der großen Kabylie. Es war noch immer sehr rauh und kalt im Hochgebirge. Außer der großen, einst von den Gefangenen bei Niederzwingung der Kabylen erbauten Heerstraße gibt es überall nur halsbrecherische Ziegenpfade. Einen solchen kletterte ich hinab nach einzelnen Kabylenhütten. Diese mitsamt ihren Einwohnern sind gottlob noch völlig wild und unzivilisiert. Wundervollen Berberschmuck boten sie mir zum Kauf. Aber sie verlangten allzuviel dafür, ich mußte ihn lassen. Michelet aber liegt in einer großartigen Natur und machte auf mich einen gewaltigen, ganz einzigartigen Eindruck.

Nun hatte ich Algier mit seinen schönsten Blumen abgegrast, wenn auch lange nicht erschöpft, denn seine mannigfachen Reize sind unerschöpflich. Ich mußte an die Heimreise denken, wählte aber ein Schiff, das über die Balearen, Palma, nach Barcelona fuhr.

Palma bot mir neue, große Überraschungen durch seine gotischen Riesendome, die „Lonja", die alte Börse, die wundervollen mittelalterlichen Paläste und vor allem durch das alte Kastell in märchenhafter Lage. Zu Wagen machte ich noch einen Ausflug ins Innere nach einer alten Burg in wunderschönem Orangegarten, Leixho, die über und über mit Antiquitäten gefüllt ist.

Und die merkwürdigen maurischen Windmühlen besah ich mir. Am dritten Tag ging es weiter nach Barcelona, das ich ja schon kannte, dennoch gerne wiedersah mit seinen großartigen alten und der neuen, noch im Bau begriffenen Kirche der Sagrada famiglia. Ein wahnsinnigerer und dennoch interessanterer Riesenbau ist mir noch nicht vorgekommen. Und ich beschaute die Schöpfung des — ich glaube

gleichen — Architekten Roëll, einen von Phantasiebauten gebildeten architektonischen Riesenkomplex. Ohne jeden bestimmten Stil, dennoch voll ungeheurer Phantastik. Ich bemerkte, von ihm jedenfalls als neue Idee gebracht, die siamesische Technik, bunte Porzellanstückchen in die Mauern ganz von ungefähr einzufügen. Und dann machte ich mich endlich auf den Weg nach Mont Serrat, dem Urbild des Mon Salvatsch, wo die Sage die Gralsburg hinverlegt. Es ist eine kleine Reise von Barcelona, zuletzt mit Zahnradbahn den dolomitenartigen Felsenkegel hinauf. Oben liegt das Kloster, und seine Kapellen und Höhlen und Wallfahrtsorte und Kruzifixe sind über ein schier unermeßliches Terrain wildester Schroffenlandschaft ausgebreitet. Die Kirche ist sehr pompös. Man kann im Fremdenquartier unentgeltlich wohnen. Leider erlaubten dies weder meine Zeit noch meine Gesundheit. Es blies ein heftiger Sturm, und meine Erkältung war seit Tagen — anfangs nicht viel beachtet — immer heftiger geworden.

So wollte ich am gleichen Tag zurückfahren, um in der Nacht mit der Bahn nach Marseille aufzubrechen. Es war sehr schade! Dennoch hab' ich die unerhörte Phantastik dieser Natur voll genossen, in stundenlangen Wanderungen nach den verschiedensten Aussichtspunkten. Der Klostergarten ist einzig stimmungsvoll. Überall starren die wilden, dolomitenartigen Schroffen. Sie haben alle Namen, und einer ist immer wilder als der andere. Mon Salvatsch!

Die Fahrt nach Marseille war ein Martyrium mit meinen Halsschmerzen und dem quälendem Husten — im vollgepfropften Abteil dritter Klasse.

Marseille — Les Beaux — Arles — Mistral

Meine Reisen muß ich mir meist durch Sparsamkeit erobern. In Marseille aber ging erst das Martyrium an im vergeblichen Warten auf Mabronk. Er konnte keinen Paß bekommen. Endlich, eines Morgens, stand er vor mir. Im weißen, reich mit blauer Seide bestickten Seidenhemd, karmesinrotem Turban, mit weißem Burnus und gelben Glacéhandschuhen. Er strahlte. Aber nun ging das Martyrium weiter. Tag für Tag verging in fruchtlosen Bemühungen, von Bureau zu

Bureau. Da machte ich zur Erholung einen Ausflug nach Arles und nach der wilden Provenceburg Les Beaux, dem Schauplatz von Mistrals Gedicht „Miraglio". Ich blieb eine Nacht droben neben der „Hostelrie de la reina Jeana". Alles atmete 11. Jahrhundert. Ich schwelgte! Mistral, der große Provencedichter, war gerade gestorben und sollte morgen in Arles beerdigt werden. Ich sah oben auch den uralten Steinpavillon im Liebeshof, nach dessen Urform Mistral sich sein Grabmonument vorherbestimmte. Ein „Mistral", der Provencesturm, erhob sich und fegte über die Lande, daß er alles, auch mich fast zu Boden riß. Ich konnte kaum von der Burg nach der Bahn zurückwandern. In Arles sah ich mir beim Läuten seiner Totenglocken Mistrals Schöpfung, das wundervolle Musée provencale, mit tiefer Rührung an. Einem jeden Stück (von Tausenden) hat der Dichter einen eigenhändig geschriebenen Vers beigefügt.

Die „toison d'or" sah ich auch dort, die „goldne Mähne", von der mir der Wirt in der Frühe erzählte, daß er und Mistral und ein Curé von Les Beaux sie in einem Sarg der Fürstengruft gefunden hätten auf einem weiblichen Skelett, von dem alles sonst in Staub zerfallen, von dem man nicht weiß, ob es eine Fürstin oder eine Geliebte war, denn der Sarg war namenlos. Diese „toison d'or" hatte einen Ehrenplatz auf einer Estrade unter Glas und ein erschütterndes Gedicht als Beigabe — la toison d'or!

Endlich fuhr ich von Marseille ab, denn ich konnte nicht länger warten. Mabronk blieb.

Nachdem ich ihn drei Wochen dort beköstigt hatte, reiste auch er endlich ohne Paß ab und stand eines Morgens in dem gleichen malerischen Aufzug vor meinem Tempio. Und die Affäre Mabronk begann!

Mabronk

Wieviel einfacher wäre das Leben, wenn man vor jeder Torheit, die man zu begehen im Begriff steht, gewarnt würde! Das heißt so gewarnt, daß man sie auch wirklich unterließe. Denn der ganz leisen Warnung im Unterbewußtsein folgt man niemals, oder besser gesagt folgte ich niemals.

Weil so viel anderes in mir stärker spricht — sagen wir einmal: die böse Lust am Abenteuer.

Also Mabronk war glücklich angelangt! Noch immer ohne Paß. Die pomphafte Kleidung mußte er freilich ablegen, wenn er arbeiten wollte; er hüllte sich in alte Paletots der verflossenen Johanna, die er im Keller in einem Winkel entdeckte. Dadurch sah er um vieles weniger imposant, um nicht zu sagen ein wenig lächerlich aus, wie eine schwarze dürre Maus im Unter-, vielmehr hier im Überrock. Sein Lager hatte ich ihm nahe der Zentralheizung im Keller aufgeschlagen. Dieser Ort war bei weitem zivilisierter als seine Lehmhöhle im Village rouge.

Die ersten Tage strahlte er, es gefiel ihm alles. Er war auch sehr anstellig, unterhielt sich mit dem Gärtner (den er ja demnächst ersetzen sollte) und mit Frau Podzuweit, der guten sogenannten Obergärtnerin, durch die Zeichensprache. Da sie ihm öfter Schokolade mitbrachte, nannte er sie Madame Chacoulla (das arabische Wort für Schokolade). Alle hatten ihre Freude an ihm. Herr und Frau Zappe wurden bald seine besonderen Freunde und steckten ihm allerhand Leckerbissen zu. Er diktierte mir einen begeisterten Brief an seine Mutter (schreiben ließ er sich ja stets von andern, trotzdem er einer der stärksten Korrespondenten war, die mir jemals vorgekommen sind). Es schien sich alles aufs prächtigste zu entwickeln.

Inge und Helga ließen ihn in jedem Brief grüßen und freuten sich auf ihn. Er arbeitete flink und willig im Garten. Aber nach vierzehn Tagen wurde er ungeduldig, daß er noch immer kein Deutsch könne und ich nach wie vor französisch mit ihm sprach. (Ich hatte ihm zum Winter deutschen Unterricht versprochen, wir waren erst Anfang Juni.) Sein Nachmittagsschlaf, der „Khef", der arabische, den er sich nicht nehmen ließ (im Gartenhaus, auf Reisekörben), wurde immer länger, und er stöhnte mehrfach dabei. Auch sein Appetit verminderte sich, und er wurde täglich gelber.

Inge war von ihren Adoptiveltern in eine Pension nach Dresden geschickt worden, wo ich sie öfter besuchte. Es waren sehr erquickliche Tage für mich, in denen das Herz der Heranwachsenden (sie war eben achtzehn) sich mir stets mehr erschloß. Ich erkannte dabei immer klarer, wie wenig

diese Pflanze in das Erdreich von Schloß J. paßte. Freilich auch, ein wie eigenartig starres, verschlossenes und dennoch im tiefsten unendlich liebevolles Wesen in dem genialen Kind schlummerte. Diese Fahrten zogen mich etwas ab vom Tempio und der näheren Beobachtung von Mabronks Seelenleben.

Im zweiten Monat wurde er sehr ungeduldig, daß er noch immer keine Nachricht von „zu Hause" bekam, und fing an, von Mutter und Gattin zu schwärmen, die er mir früher stets als seine schlimmsten Quälgeister geschildert hatte.

Ich verhandelte mit der Firma Gutmann, dem Konzertbureau, wegen meiner und Miß Hearns geplanten Vortragstournee in Ostdeutschland für Oktober. Die Firma verlangte 3200 Mark Zahlung, um die Säle fest belegen zu können. Da Miß Hearn sich weigerte, wollten sie sich mit der Hälfte zufrieden geben. Diese 1600 Mark zahlte ich nach vielem Zögern und Überlegen höchst ungern in den ersten Julitagen. Nun war die Gesellschaft m. b. H. und deren Chef, Herr J., äußerst beflissen, versprachen den allergrößten Erfolg, und Herr J. schlug mir ein großes musikalisches Sommerfest in Park und Ausstellungshalle vor. Dieser Vorschlag kam mir sehr gelegen, da ich ja sowieso jeden Sommer Tempiofeste hatte und außerdem Mabronk dabei zum erstenmal einem größeren Publikum vorgeführt werden konnte.

Er sollte in seiner vollen Parademontur Photographien, Postkarten und Bücher verkaufen. Für einfachere Gelegenheiten hatte ich ihm eine Livree anmessen lassen, auf die er viel stolzer war als auf seine Arabertracht.

Signor Francesco Franchetti, mein Tozerfreund, war vor etwa vierzehn Tagen mit seinen Wüstenbildern nach Berlin gekommen, weil er hier eine Ausstellung davon veranlassen wollte. Er war häufig mein Gast, und sein jeweiliger Besuch bildete Mabronks Entzücken, weil er mit ihm arabisch sprechen konnte. Es war die Zeit der Beerenernten; Frau Podzuweit hatte die Beeren gepflückt, und Franchetti und ich saßen beim Abstreifen, während Mabronk im Hintergrund des Parkes auf seiner Hirtenflöte uns die ganze Sahara wieder aufleben ließ. Es war ein Idyll wie für die Ewigkeit — wer hätte gedacht, daß es so bald zerrissen würde.

Zum musikalischen Tempiofest wurden großartige Vorbereitungen getroffen, auch ein Büfett errichtet, zuerst für Tee und Gebäck, später für Fleischsalat und Fisch. Bierfässer wurden herangerollt. Mabronk hatte stets alles ihm angebotene Bier verschmäht; er mache sich nichts daraus, trinke niemals.

Über das Fest, zu dem etwa dreihundert Personen erschienen waren — der musikalische Teil war glänzend verlaufen, eine Bildverlosung schloß sich daran — sank langsam der späte Sommerabend nieder, das Wetter war herrlich gewesen. Die bunten Lampions in Büschen und Lauben glühten empor.

„Wie ein Märchen", flüsterte mir Franchetti zu, „was aber ist mit Mabronk? Er ist so aufgeregt. Junge Damen gaben ihm Bier zu trinken, und er trinkt jetzt immerzu." Ich hörte ihn nun laut französisch radamontieren.

„Ich werde ihn mitnehmen bis an die Bahn," flüsterte Franchetti, „damit er von hier loskommt." Und er ging und nahm Mabronk mit fort.

Aber Mabronk kam nicht wieder. Es wurde spät und später, alle Gäste hatten sich längst verabschiedet.

„Was ist nur mit Mabronk? Ich werde ihn suchen", meinte der Gärtner. Frau Podzuweit blieb bei mir, es war zwei Uhr nachts.

Nach einer Weile hörten wir eine aufgeregte Stimme draußen randalieren. Sie kam näher und näher.

Der Gärter hatte den schwankenden Mabronk am Arm. Da kam dieser plötzlich auf mich zu: „Ich kenne Sie jetzt, Sie wollen mich töten. Sie haben die Mörder in Birmingham gedungen. Ich habe sie heute in der Menge wiedererkannt. Aber ich werde mich verteidigen. Das kommt Ihnen teuer zu stehen!"

Und er zog seinen Dolch. Der Gärtner stürzte sich ihm entgegen und führte ihn an sein Bett. Darauf sank er sofort nieder und schlief ein.

Frau Podzuweit kam nach einer Weile und bedeutete mir, ihr zu folgen. Sie zeigte mir Mabronk, wie er schlief, das gezückte lange Dolchmesser in der Hand. Es sah schauerlich aus. Wir schlossen beide in dieser Nacht kein Auge.

Am andern Morgen war Mabronk finster und verdrossen. Starr brütete er vor sich hin und verweigerte Speise und Trank. Auf meine

lange liebevolle Ermahnungsrede erwiderte er nur: „Je sais ce que je sais.“ „Ich weiß, was ich weiß.“

Es gab sehr viel zu räumen nach dem Fest. Tempio und Park waren wie auf den Kopf gestellt. Signor Franchetti erschien am Nachmittag und erklärte, er würde die Nacht im Tempio bleiben und nicht eher gehen, bis Mabronk zum Tempio hinaus sei, denn so lange sei ich meines Lebens nicht sicher. So wilde Reden habe er geführt, daß ich Mörder für ihn gedungen hätte, daß ich dies teuer bezahlen müsse. Ich solle nur suchen, ihn auf gute Manier fortzuschaffen. Wir fuhren beide umgehend zum französischen Konsulat und erklärten die Sachlage; daß ich aber nach zwei Monaten unmöglich die Rückreise zahlen könne, die ich ihm nur nach Ablauf von vier Jahren vertraglich zugesichert habe.

Als wir zurückkamen, fehlte der geladene Revolver neben meinem Bett. Franchetti übernahm es nun, Mabronk im Guten zu überreden, ihn herauszurücken. Da kam auch schon Herr Zappe, leichenblaß; der Beduine sei eben bei ihm gewesen, habe ihm den Revolver gezeigt und ihm erklärt, mit dem werde er erst mich erschießen, da ich Mörder für ihn bestellt hätte, und dann sich selber — Zappe möge ihn auf seinem Grundstück einscharren.

Zappe überredete ihn nun, zu ihm herüberzukommen, aber den Revolver ihm auszuhändigen. Er holte dann Mabronks sämtliche Habseligkeiten; bei Zappe fing er wieder an zu essen — ich wollte ihn ja vergiften, behauptete er dort — dann lieferte er die Pistole aus und verriegelte sich im Keller. Dort hauste er zwei Tage — gebärdete sich wie rasend, wenn er mich nur von weitem sah. Endlich ging Zappe mit einem Brief von mir und mit Mabronk aufs französische Konsulat. Ich hatte darin erklärt, daß ich für alle etwaigen Folgen das Konsulat verantwortlich mache.

So zahlte man ihm dort Reisegeld bis Düsseldorf und gab ihm Weiterempfehlung für das dortige Konsulat, das ihn nach Paris spedieren sollte. Herr Zappe nahm für ihn das Billett und setzte ihn selber in den Zug.

Die Affäre Mabronk war abgeschlossen, drei Wochen vor Ausbruch des Weltkrieges. Wie von einem Alp befreit und wirklich einer Lebensgefahr entronnen, atmete ich auf. Psychiater meinten, der Arme sei vorgeschrittener Quartalssäufer gewesen, bei dem durch die veränderte Lebensweise das Delirium tremens ausgebrochen sei. Eine ähnliche Katastrophe sei ihm wahrscheinlich seinerzeit in Birmingham begegnet. Der Wirt vom Hotel in El Kantara hatte ihm ja die besten Zeugnisse gegeben. Die lieben Philister aber hatten wieder einmal Gelegenheit, ob meiner Unschuld die Hände über dem Kopf zusammen zu schlagen.

Krieg — Geld — Zusammenbruch

Signor Franchetti war abgereist. Er hatte kein Glück gehabt mit seinen hervorragenden Studien, kein Kunsthändler wollte sich dafür erwärmen.

Die Kinder waren sehr traurig über die Mabronkgeschichte und bedauerten trotzdem, den Wüstensohn nicht kennengelernt zu haben. Ich war noch ein paarmal in Dresden bei Inge — das drittemal sofort nach der Kriegserklärung. Ich brauchte zwölf Stunden zu der Reise. Mit Müh' und Not beruhigte ich das Kind, das völlig den Kopf verloren hatte. Englands Kriegserklärung kam während dieser meiner Dresdener Zeit. Es waren tief aufregende Tage.

Und dann war ich endlich mit Müh' und Not wieder in zwölf Stunden nach Lichtenrade-Tempio zurückgelangt. Meine erste Sorge war nun, die 1600 Mark, die ich Herrn J., Verlag Emil Gutmann, für unsere Vorträge vorgestreckt hatte, zurückzuerhalten. Das Bureau war geschlossen, Herr J. in seiner Privatwohnung ließ sich verleugnen. Auf meine dringenden Briefe teilte er mir endlich mit, die Firma habe sich aufgelöst, es stände mir ja frei, den Klageweg zu betreten. Aber das seien nutzlose Unkosten für mich. Auch er selber habe sein Vermögen durch den Kriegsausbruch verloren.

Da stand ich nun plötzlich gegenüber dem Nichts. Ein paar Aufträge wurden rückgängig gemacht. Die Hoffnung auf den Tourneeerfolg war mit baren 1600 Mark im Kriegsabgrund verschlungen. Denn auch die nachher eingereichte Klage hatte nach dem Erlöschen der Firma nicht das geringste Ergebnis. Glück muß der Mensch haben! Isabel Hearn, die Engländerin, war handelstüchtiger gewesen.

Ich wollte mir von meinem Kapital Geld schicken lassen. Aber die Bank erklärte, sie könne nichts mehr darauf borgen, und wenn ich verkaufen wolle, bekäme ich von tausend im allergünstigsten Fall kaum fünfhundert Mark.

Da stand ich also, als Besitzerin eines „Puppenschlößchens" mit einem Park, mit Pfauen und anderen Luxustieren, plötzlich ohne jede Hilfsmittel! Alle andern kauften sich Vorräte für die nächsten Monate. Ich selber würde bald nicht mehr Brot kaufen können für die nächsten Tage. Inmitten von Glanz und Pracht und dreihundert unverkauften Bildern! — So schrieb ich zuerst an meine Verleger — Reißner hatte „Im Schatten der Mormonen" angenommen und Otto Janke „Yoshiwara". Letzteres war sogar schon gedruckt und sollte eben erscheinen, als die Feindseligkeiten mit Japan ausbrachen. Sie erklärten beide, mir in diesen Zeiten keine Akontozahlungen machen zu können.

Mein Roman „Der aussätzige König" war eben fertig geworden und noch nicht einmal abgeschrieben.

Was tun? So war ich gezwungen, mich an allerhand Vereine und reiche Freunde zu wenden. Die meisten versagten. Einige aber bewährten sich. Nachdem ich, meinen Stolz tausendfach kreuzigend, mir durch drei Monate die Finger wund geschrieben hatte an „Bettelbriefen", wie ich sie selber verächtlich nannte, hatte ich mir mit Mühe und Not zweitausend Mark ergattert. Ich schickte sofort die zum Teil dafür zu „liefernden" Bilder ab und hatte nun bei äußerster Sparsamkeit und Beschränkung aller nicht ganz unumgänglich nötigen Ausgaben einen sorgenfreien Zeitraum vor mir, in dem ich abwarten konnte, wie sich alles entwickeln würde.

Aber diese drei Monate gehören zu den fürchterlichsten meines Lebens. Ich zog darin das Fazit und erkannte, wie wenig ich mit all meinem Ringen und Streben erreicht hatte. Und wozu diente ein Besitz wie der Tempio, wenn man nicht die Mittel hatte, ihn auch in schlimmen Zeiten zu erhalten? Ich vergaß in meiner Bitterkeit völlig die Fülle ganz böser Schicksalsschläge, die mich nacheinander Schritt für Schritt in diese Lage gebracht hatten. Mich, die sparen und sich einzurichten und zu entbehren weiß wie kaum einer. Die ihre großen Weltreisen, ihren

ganzen Lebensgewinn, mit der Hälfte dessen ermöglichte, was ein anderer dazu gebraucht hätte.

Und nun war ich nach allem nicht weiter gekommen. Nun stand ich in Prunk und Pracht völlig mittellos. Ich konnte wohl in der Freiheit mit meinen unerschöpflichen Einfällen künstlerisch schaffen. Aber nur in der Freiheit! Der Gedanke, etwas für den Verkauf zu malen oder zu schreiben, lähmte mich geradezu. Und das Stundengeben hatte ich ja schon früher für mich als unmöglich erkannt. Immer wieder muß ich's betonen: ohne alle Unglücksfälle hatte ich ja genug, um von den Zinsen meines ersparten Kapitals mit knapper Not, auch ohne Nebenverdienst, durchzukommen. Aber um den Tempio nach der vandalischen Zerstörung wieder flott zu machen, mußte ich das Kapital angreifen. Und die Gabe, goldene sichere Tageseinnahmen mit meiner Kunst zu machen, war mir völlig versagt. Immer mehr drängte sich mir die Überzeugung auf, daß es leichter ist, ein echter, innerlicher Künstler zu sein, als die entstehenden Kunstwerke auch an den Mann zu bringen. Besonders, wenn man ein Außenseiter ist — wie ich es durch Mors Imperator geworden bin — und ewig bleiben werde.

Ich hatte ja geglaubt, mit dem Roman, mit Filmstücken die Sache vom andern Ende zu zwingen. Das Glück schien mir auch anfangs hold, indem Janke und Reißner meine beiden ersten Romane angenommen hatten und sehr hoch schätzten.

Aber dann kam der Krieg und zerstörte meine Kreise. Das war der ständige circulus vitiosus, um den sich all mein Sinnen drehte. Und dazu der Kummer, daß ich unter den obwaltenden Umständen den Tempio nicht so halten konnte, wie ich es gewohnt war. Auf diese Weise machte er mir keine Freude mehr, war mir nur eine Last, ein „Klotz am Bein". Wieviel freier und selbständiger, bewegungsfreier wäre ich, wenn all meine und Konrads Ersparnisse anstatt im Tempio noch auf der Bank angelegt wären. Mehrere tausend Mark würde ich allein in jedem Jahr an Unterhaltungskosten sparen. Von ihnen allein konnte ich schon leben.

So wandeln sich die Sehnsucht, das Ziel und die Verkörperung meiner Träume mir langsam und sicher immer mehr zum Fluch.

Pythia

Um meine Seele von all dem Erniedrigenden rein zu baden, stürzte ich mich Hals über Kopf in einen neuen Roman, zu dem ich schon seit einem Jahr eingehende griechische Studien gemacht hatte. Ich wollte die „Geschichte der ersten Somnambule" schreiben. Als ich vor Jahren in Delphi vor dem Felsenspalt stand, über den durch zwölfhundert Jahre sich der Dreifuß spannte, flog mir diese Idee zum erstenmal durch die Seele. Dann hatten andere Konflikte mich gefesselt, ich mußte andere Romane schreiben. Denn das ist die Signatur meines ganzen Künstlerseins — ich kann niemals das schaffen, was ich will, immer und immer nur wieder das, was ich muß. So daß eigentlich niemals ich male oder schreibe, sondern daß stets aus mir das Ding an sich schreibt oder malt. Das ist ein Segen und ein Fluch. Aber jedenfalls keine gebrauchsfähige, gelderwerbende Talentmaschine. Und darum in unseren schweren Zeitläuften eine höchst unpraktische Veranlagung. Die Pythia aber besaß mich ganz besonders. Und je mehr ich mich in ihre Zeit — die unvergängliche Zeit des Alkibiades — und die dunkeln Schauer im trakischen Dyonisoskult einlebte, desto mehr fühlte ich's: von all meinen Romanen wurde dieser der tiefgründigste! Ich fühlte okkulte Lüfte darin wehen. Möchte ihn jetzt dem großen Vorkämpfer für okkulte Forschung, dem einst verlachten Dr. von Schrenk-Notzing zueignen. In der Seele dieser Pythia aber lebt ein Stück von mir oder vielmehr: in mir und allen starken Künstlerseelen lebt ein Stück dieser Pythia, die über dem Adyton in dunklen Schauern raste und, von irdischen und überirdischen Bränden hin und her gezerrt, niemals Ruhe und Frieden, niemals „Genügen" finden kann.

Inge — Helga

Ich hatte in diesen letzten zwei Jahren, nach Beendigung meiner mitgebrachten Reisestudien, mich immer mehr zum „Tempiomaler" ausgebildet, das heißt, ich suchte immer mehr hinter die malerische Seele dieser meiner Gesamtschöpfung von Halle, Wohnhaus, Park und

angrenzenden Gründen zu kommen. So malte ich immer neue und immer größere Studien von allen Ecken und Enden von Park und Haus und Halle. Zu allen Tages- und zu allen Jahreszeiten!

Im Winter Eis- und Schneelandschaften: schwer mit Schnee beladene Tannen, vom Atelierfenster; dann das erste Frühlingsgrün, einen blütenüberdeckten Magnolienbaum, Azalea mollis in Orangeflammen vor den Sphinxen am Halleneingang. Dann rosaüberschneite Apfelbäume am Brombeerzaun, Holunderbäume mit ihren gelblichweißen Dolden am Brunnen. Die Rosenpergola male ich von allen Seiten. Blühende Fliederpracht vor dem Adoranten am Tempio I. Dann Sonnenblumenorgien, bunte Malvenalleen, Zypressengänge. Wilden flammenden Herbstwein auf dem grüngestrichenem Balkon. Oleanderbäume in Blütenpracht unter den weißen Eingangssäulen. Im letzten Sommer nahm ich Helga fast auf allen Bildern als Staffage, im Ziegenstall, am Springbrunnen. Die Tempiobilder allein ergaben eine stattliche Ausstellung. Trotzdem habe ich jetzt das Gefühl, als sei der Tempio für mich, wenn ich so sagen kann, ausgemalt.

Meine Seele drängt nach Neuem. War der ganze Tempio für mein Leben, meine Kunst, meine Seele nur eine Entwicklungsphase? Ich weiß es nicht. Vielleicht haben nur die schweren Schicksale, die er mir immer wieder in den wenigen Jahren gebracht hat, all die namenlosen Schmerzen und Sorgen, die er mir stets neu aufgeladen, ihn mir verleidet. Der arme Märchentraum meines Lebens! Ach, Märchen — im realen Leben! Sie haben einen harten Stand. Vielleicht ist das auch der Grund all meiner wahnwitzigen Schicksale. Ich jage zu sehr dem Außergewöhnlichen, dem Wunder nach. Ich will (ganz unbewußt natürlich) auch mein Leben aus der realen Alltagssphäre heraus zum Wunder, zum Märchen gestalten. Und das leidet die „Realität" nicht. Sie rächt sich an dem törichten Träumer. Sie bohrt ihm ihr spitzes Schwert ins Fleisch und ins Herz, bis die Schönheit seiner Wunder zerstört ist. —

Inge besuchte mich im Winter von Dresden aus, und auf ihren Wunsch feierten wir in der Halle ein nachträgliches, sehr stimmungsvolles Weihnachtsfest. Ich hatte ihr im Herbst Vortragsstunden erwirkt

bei Friederike S. in Dresden. Sie lernte sehr viel bei ihrer großen Begabung, und es entspann sich aus diesem Unterricht, nachdem sie von Dresden fort wieder nach J. zurückgekehrt war, alsbald eine glühende Freundschaft. Dieser Freundschaft gab sie sich hin mit der ganzen Leidenschaft ihrer Natur. Ich war ein paar Winterfrühlingswochen mit Emmy L. im Schriftstellerheim in Wiesbaden gewesen und hatte auf gütigst erhaltenen Freiplätzen Oper und Schauspiel genossen. Als ich zurückkam, fing diese Freundschaft von Inge und Friedel S. mir fast unheimlich zu werden an. Jedenfalls öffnete sie Inge die Augen über unhaltbare Zustände in ihrer jetzigen Lebenslage, die mir ganz klar zu beurteilen versagt geblieben waren. Und eines Tages kam Inge zu mir. Sie wollte ihr Leben selbst in die Hand nehmen.

Der Admiral setzte einem jeden meiner Kinder ein Monatsfixum aus (Helga war ja mündig, und Inge würde es in einem Jahr werden) bis zu seinem Tod, nachdem er sie zu Erben eines kleinen Vermögens eingesetzt hatte. So waren beide plötzlich selbständig geworden. Und auch mein Leben hatte sich mit eins gewandelt. Ich war nun nicht mehr allein im Tempio. Ich hatte die Geliebten zur Seite, ich hatte die Kinder wiedergewonnen, seelisch und räumlich, ich hatte die Einsamkeit, menschlicher Voraussetzung nach, überwunden bis ans Ende meines Lebens. Nun mußte endlich, endlich das Glück kommen — und der Frieden!

Vorläufig ging allerdings Helga ins Krankenhaus nach Britz als „Schwester" — großer Ideale voll. Dort in Britz habe ich mich dann November-Dezember einquartiert in einem ländlichen Wirtsstübchen nahe der Klinik. Helga besuchte mich täglich heimlich ein Viertelstündchen. Wir feierten zusammen (zu dritt) Weihnacht (Inge war in Pension in Berlin). Dort schrieb ich meinen Javaroman „Erloschene Vulkane" mit dem Motto: „Es ist ja nicht, daß die leidenschaftliche Seele je ermatten könnte mit den Jahren — es ist ja nur, daß die Enttäuschungen des Lebens ihr langsam klar machen, daß sie immer frieren muß in dieser lauen Umwelt, und daß die meisten Dinge des Lebens gar keiner großen Gefühle wert sind. Auch daß sie jämmerlich unterliegen muß, wenn sie es nicht über sich gewinnt, den Kampf mit Schicksal und Tod im Innersten ganz allein auszufechten." — —

Für den Rest des Winters ging ich nach Dresden, und im April trafen wir uns alle drei wieder im Tempio, wohin Helga, nach sechs Monaten Krankenpflege, schwer enttäuscht und in ihren Nerven angegriffen, zurückkam.

Friederike S. war im Sommer 1915 (von Helga wurden wir auch damals verpflegt) dort bei uns gewesen. Es waren künstlerisch genußreiche Tage gewesen. Ein Rezitationsvortrag reihte sich an den andern; wir wandelten mit Rosen bekränzt.

Inge studiert nun Latein und Griechisch. Als sie, nach der Auseinandersetzung mit dem Admiral, nach dem Tempio kam, schrieb sie ins Fremdenbuch der Halle: 17. Juni 1915. Regierungsantritt. Dann unterzog sie das Haus einer gründlichen Reinigung. Sämtliche Schränke wurden ausgeräumt, auf den Leib gelegt und auf der äußeren Rückwand mit Bürste, Wasserfluten und Seife bearbeitet. Sämtliche Schubladen umgeräumt, das ganze Haus auf den Kopf gestellt; Berge unbrauchbar erklärter Sachen auf den Müll geworfen. Als ich einmal nach Hause kam, fand ich den Boden des Ateliers fußhoch mit Schriften bedeckt. Auch Gewänder wurden vertrennt.

Aber es rückt sich alles wieder zurecht. Ich fange schon wieder langsam an zu wissen, wo alles liegt.

Und auch dieser furor teutonicus ist abgeebbt. Nur die Liebe bleibt. Und wächst und wächst!

Helga ist, wie ich schon erwähnte, von Britz zu uns in den Tempio gekommen und übernahm nun ihrerseits die Verwaltung. Drei Ziegen wurden von ihr als erstes angeschafft, Gärtner und Aufwartefrau entlassen und ein neuer Diener, der unsterbliche Johann, angenommen. Dann mußte auch dieser, anfangs zurückgestellt, in den Krieg. Wir bekamen keinen Ersatz. Es blieb Helga nichts andres übrig, als selber auszumisten und die Gruben zu leeren.

Auch dieser furor teutonicus ist verraucht! Aber die Liebe ist gewachsen, die Liebe zwischen mir und meinen Kindern. Sie hat uns untrennbar zusammenwachsen lassen.

Was mir mit ihnen die Zukunft bringt und ob, wie ich fühle, meiner wilden, rastlosen Seele durch sie endlich der Frieden wird, das soll der

zweite, wenn auch kleinere Band meines Lebensromans erzählen — dem, der bis hierher den wirren, tollen Hieroglyphen meines Schicksals gefolgt ist, das mich noch immer nicht zähmen konnte, wenn es mich auch langsam wandelt.

Und wenn ich bis zum Ende auch die Welt nicht zu mir zwang, wenn auch der Raubritter in mir mein Leben lang in wilden Schmerzen schrie, so möchte sein Januskopf, das Osterlamm, doch bei all denen ein mildes Verstehen und Erkennen finden, die sich die Mühe geben, mein Leben auf seine Wahrheit hin zu prüfen.

Dann strahlt mein Bild vielleicht dennoch eine kleine Weile in die Zukunft hinein, nicht weil es groß, sondern weil es echt war. Dann überlebt es vielleicht das, was heute gleißt und funkelt und doch bald erlischt.

Möchten andere Menschenseelen aus meinem Leben lernen, vernünftiger zu sein als ich und trotzdem wie ich, vom Anfang bis heute und bis zum Ende sich selber und ihren Idealen im Innersten treu zu bleiben, nicht weil sie wollen, sondern weil sie nicht anders können. Dann haben sie in ihrem Sinn gewirkt für die Ewigkeit, auch wenn sie keine Sterne, sondern nur Leuchtkäfer waren.

Wie wenige sind ewige Sterne!

„Und Ruhm und Liebe sind nur Wellenschaum,
Zerstiebt, verweht, im Element, dem feuchten.
Und Ruhm und Liebe sind nur Wahn und Traum,
Und Ruhm und Liebe sind ein Meeresleuchten."

*

Zum 150. Geburtstage der Königin Luise erschien:

Vom Leben und Sterben der Königin Luise

Erstveröffentlichung neuaufgefundener Aufzeichnungen
König Friedrich Wilhelms III.

VIII und 96 Seiten 8°. Geschenkband im Stile der Zeit M 4.40

Dieses feinsinnige Büchlein ist ein unschätzbares Gedenkblatt für die vielverehrte Fürstin, eine der edelsten Frauen deutscher Geschichte, menschlich und historisch von größtem Interesse.

Sein kostbarer Inhalt besteht aus bisher ungedruckten Aufzeichnungen Friedrich Wilhelms III. über seine Gemahlin. Diese Tagebuchblätter wurden durch Zufall im Hohenzollernschen Hausarchiv zu Charlottenburg entdeckt. Sie bilden eine Einheit, wie sie stärker kaum gedacht werden kann: die mit wehem Gefühl fast biographisch angelegte Schilderung ihres Lebens, ein gewinnendes, reines Denkmal ihrer Schönheit, Anmut und Herzensgüte; die erschütternde Erzählung vom Sterbetage der Königin; die stille Erinnerung an das erste Glück der beiden Fürstenkinder. Vom Inhalte näher zu reden, heißt die Wirkung der überaus reizvollen menschlichen Dokumente verringern, die die königliche Frau dem Herzen noch näher bringen werden, um so mehr, als auch ihre menschlichen Schwächen nicht verheimlicht werden. Heimliche Gattenliebe löst die Zunge zu warmer Beredsamkeit, der wortkarge König offenbart hier ungeahnte Tiefen des Gemüts.

So bildet das hübsch im Stile der Zeit ausgestattete Büchlein ein köstliches Geschenk an die Nation, in der die edle schwergeprüfte Königin niemals vergessen werden wird.

Ausführlicher Prospekt kostenlos

K. F. Koehler Verlag, Berlin W 9 und Leipzig